This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

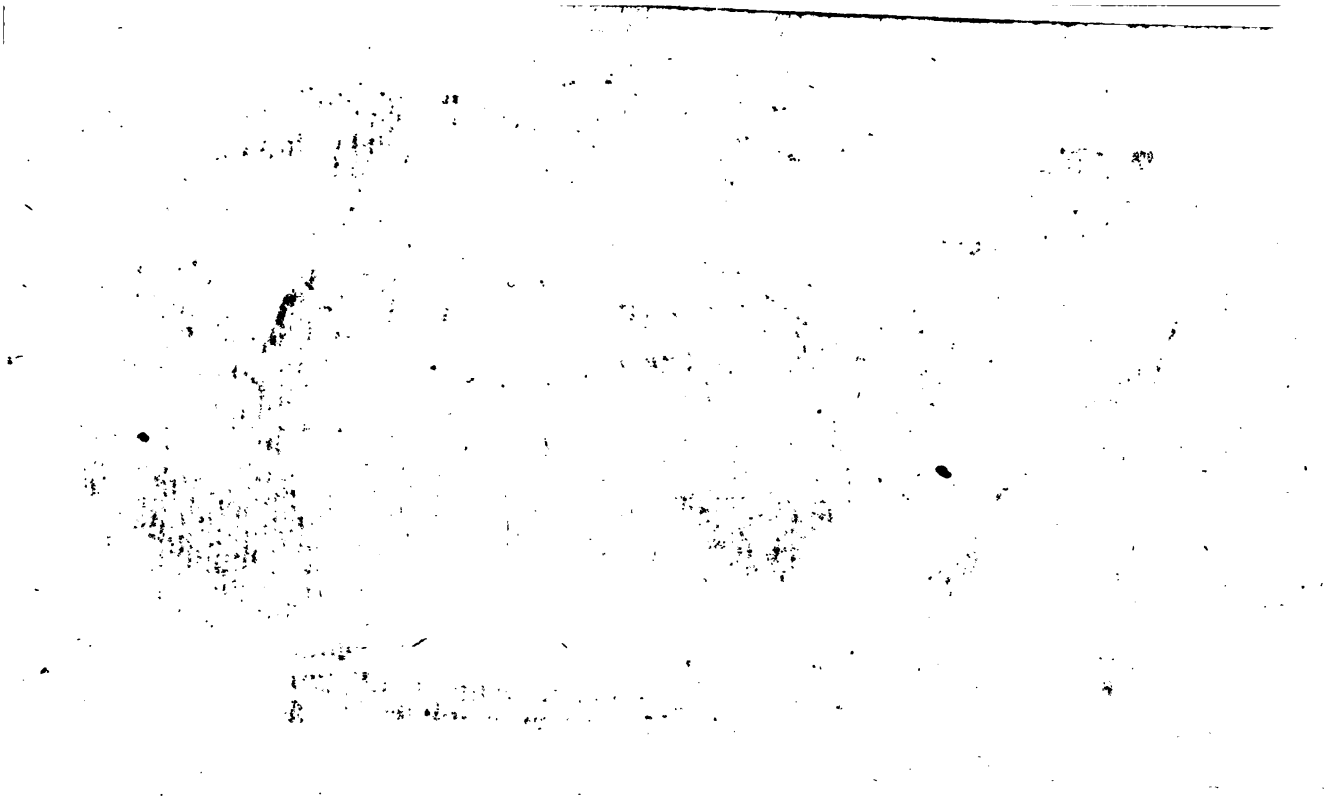
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DH
186
.V975



UNIV. OF MICH.

Van der Vynckt's

ehemaligen Mitgliedes des Staatsraths von Flandern

Geſchichte

der

Vereinigten Niederlande

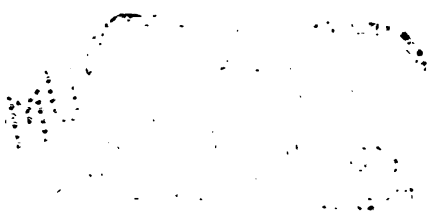
von ihrem Urſprunge im Jahr 1560. an,

bis zum Weſtphäliſchen Frieden.

Aus der höchſt ſeltenen franzöſiſchen Druckſchrift überſezt.

Zweyter Band.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1793.



Innhalt des zweyten Theils.

Fünftes Buch.

1. Abſchnitt. Der Prinz von Parma übernimmt die Statthalterſchaft. Der König beſtäthigt ſeine Ernennung. Der Erzherzog Matthias war ſchon vorher von den Generalſtaaten zu dieſer Würde berufen, und der Prinz von Oranien zu ſeinem Stellvertreter (Lieutenant) ernennet worden. Fortdauer der Unruhen. Seite 1.

2. Abſchnitt. Die herrſchende Parthey zu Gent zertrennt die Provinzen. Entſetzliche Thaten der Tyranney in dieſer Stadt. Hennegau, Artois und das Walloniſche Flandern bilden eine dritte Parthey und betriegen die Genter. Abfall der Walloniſchen Provinzen. S. 15.

3. Abſchnitt. Der Prinz von Oranien begiebt ſich nach Gent und ſtellt hier die Ordnung wieder her. Fernerer Plan des Prinzen. Schluß einer engern Conföderazion. Utrechter-Vereinigung. Neue Vorkehrungen zum Frieden; Cölner-Congreß. Ausſöhnung der Walloniſchen Provinzen und Städte mit Spanien. S. 54.

4. Abſchnitt. End der Genter-Unruhen. Der Erzherzog Matthias legt die Regierung wieder in die Hände der Provinzen. Traktat mit dem Herzog von Alençon; er wird zum Oberhaupt erwählt. Seine Liebſchaft in England. Er kömmt in die Niederlande, wird inſtallirt; es wird ihm aber bald zum Eckel. Er will einige Städte erobern; die Unternehmung auf Antwerpen mißlingt ihm. Er geht nach Frankreich zurück, und ſtirbt bald nachher. S. 82.

5. Abſchnitt. Beſondere Betrachtungen über den Prinzen von Oranien. Sein Vermögenszuſtand. Seine Plane. Er wird von Spanien aufs heftigſte in die Acht erklärt, und auf ſeinen Kopf ein Preiß geſetzt. Seine Vertheidigung in einer noch heftigern Schrift. Meuchelmörderſche Anſchläge auf ſeine Perſon. Er wird endlich zu Gent getödtet. S. 105.

Innhalt.

Sechstes Buch.

1. Abschnitt. Lage der Sachen vor und nach dem Tode des Prinzen von Oranien. Zustand seiner Familie. Schrecken in allen Provinzen. Der Prinz von Parma bedient sich dessen, und trägt einen allgemeinen Frieden an; und da dieser nicht angenommen wird, so bewirkt er einige besondere Friedens Traktate. Große Unentschlossenheit der Stände, die sich erst an Frankreich, dann an England ergeben wollen. S. 114.

2. Abschnitt. Der Prinz von Parma wird Meister im Felde und erobert alle Städte in Flandern. Neue, fürchterliche Unruhen in Gent. Imbize kömmt wieder in diese Stadt; sein tragisches Ende. Die Stadt wird ausgehungert und aufs äusserste gebracht, ergiebt sich endlich auf Capitulation; ihre Aussöhnung wird im Lager zu Bevern unterzeichnet. Brüssel, Mecheln und andere Städte ergeben sich. Berühmte Belagerung von Antwerpen, und Uebergabe nach hartnäckiger Vertheidigung. S. 127.

3. Abschnitt. Verfall der Conföderation. Der Prinz von Parma unterwirft sich eine Provinz nach der andern. Die Utrechter-Union hält sich zwar, kömmt aber durch den Tod des Prinzen von Oranien in gefährliche Zerrüttung. Unverhofte Hülfe. Spanien greift England an, und schüzt die Ligue in Frankreich. Der Prinz von Parma wird dadurch in seinen Fortschritten gehemmt, und die Vereinigten Provinzen kommen zu Athem. S. 151.

4. Abschnitt. Die Ligue in Frankreich wird von dem Pabst und von dem König in Spanien unterstützt. Bürgerkrieg und schreckliche Unruhen in diesem Reiche. Die Stände von Blois. Tod der Herren von Guise. Ungebundenheit der Liguisten. Heinrich III. wird ermordet. Das Haus Valois lösch aus. Philipp II. versucht alles, die Krone seiner ältesten Tochter zu verschaffen, und läßt den niederländischen Krieg liegen. Der Herzog von

Parma wird mitten in seinen Fortschritten aufgehalten und führt Hülfsvölker nach Frankreich. — Er stirbt zu Arras, da er von einer seiner Reisen zurückkömmt. S. 192

Siebentes Buch.

1. Abschnitt. Graf von Mansfeld, einsweiliger General-Statthalter, erhält an dem aus Spanien angekommenen Grafen von Fuentes einen Gehülfen. Anstalten, um mit einer neuen Kriegsmacht in Frankreich einzubrechen. Fortsetzung des Krieges der Ligue. Benehmen des Herzogs von Mayenne. Ständeversammlung zu Paris, um über die Krone zu verfügen. Der König von Spanien wendet seine letzten Kräfte zu Gunsten seiner Tochter, der Infantin, an. König Heinrich IV. erhält die Oberhand; er wird katholisch, läßt sich von den französischen Bischöfen absolvieren, und macht sich von Paris Meister. Die Prinzen vergleichen sich mit ihm. Die Ligue erreicht ihre völlige Endschaft. S. 249

2. Abschnitt. Erzherzog Ernest, Statthalter der Niederlande. Heinrich IV. König von Frankreich und Navarra erkläret dem Könige von Spanien den Krieg. Der Schauplaz desselben zieht sich wieder in die Niederlande. Tod des Erzherzogs Ernest. Der einsweilige Statthalter, Graf von Fuentes, setzt den Krieg glücklich fort; belagert und erobert Cambray, welches ein Privatmann, unter dem Schutze von Frankreich, unrechtmässig im Besitze hatte. Geschichte dieser Besitznehmung und ihres endlichen Ausganges. S. 289

3. Abschnitt. Der Kardinal-Erzherzog Albert kömmt als Statthalter in die Niederlande. Er setzt den Krieg glücklich fort, und macht einen siegreichen Feldzug. Alsdann schließt er den Frieden zu Vervins, und verheyrathet sich mit der Infantin Isabella, welche ihm die Niederlande zum Brautschatze bringt. Tod Philipps II. Königs v. Spanien. Die Erzherzoge kommen aus Spanien, und werden in die Provinzen eingesezt. S. 309

Innhalt.

4. Abschnitt. Fortgesetzte Reise des Erzherzogs Alberts. Seine und des Königes von Spanien Vermählung. Pabst Klemens VIII. segnet beyde zu Ferrara ein. Nochmalige Reise in Spanien. Albert und Isabelle kommen wieder zurücke, und langen in den Niederlanden an. Glückliche Regierung dieser neuen Beherrscher. Man arbeitet vergebens am Frieden. Unerhörter Wohlstand und ungeheurer Handel der Holländer in der ganzen Welt. Fortsetzung des Krieges. Belagerung von Ostende. Schlacht bey Nieuport, und andere Kriegsbegebenheiten. Friedensvorschläge. S. 362

5. Abschnitt. Tod der Königin Elisabeth von England. Der König von Schottland folgt ihr in der Regierung. Einfluß dieser Veränderung auf die Niederlande. Man arbeitet nun weit offener am Frieden. Friedliebende Parthey in den Vereinigten Provinzen. Schriften für und wider den Frieden. Wie man die eine und die andre Parthey zum Frieden geneigt zu machen sucht. Waffenstillstand von acht Monathen. Verlängerung desselben. Fast unübersteigliche Hinderniſſe, die Präliminarien zu Stande zu bringen. Die Könige von Frankreich und Großbrittanien tretten als Vermittler auf, und räumen mehrere Schwierigkeiten aus dem Wege. Man erwählt von beyden Seiten Deputierte. Spanische Abgeordnete kommen nach Holland. Die Unterhandlungen werden abgebrochen. Neue Hinderniſſe. Man schließt endlich, als es zum Frieden nicht kommen konnte, einen zwölfjährigen Waffenstillstand, welcher am 9. April 1609. zu Antwerpen unterzeichnet wird. S. 431

Fünftes Buch.

Erster Abschnitt.

Der Prinz von Parma übernimmt die Statthalterschaft. Der König bestätigt seine Ernennung. Der Erzherzog Matthias war schon vorher von den Generalstaaten zu dieser Würde berufen, und der Prinz von Oranien zu seinem Stellvertreter (Lieutenant) ernennet worden. Fortdauer der Unruhen.

Durch den Tod und die testamentliche Verordnung des Don Juan von Oesterreich wurde also Alexander Farneſe, Erbprinz und bald darauf Herzog von Parma und Piacenza, einstweiliger Statthalter der Niederlande. Er war schon seit seiner Erscheinung daselbst, vielleicht Kraft eines von Don Juan selbst erhaltenen königlichen Befehls, zu dieser Nachfolge bestimmt. So muthmaaßte wenigstens das Publikum. Man sagte, der Neſe wäre in der Absicht gekommen, um im Falle des Todes oder einer anderwärtigen Beförderung seines Oheims von der erledigten Stelle sogleich Besitz zu nehmen. Man betrog sich auch in diesen Muthmaassungen nicht. Die Bestäthigung des Königes folgte ohne Verzug auf die Nachricht von diesem Trauerfalle. 1578.

Ausserdem hatte auch schon der Spaniſche Hof solcher Nachfolgen wegen eine neue Verordnung gemacht, wozu der schleunige Tod des Comthuren Anlaaß gegeben haben soll. Um den verdrießlichen Folgen unvermutheter Fälle künftighin vorzubeugen, versah man alle Statthalterschaften entfernter Pro-

1578. vinzen, z. B. Italiens, der Niederlande, und beyder Indien, mit versiegelten Briefen, welche nur, wenn der Fall sich zutraf, erbrochen werden durften. In jedem dieser Briefe ernannte der König drey Personen, welche nach ihrer Reihe von der Statthalterschaft vorläufig Besiz nehmen sollten.

Die Spanier nennen einen solchen Bestallungsbrief: la Plica de Providentia. Die Italiäner heissen den ihrigen: il Piego. Er begreift das Vicekönigreich Neapel und Sizilien, nebst der Statthalterschaft Mayland. Gewöhnlich hatte ihn der Spanische Gesandte, oder der Cardinal Sachwalter dieser Krone zu Rom in Verwahrung. In den Niederlanden wurde das Schloß zu Antwerpen zum Verwahrungsorte bestimmt. Der Fall ereignete sich im J. 1685. als der Marggraf von Grana zu Marimont starb, wo er den Spaer-Brunnen trank. Das Piego wurde sogleich mit allen erfoderlichen Förmlichkeiten eröfnet. Die zween ersten, die darinn genennet wurden, waren todt oder abwesend. Der dritte, Don Franzesco Antonio d'Agurto, Mester de Camp General, war damals zu Gent. Auf die Nachricht seiner Ernennung begab er sich schleunigst nach Brüssel, und nahm von der Statthalterschaft Besiz, worinn er auch bald darauf vom Könige Carl II. bestäthiget, und zugleich mit dem Titel eines Marggrafen von Gastanaga bekleidet wurde. Die Geschichte der Niederlande kann dergleichen Fälle noch mehr aufweisen, wo das Piego gute Dienste that.

Doch bey Ernennung des Prinzen von Parma bedurfte man dieser Umschweife nicht. Er wurde ohne den geringsten Widerspruch von allen, die un-

ter den Befehlen seines Oheims stuhnden, für dessen Nachfolger erkannt; und nun trat er mit rühmlicher Entschlossenheit den schlüpfrigen Posten an, der ihm von allen Seiten her mit Mühe und Gefahren drohte. 1578.

Indessen erwartete jederman von diesem Helden, der schon ganz Europa mit seinem Ruhm erfüllet hatte, grosse Thaten. Die Folge wird zeigen, daß er diese Erwartungen noch übertraf. Sein unverdrossener, alles übersehender und an italienischen Ränken fruchtbarer Geist, richtete, nebst dem Glüke seiner Waffen, die sinkende Hofnung Spaniens in kurzer Zeit wieder auf, und überzeugte ganz Europa, daß er allein noch fähig gewesen wäre, die sämtlichen Provinzen ihrem rechtmässigen Regenten wieder zu unterwerfen, wenn er nicht das Unglük gehabt hätte, einem Philipp II. zu dienen. Die Merkwürdigkeiten seiner Erziehung, und der übrigen glänzenden Auftritte seines vorigen Lebens, beschreiben Strada, sein Lobredner, und so manche andere Scribenten weitläufig. Dahin verweise ich die Leser, die mehr von ihm zu wissen verlangen, als seine Thaten in den Niederlanden. Er war ein geborner Römer. Seine Mutter die Herzogin Margaretha, die uns durch ihre rühmliche Statthalterschaft in den Niederlanden bekannt genug geworden, kam im J. 1547. zu Rom mit ihm und seinem Bruder Carl als Zwillingen nieder. Beyde erhielten ihre Namen von ihren Taufpathen; Alexander von seinem Urgroßvater, Pabst Paul III. und Carl, der bald starb, von seinem Großvater dem Kayser.

Seit der gewaltthätigen Besitznahme des Schlosses vor Namur war der König, wenn wir dem

1578. Strada glauben dürfen, auf die Zurükberufung des Don Juan bedacht. Nur in der Wahl eines tüchtigen Nachfolgers fand er aus rühmlicher Sorgfalt, den Frieden wieder herzustellen, noch Schwierigkeiten. Anfangs war er gesonnen, seine Schwester wieder an das Ruder zu sezen, die sich durch ihre Klugheit und Sanftmuth eine allgemeine Liebe in den Niederlanden erworben. Granvelle, der damals noch zu Rom war, mußte sich zu diesem Unterhandlungsgeschäfte gebrauchen lassen. Allein, so geschwind, als es die Umstände erfoderten, konnte sich Margaretha nicht entschliessen; und eben die Klugheit, von welcher Philipp ehemals, da er sie nicht zu schäzen wußte, sich alles versprechen durfte, vereitelte nun, da er sich alles von ihr versprach, seine Projekte. Nach andern Schriftstellern soll er die Statthalterschaft der Mutter und dem Sohne gemeinschaftlich angetragen haben; damit dieser, was ihre Liebe nicht leisten könnte, durch die Gewalt der Waffen erzwänge. Allein Alexander, so geneigt er auch dazu war, bezog sich auf ihre Genehmigung; und über ihrem langen Bedenken erschien der Erzherzog Matthias in den Niederlanden. So wurden die Absichten mit der Mutter vereitelt. Vielleicht nahm auch Philipp dies Zaudern seiner Schwester für eine bestimmte Antwort auf. Kurz, er änderte sein Projekt, übergieng die Mutter, und hielt sich allein an den Sohn. Dieser aber, der gemeinschaftlich mit ihr, auch ohne Charakter, dem Könige zu dienen bereit war, fand nun in dem Charakter eines Fremden, mit welchem er die oberste Gewalt theilen sollte, einen Ehrenscrupel. Doch seine Ruhmbegierde und das anhaltende

Zureden Granvells, und selbst Pabst Gregor XIII. sezten ihn endlich darüber weg. So erzählen Strada und andere mehr diesen an sich sehr glaubwürdigen Umstand. Ihm sey aber nun, wie ihm wolle, genug, Alexander erschien, und fand in den Niederlanden Gelegenheit, seine Ehre, wenn er sie auch je durch die Theilnehmung eines andern geschmälert glaubte, ansehnlich auszudehnen. Denn seine Statthalterische Gewalt erstrekte sich kaum über den vierten Theil der Provinzen, da hingegen alle übrigen schon seit dem vorigen Jahre dem Erzherzoge Matthias gehuldiget hatten. 1578.

Hier ist der Ort, wo wir von diesem Nebenstatthalter umständlicher zu reden haben. Er war der dritte von sechs Söhnen Kayser Maximilian II. und von der Mutter her ein Neffe des Königes von Spanien. Alle sechs Brüder starben erblos. Der Kayser Rudolph, der unvermählt blieb, trat ihm im J. 1607. die Krone Ungarn, im J. 1611. Böhmen ab, und das Jahr darauf, da er starb, erhielt Matthias endlich auch die Kayserkrone. Dieser vermählte sich in der Folge mit Anna Katharina von Oestreich-Inspruk, einer Tochter Ferdinands, seines leiblichen Vaters, und der Eleonore von Gonzaga, dessen zweyter Gemahlin, zeugte aber keine Kinder mit ihr. Er starb den 20. März 1619. und hinterließ das Reich, nebst allen seinen Erblanden, seinem Vater Ferdinand II.

Er hatte erst 19. Jahre, als ihm diese Statthalterschaft im Namen des Königes, doch ohne dessen Wissen und, wie leicht zu denken, selbst wider seinen Willen, von verschiedenen Niederländischen Grossen, und vornämlich von dem Herzoge Philipp

1578. von Arschot, und seinem Bruder Carlen, Markgrafen von Havrech, als Häuptern einer mächtigen Parthey, heimlich angetragen wurde. Die Triebfeder so aufrührischer Anschläge, war, wie schon oben erinnert worden, eine alte Eifersucht zwischen den Häusern von Croi und Oranien, welche durch die neuliche Erscheinung dieses Prinzen zu Brüssel heftiger als jemals in Gährung gebracht wurden. Verwandschaft, Eigennuz, und vornämlich der alles hinreissende Religionseifer verschaften seinen gefährlichen Gegnern in kurzem einen mächtigen Anhang. Nicht um die neu errichtete Staatsverfassung wieder umzustossen, und die Regierung dem Könige wieder in die Hände zu liefern, nein, so weit gieng ihre Absicht nicht. Mit patriotischem Eifer widersezten sie sich bloß einem Patrioten, dessen glänzendes Ansehn alle Gewalt in sich zu vereinigen drohete. Wie er, verabscheueten sie den Despoten, und genehmigten den jezigen Plan; nur wollten sie mit ihm auch gleichen Antheil an der Regierung haben, vielleicht noch etwas mehr; denn der Neid begnügt sich selten mit dem Gleichgewichte. Dieses zu bewerkstelligen mußten sie nothwendig zu irgend einer höhern Standesperson ihre Zuflucht nehmen. Durch diese hofften sie den Prinzen in die Nothwendigkeit zu sezen, entweder unter die Rechte der Geburth sich zu schmiegen, oder, wenn er zu stolz dazu wäre, sich zu entfernen. Nach vielen geheimen Zusammenkünften, worin die Königin von England, der Pfälzische Prinz Johann Casimir, des Kurfürsten Sohn, der Herzog von Alencon, des Königs von Frankreich Bruder, und der Erzherzog Matthias vorgeschlagen wur-

den, fiel endlich die Wahl auf den lezten. Das 1578.
schlüpfrige Unterhandlungsgeschäft wurde dem Herrn von Maalstede, einem Flamändischen Edelmann aufgetragen, welcher in seiner Jugend an dem Hofe zu Wien als Page gedient, und noch immer grosse Bekanntschaften daselbst hatte. Einem so jungen und ehrgeizigen Fürsten war der Gesandte sehr willkommen. Maalstede kam und brachte den Prinzen aus Wien. Mit einem Gefolge von dreissig Personen nahmen sie den 3. Weinmonath 1577. spath in der Nacht die Post, und sezten, ohne sich aufzuhalten, ihren Weg nach Mastricht fort. Ob nun dieß alles und insonderheit die schleunige Flucht so ganz ohne Wissen und Wahrnehmen des Kayſers, und doch immer gleichsam vor seinen Augen habe veranstaltet und bewerkstelligt werden können, daran wäre billig zu zweifeln gewesen, hätte nicht Rudolph hinten nach so gewaltigen Lerm geblasen. Er schrieb den Flüchtlingen, und gab strenge Befehle, sie einzuholen; er schikte Boten mit Entschuldigungsbriefen in die Niederlande, und that alles, was er konnte, um seine Unschuld klar an den Tag zu legen. Don Juan, der auch ein Schreiben von ihm erhielt, blieb indessen immer hartgläubig. In seinem Briefe vom 25. Weinmonath an den Prinzen von Parma, der damals noch in Italien war, schreibt er unter andern folgendes:

„Ich habe gestern einen Boten mit einem Schrei„ben vom Kayſer erhalten, worin er mir von der „Entweichung seines Bruders nach den Nieder„landen, wie er vermuthet, Nachricht giebt, und „mich versichert, daß es ohne sein Wissen und wi„der seinen Willen geschehen wäre. Die Sache

1578. „ kränkt mich in der That nicht wenig. Denn ob
„ ich gleich schon seit dem verflossenen Jahre Wis-
„ senschaft davon habe, so war es mir doch immer
„ unbeareiflich, wie entweder der Erzherzog dergleis
„ chen Anträgen Gehör geben, oder, wenn er auch
„ unverständig genug dazu wäre, seine Mutter und
„ sein Bruder darein willigen könnten. Zwar über
„ die gute Kayserin, die unstreitig um den ganzen
„ Handel nichts wußte, wundre ich mich nicht;
„ vielmehr bedaure ich sie, wann ich an die ver-
„ drießlichen Folgen gedenke, die sie von ihres
„ Sohnes Leichtsinn zu befürchten hat. Aber von
„ dem Kayser stehe ich immer noch an, was ich
„ glauben soll. Er, der doch schon längst wußte,
„ was vorgieng, vereitelte nicht nur diese Anschläge
„ nicht, sondern gab auch nicht einmal dem Könige
„ Nachricht davon. Meine Maaßregeln habe ich
„ indessen schon genommen. So bald ich des Prin-
„ zen Ankunft erfahre, werde ich ihn ungesäumt
„ vor aller Verbindung mit den Ständen freund-
„ schaftlich warnen. Verachtet er meine Vorstellun-
„ gen, so giebt er mir dadurch ein Recht, ihn für
„ meinen Feind zu halten."

Auch das Publikum schien damals von der Un-schuld des Kayserś durch den Kayser so allgemein nicht überzeugt worden zu seyn. Zwar die fremden Geschichtschreiber, die von den besondern Umständen dieser Begebenheit keine Wissenschaft hatten, konnten sich vom Scheine leicht betrügen lassen. Heiß wenigstens, der Verfasser einer Reichsgeschichte, irret offenbar, wenn er im Anfange der Regierung Rudolphs sagt: „Der Prinz von Oranien und „ die verbundenen Staaten wären durch den gros-

„sen Namen, den sich Matthias durch seine „Klugheit und Tapferkeit erworben, bewogen wor„den, ihn zu der allgemeinen Statthalterschaft zu „berufen." Was mag aber, fragt hier die Niederländische Geschichte, den Prinzen von Oranien, wider dessen Willen, ja, zu dessen Beschimpfung Matthias berufen worden, bewogen haben, sich nach einem Statthalter umzusehn? Und wann er sich auch wirklich umgesehen hätte, wie weit bleibt dann, wann von einem grossen Namen die Frage ist, ein Prinz von 19. Jahren zurücke! Der Kayser (sagt Heiß ferner,) habe seine Einwilligung dazu gegeben. Woher hat er die Nachricht von dieser Einwilligung? Von dem Kayser gewiß nicht; denn dessen Erklärung haben wir eben gehört. Was den lezten Artikel betrift, so zog er zwar zu Wien noch einige Wortwechsel zwischen dem Kayser und dem spanischen Gesandten nach sich. Jedoch in den Niederlanden finden wir nicht, daß der König von Spanien in der Folge, dieses Schrittes wegen, den geringsten Unwillen gegen das Oesterreichische Haus geäussert hätte.

Die Erscheinung des Erzherzogs war also für den Don Juan nichts unerwartetes. Aber viele Grossen der patriotischen Parthey, die von dem Geheimnisse nichts wußten, sezte sie in Erstaunen, und gab ihnen reichen Stoff zu mancherley Urtheilen und Berathschlagungen. Der Prinz von Oranien selbst, dem keine von den Bewegungen seiner Neider unbekannt war, spielte indessen die Rolle der Befremdung; doch ließ er sie immer ihre Knotten knüpfen, und erwartete seinen gewissen Vortheil von der Entwikelung. Mit dieser Zuversicht kostete es ihn we-

niger Zwang, seine Empfindlichkeit über diese Erscheinung, die ihm stets unangenehm fiel, zu verhelen. Er war einer der ersten, welche den Erzherzog für den neuen Statthalter erkannten. Er vornehmlich veranstaltete auch den Vertrag über seiner Aufnahme. Man schlug eine Menge Bedingungen vor, welche in vielen Berathschlagungen anfangs zu Mastricht und dann zu Antwerpen erwogen, und endlich in ein und dreyßig Artikeln festgesezt wurden. Ihr ganzer weitschweifiger Inhalt beruhet auf folgenden drey Punkten.

Erstlich soll der Erzherzog den Gentischen Frieden beschwören. Zweytens, ohne Zuziehung des Staatsrathes und ohne Genehmigung der Generalstaaten, weder in Justiz- noch in Finanz- noch auch in Kriegssachen, selbst seine Leibwache nicht ausgenommen, durchaus nichts verfügen noch unternehmen. Drittens, den Prinzen von Oranien sowohl für den besondern Statthalter von Brabant, dafür er schon erkannt ist, als auch für den Verweser der allgemeinen Statthalterschaft, (oder, wenn wir eigentlich reden wollen, für den Vormund derselben) erkennen. Kurz, die Edikte und Verordnungen, die bisher in ihrer Ueberschrift nur einen einzigen leeren Namen trugen, sollten kraft dieses Vertrages ihrer zwey bekommen. Man stelle sich nun das mehr als spanische Etiquett dieser Ausschreiben vor! Oben an den König, mit dem ganzen Geschwader seiner Tilulatur; dann: „Nach dem Gutachten seines sehr „lieben und getreuen Neffen und Bruders des Erz„herzogs von Oesterreich, Statthalters", und wie nun auch dessen Titel weiter heissen; und endlich noch: „Nach dem Gutachten seiner sehr lieben und

„getreuen Prälaten, Edeln und Abgeordneten der „Provinzen und Städte, vorstellende die General„staaten seiner sämtlichen disseitigen Lande" u. s. w. Wir müssen Athem holen! Es sind Akten vorhanden, wo der Erzherzog General-Statthalter-Capitain (Gouverneur Capitaine General) und dann noch der Prinz von Oranien insbesondere Statthalter-Lieutenant genennet wird, worauf erst der Staatsrath und die Generalstaaten die Reihe schliessen.

Ueber alle diese Formeln, welche der Regierung das Ansehn einer Quadrupelallianz gaben, kam man mit dem Erzherzoge zu Mastricht ausdrücklich überein. Auch wurde noch diese Förmlichkeit beobachtet, daß man vorher, wie schon oben erwähnt worden, den Don Juan, durch eine Verordnung vom 7. Christmonath, seiner Statthalterschaft entsezte, ihn für einen Feind der Staaten, und alle, die ihm anhiengen, für Aufrührer erklärte.

Eine so seltsamgemischte Staatsverfassung konnte sich keine lange Dauer versprechen. Dem Erzherzoge, dem man zu so grossen Herrlichkeiten Hoffnung gemacht hatte, konnte sie am wenigsten gefallen. Da indessen der Schritt einmal gethan, und die Rückreise doch auch schimpflich war, so bequemte er sich zum Unterschreiben, hielt den 18. Jenner 1578. 1578.
in Begleitung des Prinzen von Oranien und vieler andern Grossen, zu Brüssel seinen Einzug; legte den 20. seinen Eyd ab, und wurde dann unter prächtigen Feyerlichkeiten zum allgemeinen Statthalter der Niederlande öffentlich erkläret.

Die Freudenfeste dauerten noch, als sie durch die schrekliche Nachricht von der Niederlage zu Gem-

1578. bloues plötzlich unterbrochen wurden. Die Wirkung derselben haben wir schon oben gesehen. Der Erzherzog flüchtete mit den übrigen Grossen nach Antwerpen. Wir wollen hier auf einige Zeit von ihm Abschied nehmen, und zu seinem Gegenstatthalter zurückkehren. Dieser traf bey seinem Eintritte beynahe eben die Schwierigkeiten an, die Don Juan, sein Vorgänger, bey dem seinigen fand. Von allen Provinzen hielt sich Luxenburg, nebst einem grossen Theile von Limburg und Namur, allein noch zur Spanischen Parthey. Wie schwach war also, in Vergleichung mit der so weit ausgebreiteten Macht seiner Feinde, die seinige! Ausser ihrer eigenen Armee, die sie aus so vieler Provinzen Beytrag unterhalten und verstärken konnten, durften die verbundenen Staaten noch auf die zwey Heere des Herzogs von Alencon und des Prinzen Casimirs zählen, welche sich seit des Erzherzogs Ankunft in gleicher Absicht den Niederlanden genähert hatten. Matthias hatte zwar die Würde, nach der sie strebten, vor ihren Augen schon in Besitz genommen. Allein dadurch liessen sie sich mit ihren Ansprüchen noch nicht ganz abweisen. Bey den öftern Staatsveränderungen warteten sie immer noch auf günstige Wendungen. Casimiren unterstützte die Königinn von England. Ein guter Theil seiner Truppen waren Engländer und stuhnden in Englischem Solde. Mit dem Herzoge von Alencon hingegen verstuhnden sich einige Grosse seiner Nation. Denn von dem Hofe selbst, der aus Staatsursachen keinen Antheil an seinen Projekten nehmen durfte, und der innerlichen Unruhen wegen, die das Reich im Grund erschütterten, in der That auch nicht helfen konnte,

hatte sich dieser Prinz keinen thätigen Beystand zu 1578.
versprechen. Er mußte also das Beßte von jenen geheimen Werbungen der Königinn von Navarra, seiner Schwester, hoffen. Diese Prinzessin, eine Dame von erhabenen Einsichten, wofür sie wenigstens damals gehalten wurde, spielte, während ihres Aufenthalts in den Niederlanden und in Spa zwo Rollen auf einmal. Ueberall hatte sie Kundschafter, welche eine ziemliche Anzahl Standespersonen, auch gemeiner Edelleuthe aufzuspüren wußten, die, nebst der allgemeinen Erbitterung wider die Spanier, zugleich auch einen Haß wider die Regierung der Generalstaaten äusserten. Diese Mißvergnügten, die sich nach neuen Veränderungen sehnten, waren leicht zu gewinnen. Man versprach ihnen mächtige Unterstützungen aus Frankreich. So bildete diese Königinn in den Niederlanden eine besondere Parthey für ihren Bruder, den sie vorzüglich liebte. Diesem sollte Hennegau zu Theil werden, an dessen Grenzen er nun, wider seines Bruders des Königes Willen, der wenigstens aus Achtung für den Spanischen Hof die Unternehmung öffentlich mißbilligte, mit einem französischen Corps umher streifte. Allein diesmal erreichte er seine Absicht nicht; doch bahnte ihm dieser Versuch den Weg zu der Vereinigten Provinzen Oberherrschaft, die er, wie wir in der Folge sehen werden, nach zweyen Jahren erlangte.

Inzwischen war das Publikum auf die besondern Absichten dieser fremden Prinzen nicht sonderlich aufmerksam. Man hielt beyde Heere für Hilfstruppen der Vereinigten Staaten. Diese Meynung war auch der patriotischen Parthey weit vortheilhafter,

1578. als die wirkliche Hilfe, die beyde Prinzen nur in so fern leisteten, als sie eines jeden Absicht gemäß war. Die gemeine Sache aller drey Partheyen sezte den Prinzen von Parma in eine so schlimme Lage, daß er die größte Vorsicht, und die völlige Anstrengung seiner Kräfte nöthig hatte, um sich auch nur im Vertheidigungsstande zu erhalten.

Jezt ist es Zeit, jene wichtige Begebenheit aufzuführen, wodurch dem gemeinen Feinde der längst gewünschte Vortheil zufiel, die zertrennten Provinzen nach und nach einzeln wieder unter seinen Gehorsam zu bringen. Die Bande der Einigkeit, womit die Provinzen aller feindlichen Macht vielleicht immer hätten Troz bieten können, wurden durch diese Begebenheit größten Theils zerrissen, die Waffen der Verbundenen wider sie selbst gekehrt, und die neue Staatsverfassung beynahe übern Haufen geworfen. So wichtiger Folgen wegen verdient also dieser Umstand, so unerheblich er auch in seinem Ursprunge war, eine ausführliche Behandlung. Die Deutlichkeit nöthiget mich bis zum Ursprunge zurückzugehen; denn schon vor einigen Jahren gab die Herrschsucht etlichen unruhigen Köpfen den unseligen Gedanken ein, sich zu unabhängigen Häuptern aufzuwerfen. Ihre Tyranney stiftete Empörungen, die an Greuel alle vorigen übertroffen. Voll Erbitterung wider diese neuen Despoten warfen sich etliche benachbarte Provinzen wieder in die Armee der Spanier; und ihnen folgte bald der größte Theil der übrigen. So wurde, was anfangs eine Privatsache war, in weniger als zweyen Jahren ein Staatszwist, welcher die vereinigte Macht zersplitterte, und alles in Verwirrung brachte.

Zweyter Abschnitt.

Die herrschende Parthey zu Gent zertrennt die Provinzen Entsetzliche Thaten der Tyranney in dieser Stadt. Hennegau, Artois und das Wallonische Flandern bilden eine dritte Parthey und bekriegen die Genter. Abfall der Wallonischen Provinzen.

Seit zehn und mehr Jahren innerlicher Kriege mußte nothwendig der Muth der Niederländer, so wie er nach und nach durch die Grausamkeiten eines Herzogs von Alba, durch die Rasereyen spanischer Truppen, und durch so steife Maaßregeln eines Philipp II. zur Erduldung der äussersten Noth abgehärtet worden, in gleiche Wildheit und Hartnäckigkeit ausarten. Die Noth hatte ihnen die Waffen in die Hände gegeben; die Rachgier hatte sie zu Helden gebildet; der Sieg machte endlich ihrer viele zu Unmenschen. Alle Einwohner wurden durch die lange Dauer eines so heftigen Krieges erfahrne Kriegsleuthe und tapfere Soldaten. Von den ersten waren in gegenwärtigen Zeiten nur wenige noch am Leben. Die meisten fanden theils unter der Hand des Scharfrichters, theils auf dem Schlachtfeld, ihren Tod. Der Tod der Väter erhizte die Rachgier der Söhne immer mehr. Unter den sämtlichen Landstruppen war nicht leicht einer zu finden, den nicht, ausser der gemeinen Sache des Vaterlandes, noch ein Familienintereſſe, der Verlust seiner Blutsfreunde, oder seiner Güter, in Wuth sezte. Diese auf die Kinder fortgeerbte Leidenschaft dehnte sich nach und nach, gleich einer wurzelnden Pflanze, unter allen

Ständen und Altern aus, und theilte der ganzen Nation einen Geist mit, der dem spanischen ziemlich gleich kam. Aus diesem Grunde erkennen wir, warum viele einsichtsvolle, gelehrte, auch sonst tugendhafte Männer, so heftig ja oft noch heftiger wider die Spanier wütheten, als selbst das gemeine Volk, das sich, ohne ihr Aufhetzen, so störrisch und unmenschlich vielleicht nicht erwiesen hätte. Dieser Haß zeichnet sich bey allen diesen Anführern in ihrem Charakter, in ihren Schriften, in ihren Staatsgeschäften, und allen ihren Unternehmungen ganz besonders aus. Einige giengen in ihrer Rache so weit, daß sie sogar den Glauben verliessen, den sie mit dem Feinde gemein hatten, und ihr Heil bey den Irrgläubigen suchten. Denn, da der Verfolgungsgeist anfänglich bloß übertriebener Religionseifer war, so geschah auch hier, was überall zu geschehen pflegt. Der Haß gegen die Religionseiferer kehrte sich endlich wider die Religion selbst.

Ich könnte hier manche sonst verehrungswürdige Männer zum Beyspiel anführen, welche in jenen unseligen Zeiten der Wuth und Verblendung von dem heftigen Strome hingerissen wurden, und ihrer Tugend wegen besserer Zeiten würdig waren.

Ungleich mehr Uebels, als diese Betrogenen, stifteten Leuthe von ganz anderer Art. Ruchlose, die sich über alle Gesetze der Religion, des Staats und der Ehre hinaus sezten, um ihrem Stolze auf den Trümmern ihres Vaterlandes und auf den Leichen ihrer Mitbürger einen Thron zu errichten. Unter diesen Schandflecken der Nation sind vor andern zween Edelleuthe berüchtigt, die in der Geschichte der Niederländischen Unruhen, durch ihre Thaten

so

so wohl als durch ihr tragisches Ende, gleich Herostraten unsterblich geworden. Der eine, Johann Imbiz, stammt aus dem berühmten Geschlechte der Silly, welche unter verschiedenen Namen in Flandern, Hennegau und Frankreich in dem größten Ansehen gestanden haben. Er war ein Mann von aufgewecktem Geiste, der mit einer natürlichen Beredsamkeit die Kenntniß vieler fremden Sprachen, die er sich auf seinen jugendlichen Reisen erworben hatte, und eine ziemliche Belesenheit verband. Da er dieser Fähigkeiten wegen oft zu obrigkeitlichen Aemtern erwählt wurde, so erlangte er noch dadurch eine grosse Fertigkeit in den Staatsgeschäften, und lernte die Stärke und Schwäche der Stadt Gent, und der ganzen Provinz besser als jemand kennen. Allein diese an sich löblichen Eigenschaften schändete er durch seine unbändige Herrschsucht, die jeder höhern Gewalt, selbst den heiligsten Pflichten der Religion so wohl als des Staates trotzte; und durch einen tückischen Charakter, der, gleich einem Chamäleon, jede Gestalt anzunehmen wußte, die seinen Absichten gemäß war. Mit einer seltenen Dreistigkeit hatte er sich anfangs der spanischen Tyranney widersezt, und so den Weg zu seiner Grösse gebahnt. Mit gleicher Frechheit lehnte er sich nachher auch wider den Erzherzog, den Prinzen von Oranien, den Staatsrath, überhaupt wider alle auf, die ihm zu gebieten hatten. Keine Befehle wollte er erkennen, als die er sich selber gab. Selbst wider die Franzosen erklärte er sich öffentlich; und das Bewußtseyn ihres gereitzten Zornes gab ihm nachher den vielleicht einzigen demüthigen Gedanken ein, während der Anwesenheit des Herzogs von Alencon

sich zu entfernen. Zwar in Widerwärtigkeiten blieb er sich, vornehmlich in seinen lezten Jahren, nicht immer gleich. Im Glücke aber war er kühn bis zur Verwegenheit, immer gebietherisch und grausam. Von beynahe gleichem Charakter, nur noch etwas ungestümer, war sein Mitgeselle, Franz von Kethulle, Herr von Ryhov, ein Edelmann von sehr gutem Hause, welcher sich von dem Prinzen von Oranien, dem er besonders ergeben war, in vielen Stücken leiten ließ.

Diese zween Rädelsführer hatten unter den Bürgern so wohl, als unter dem Adel, der schon grösstentheils durch die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft mit ihnen verbunden war, eine grosse Menge Anhänger. Denn da sie die Freyheit immer im Munde führten, und über Erpressung und Sklaverey schrien, so sahen sie selbst viele angesehene und rechtschaffene Bürger für patriotische Helden, für Retter des Vaterlandes an. Auch die Familienursachen, die sich mit dem Staatsinteresse vermenget, und selbst den edlern Theil des Volkes in den Wirbel mit hineingezogen hatten, trugen zur Verstärkung ihres Anhanges nicht wenig bey. Doch verliessen sie sich nicht so wohl auf den Beytritt der Edeln und Edelgesinnten, als vielmehr auf die Rotte des stürmischen Pöbels, dessen Gunst zu gewinnen sie auf die niederträchtigste Art bemühet waren. Und wie leicht war es ihnen durch leuthseliges Betragen, durch Geschenke, Versprechungen, Nachsicht und Schutz vor allen Arten von Muthwillen und Bosheit, dem rohen Haufen die feurigste Liebe und die tiefste Ehrfurcht für sich einzuflössen! Die Stadt Gent, die damals eine der größten von Europa

war, begriff eine ungeheure Menge Volkes, meistens Handelsleuthe und Handwerker, worunter sich aber auch ein grosser Schwarm Müssiggänger befand, welche seit den Auswanderungen so vieler Manufakturen, aus Mangel der Arbeit, vom Raube lebten, und nichts so sehr als Meuterey und Aufruhr wünschten. Unter den sämmtlichen Einwohnern herrschte von jeher ein unruhiger und störrischer Geist, der durch langwierige Kriege und öftere Empörungen immer kühner und wilder geworden war.

Der niedrige Pöbel bestuhnd gröstentheils aus Calvinisten, oder vielmehr aus Ungebundenen, welche Kirchen und Klöster und alle Güter der Katholicken aus vorgespiegelter Religionspflicht plünderten und verheerten. Hembise oder Imbiz und Ryhov setzten sich an die Spitze dieser Buben, brachten den Namen Geuse wieder in Gang, und machten dadurch ihre Parthey zu einer der mächtigsten. Je doch wie manche Verbrechen und Bubenstücke mußten sie indessen übersehen, wie manche schreyende Ungerechtigkeiten begehen, wie manche Beschimpfungen in Anfällen wunderlicher Launen, denen auch der geschmeidigste Pöbel so oft ausgesetzt ist, erdulden, bis ihre Parthey so mächtig wurde! Allem Greuel der Anarchie öfneten sie die Thore. Der ausgelassene Pöbel stürmte auf die Katholicken los, übte an Kirchen, Klöstern und Bildern allen Frevel aus, und stürzte die Stadt wieder in ihr voriges Elend zurück. Durch eine so ausserordentliche Nachsicht machten sich die beyden Häupter, die im Anfange noch ziemlich einstimmig waren, um den rohen Haufen immer verdienter, und thaten endlich Riesenschritte zur Tyranney. Auf den ersten Wink konnten

sie die ganze Stadt in Aufruhr und mehr als 20000. Mann in die Waffen bringen. Auch geschah es mehr als einmal, daß sie, ohne Noth, bloß um ihre Macht zu versuchen und Furcht einzujagen, Lerm machten, und ihre Leuthe Tag und Nacht in den Waffen hielten.

Gegen das Ende des J. 1577. wagten sie endlich einen Streich, der verwegener als alles, was oben von den Reformatoren der Regierung erzählt worden, und für die sämtlichen Vereinigten Provinzen, insonderheit für Flandern, von den traurigsten Folgen war.

Fast zu gleicher Zeit, als der Prinz von Oranien zum Ruwaarde von Brabant erwählet wurde, gaben die Staaten dem Herzoge von Arschot statt einer Entschädigung die Statthalterschaft von Flandern, die der Graf von Roeulx durch seinen Uebergang zur spanischen Parthey erlediget hatte. Imbiz und Ryhov, welche eben damals ihren Zweck am eifrigsten verfolgten, waren mit dieser Ernennung, die ihnen ein gewaltiges Hinderniß in den Weg schob, sehr unzufrieden. Um sich in der Gunst des Volkes desto fester zu setzen, hatten sie sich zur Wiederherstellung aller alten Rechte und Privilegien, und insonderheit der freyen Wahl der Ober- und Unterschöppen anheischig gemacht, welche Kayser Carl V. im J. 1540. der Stadt und den zwey und fünfzig Zünften genommen hatte. Man schickte in dieser Absicht Abgeordnete nach Brüssel, und hielt mit Bittschriften unermüdet an.

So stuhnden die Sachen, als der Herzog von Arschot den 23. Weinmonath 1577. mit einem grossen Gefolge zu Gent erschien, und von seiner Stats

halterschaft Besitz nahm. Um sich den Bürgern, die ihn prächtig empfiengen, gefällig zu erzeigen, sagte er ihnen gleich bey seiner Ankunft, daß er etwas ungemein Erfreuliches für sie mitbrächte, und nannte, was ihnen so nahe am Herzen lag, ihre Privilegien. Mit der Reise hatte er desto mehr geeilet, weil eben damals die Generalstaaten, die Bischöfe von Brügge und Ypern, der Statthalter von Wallonisch-Flandern, und fast alle Befehlshaber der Städte, nebst einer Menge anderer Grossen zu Gent versammelt waren, um sich über Staatsangelegenheiten zu berathschlagen, die damals ihre ganze Aufmerksamkeit erfoderten. Ueber so wichtigen Geschäften, die nun des Herzogs einzige Sorge waren, mögte ihm wohl das Ungestümm der Handwerker und Weber, die, nach einmal gethaner Zusage, Tag und Nacht auf die Erfüllung derselben drangen, desto beschwerlicher gewesen seyn. Da er sich aber gleich anfangs so deutlich erklärte, so fragt man billig: Hatte er wirklich dies angenehme Geschenk von Brüssel mitgebracht? Oder wollte er mit so süsser Hoffnung die Bürger nur hinhalten? Dies glaubten wenigstens Imbiz und Ryhov; und nun wurde die That beschlossen, und mit der gröbsten Tollkühnheit ausgeführt. Ryhov war schon in dieser Absicht nach Doornik, wie er sagte, verreiset; auf der Strasse aber hatte er sich nach Antwerpen gedrehet, um den Anschlag dem Prinzen von Oranien zu eröfnen. Diesem wollte er nicht gefallen, es sey nun, daß er ihm zu gefährlich, oder auch an sich selbst tadelnswürdig schien. Doch Ryhov bestuhnd immer darauf. Er zeigte an dem Beyspiele des Herrn von Glimes zu Brüssel, wie

viel oft ein Waghals durch eine einzige Verwegenheit, welche Erstaunen erregt, und alle Triebräder der Geschäftigkeit auf einmal stoken macht, ausrichten könnte. Endlich sagte ihm Aldegonde (denn der Prinz war zu hartgläubig) im Vertrauen: Er sollte nur gehen, und thun, was ihn gutdünkte. Mit dieser Antwort kam Ryhov den 28. Weinmonath gegen Abend nach Gent zurück.

Dies war eben der Tag, da das anhaltende Geschrey der Handwerker den Herzog aus der Fassung brachte. Auf einige Drohungen, die er im Zorn ausstieß, machte Imbiz Lerm, und sogleich stuhnd ein fürchterlicher Haufen in den Waffen. Doch der Aufruhr wurde noch vor Abend glücklich gedämpfet. Kurz darauf erscheint Rihov. Imbiz erzählt ihm den Vorfall, und Rihov stampft vor Unwillen, daß man die Bürgerschaft aus den Waffen gelassen habe; fährt über Imbizen her, verweist ihm seine Unthätigkeit, mitten in der Gefahr, da die Bischöfe und die ganze Versammlung der Grossen auf nichts geringeres, als auf die gänzliche Zerstreuung ihrer Parthey bedacht wäre, und fodert ihn rasch auf, der drohenden Gewalt zuvorzukommen. Der Bürgerhauptmann Mieghem und etliche Braven von der Parthey, welche gegenwärtig waren, stimmten Ryhove's Projekte bey, und die Ausführung wurde auf der Stelle beschlossen. Man beschikte heimlich die Anführer, die ihre Leuthe ohne Verzug und Geräusch aufführten. Allein von den Bürgern, die sich den Tag über müde gelermt hatten, und nun, da sie ruhen wollten, auf ihr Recht pochten freywillig zu dienen, blieben so viele zu Haus, daß man von der aufgebotenen Mannschaft nur die Hälfte

zusammenbringen konnte. Doch der Entschluß war einmal gefaßt, und keine Schwierigkeit konnte die Rädelsführer mehr abschrecken. Imbiz blieb mit einem grossen Trupp zurück, um im Nothfalle Verstärkungen nachzuschicken. Ryhov aber begab sich gegen Mitternacht auf den Marsch, bemächtigte sich des alten Schlosses wo das schwere Geschüz lag, vertheilte seine Mannschaft in verschiedene Haufen, und besezte die vornehmsten Plätze der Stadt. Ueber dem Lerm wurden die Mattherzigen wieder muthig, griffen, da sie sahen, daß es nun Ernst war, gleichfalls zum Gewehr; und so rottete sich endlich die ganze Bürgerschaft zusammen. Gegen Morgen erschien Ryhov mit einer starken Mannschaft vor dem Hofe von St. Bavon, wo der Herzog seine Wohnung hatte, und wollte im ersten Sturm das Thor einrennen. Ueber dem Gepolter fuhr jener mit seinen Leuthen auf, und stellte sich zur Gegenwehr. Da er aber die Uebermacht der Feinde, und das Feuer sah, das man anlegen wollte, gab er der Gewalt nach, und ließ das Thor öfnen. Hier wäre er, hätte Ryhov selbst ihn nicht vor der Wuth des Pöbels geschüzt, niedergemacht worden. In seinem Schlafroke griff ihn dieser, und brachte ihn in sein eigen Haus in Verwahrung. Zu gleicher Zeit wurden auch aufgehoben die Bischöfe von Brügge und Ypern; der Herr von Mouscron Oberamtman von Gent, nebst seinem Sohne; der Herr von Raßinghem, Statthalter von Wallonisch-Flandern; der Herr von Sweveghem, Befehlshaber von Oudenarde; der Herr von Erpe, Oberamtmann von Courtray; der Herr von Ecke, Johann Visch Amtmann von Ingelmonster, nebst

den Räthen von Flandern, Jacob Hessels und Johann de la Porte. Den Hof von Ravenstein, wo der Rathspräsident von Pamele wohnte, nahm man auch mit Sturm ein. Allein der Präsident war schon entronnen, und sein Bruder, den man allein antraf, wurde den andern Morgen wieder losgelassen.

Allen diesen Gefangenen gab Ryhov in seiner Wohnung Quartier. Denn ob er gleich meistens zu Dendermonde, wo er Befehlshaber war, sich aufhielt, so hatte er doch auch zu Gent ein ansehnliches Haus, worin alle diese Gäste Plaz fanden. Das Hauptgebäude ist noch wirklich vorhanden. Man trug Sorge, jedem, so weit es sich thun ließ, ein besonderes Zimmer zu geben.

Den folgenden Tag blieben alle Thore der Stadt verschlossen. Der Herr von Olhain allein, den der Prinz von Oranien, um den Ausgang zu erfahren, Ryhoven nachgeschickt hatte, wurde insgeheim ein und aus gelassen.

Daß dieser Prinz den Anschlag nicht gebilliget habe, dies meldet die Geschichte zuverlässig; daß er aber doch über diese Demüthigung des Herzogs und seiner Anhänger eine Art von Schadenfreude empfunden, dieß läßt sie uns vermuthen. Allein diese Freude, wenn er sie auch wirklich hatte, konnte bey einem Manne, der sich die Folgen dieses Aufstandes in ihrem ganzen Umfange so deutlich vorstellte, ohne Bitterkeit nicht seyn. Unerträglichen Uebermuth so verwegener Häupter nach einem so glücklich ausgeführten Streiche; Empören wider ihre Tyranney; Abfall vieler Provinzen von einem noch so schwach befestigten Bunde: Diese, und so

manche Zerrüttungen mehr, sah er eine nach der andern aus einer solchen Gewaltthätigkeit entstehen, und beseufzte die grossen Vortheile voraus, welche die Spanier daraus ziehen würden.

In der Folge werden wir sehen, wie richtig der Prinz von dieser That urtheilte, und was für Mittel er anwandte, um das Uebel theils in der Geburth zu ersticken, theils in seinem Strome zu dämmen.

Man kann sich die Bestürzung leicht vorstellen, welche nach diesem Aufstand etliche Tage hindurch zu Gent herrschte. Die Bürger blieben in den Waffen, die Plätze besezt, die Ketten gespannet, und alles im Aufruhr.

Die zween Rädelsführer säumten nicht, sich ihrer Vortheile zu bedienen. Sie fiengen an, Truppen zu werben, die Häuser der Finanzbedienten mit Wachen zu besetzen, und sich aller öffentlichen Gelder zu bemächtigen. In Ansehung der Staatsverwaltung überhaupt machten sie eine Art von Theilung unter sich. Ryhov übernahm das Kriegswesen, und alles was Gewalt erfoderte. Seinem Mitherrscher Imbiz überließ er die Sorgfalt für die bürgerliche Verfassung. Dieser entwarf sich unterdessen den Plan eines Freystaates, worein er früh oder spath, freywillig oder mit Gewalt, ganz Flandern zu ziehen gedachte. Immer führte er das Beyspiel der Schweizer im Munde, und pries dem Volke derselben Staatsverfassung unter gewissen Einschränkungen und Verbesserungen, wofür er sorgen würde, als das vollkommenste Muster an. Es versteht sich, daß nach diesem Plane die oberste Gewalt ihm selbst auf immer zugehörte.

Dieser neue Gesetzgeber war, wie schon angemerkt worden, nicht ganz fremd in den Wissenschaften. Er hatte einige Alten gelesen, und sich daraus eine verworrene Kenntniß von den Republiken Roms und Griechenlandes gesammelt. Archonten, Ephoren, Tribunen, und dergleichen Würden mehr, die sie brauchten um dem Ansehn eines furchtbaren Senates das Gegengewicht zu geben, lagen schon in seinem Gehirn. Er durfte sie nur mit seinem Staate vergleichen, und das Anwendbare wählen, so war sein Plan fertig.

Zwar hatte er von der Stadtobrigkeit, die ihn schon für ihr Haupt erkannt hatte, nun noch nichts zu befürchten. Allein für die Zukunft erfoderten seine grossen Entwürfe alle mögliche Vorsicht. Er führte also eine neue obrigkeitliche Gewalt ein, welche im Nothfall fähig seyn könnte, der alten die Wage zu halten. Den ersten Wintermonath 1577. ließ er die neue Verfassung und die Wahl von achtzehn Personen bekannt machen, welche theils von Adel, theils angesehene Bürger, alle aber von seinem Anhange waren. Was er also künftighin bey dem Magistrate nicht durchtreiben könnte, das sollten seine Archonten, Ephoren, Tribunen bewirken, die ganz nach seinem Willen gestimmt waren.

Diese aus den verschiedenen Quartieren der Stadt gezogenen Regimentsherren stellten mit Imbizen ihrem Haupte, und einem Staats- oder Geheimschreiber, die völlige Republick vor. Die Erfindung war so neu und unerhört, daß man ihr keinen Namen zu geben wußte. Bald hiessen diese Herren Achtzehner, bald Achtbare, bald verordnete Herren, bald Beysizer. Ihr erste Sorge war, die

alten Rechte, Freyheiten und Gebräuche, welche Carl V. abgeschafft hatte, wieder in ihre völlige Gültigkeit, und jeden Bürger wieder in den Besitz der von der Generalität eingezogenen Güter zu sezen.

Hierauf griffen die zwey und fünfzig Handwerker wieder zu ihren Fahnen, traten in ihre Ehren und Würden zurück, und versammelten sich neuerdings auf ihren Zunftstuben. Jede Zunft wählte sich ihren Deeken; und diese schritten dann zur Wahl eines Oberdeeken.

Die Weber, welche wieder ihre besondern Ambachten hatten, thaten dasselbe.

Da ferner die Bürgerschaft in regulierte Compagnien getheilt, von Hauptleuthen und Obersten angeführt, auch die gedungene Miliz in der Stadt Sold war; so fanden Imbiz und Ryhov für gut, aus den Befehlshabern der sämtlichen Truppen einen Kriegsrath zu bilden, und denselben an den Berathschlagungen der neuen Regierung Theil nehmen zu lassen. Durch solche Krümmungen leiteten sie die Verhandlung der Staatssachen nach ihrem Zwecke. Auf dem vereinigten Gutachten so mannichfaltiger Collegien ruhete die gesezgebende Macht; wenigstens erhielt keine Verordnung die Kraft eines Gesetzes, ohne diese vorläufige Stimmensammlung. Alle die verschiedenen Canäle aber besezten beyde Häupter mit ihren Creaturen, so daß sie sich, falls die Meynungen der einen ihren Erwartungen nicht gemäß wären, auf die Widersprüche der andern sicher verlassen durften.

Alle diese Neuerungen führten sie mit gemeinschaftlicher Einwilligung des Rathes und der Bürgerschaft einer so vielköpfigen Republick ein.

Solchergestalt nahm jede Verhandlung von der Kammer wo sie vorgeschlagen wurde, ihren Weg durch den Kriegsrath, die verschiedenen Glieder des Weberhandwerks, die zwey und fünfzig Zünfte, die Collaze, die Stadtobrigkeit, bis zum Gerichte der Achtzehner, da sie dann endlich zum Schlusse gebracht wurde. Man stelle sich die Verzögerungen, Zwistigkeiten, und Unruhen vor, die aus den Berathschlagungen einer so schäkichten Synode, aus solcher Menge stimmehabender Körper und Köpfe, unaufhörlich entstehen mußten.

In Beziehung auf diese Vorfälle, welche auf die Geschichte unserer Unruhen einen so wichtigen Einfluß hatten, thu' ich hier einer Originalurkunde Erwähnung, die wenigstens ihrer Seltenheit wegen angeführt zu werden verdient. Denn in Betrachtung der folgenden Veränderungen, und der triftigen Gründe, welche die Stadt Gent hatte, diese Schriften zu unterdrücken, zweifle ich sehr, ob sie auf dem daßigen Archive noch so ächt und vollständig zu finden sey, als ich selbst sie besitze. Sie kömmt von einem Staats- oder Geheimschreiber dieser Stadt, welcher von den Rathschlüssen, die damals gefasset wurden, so wie er sie, seinem Amte gemäß, in das Protocoll eintrug, für sich insbesondere Abschriften nahm. Sie bestehen aus verschiedenen Heften, welche in Pergament zusammen gebunden sind, und einen mäßigen Folioband ausmachen. Die Data dieser Schlüsse laufen von dem Wintermonath 1577. bis in den Brachmonath 1579. und zeugen bis zu Ende von dem Fleisse des Sekretars, der sie alle eigenhändig abschrieb. Im J. 1601. machte er damit, wie aus einer Note am Eingange zu ersehen,

einem Freunde von seiner Verwandtschaft ein Geschenk; und auf gleiche Art bin ich nachher selbst zu dem Besitze derselben gekommen.

Alles ist in der schönsten Ordnung eingetragen. Auch sind die Aufsätze sehr regelmässig. Zu jedem Rathsschlusse hat sich der Verfasser die Mühe gegeben, auch die Meynungen der ersten Stimmhaber hinzuzuschreiben. In Betrachtung des grossen Umweges, den die Verhandlungen nehmen mußten, ist es beynahe ein Wunder, daß die Schlüsse noch so einmüthig waren. Nur zwey bis drey Ausnahmen finde ich, wo bey getheilten Stimmen Ryhov mit seiner Parthey das Uebergewicht bekam.

Durchgehends, selbst in den wichtigsten und schlüpfrigsten Geschäften, herrschet einerley Ton, Form und Methode. Abgeschmackte und zum Theil äusserst anstössige Fragen in Religionssachen; Auflagen, Gelderpressungen, selbst die gewaltthätigsten Vorschläge, werden hier mit gleich kaltem Blute entschieden, und mit einer so einnehmenden Tünche überzogen, daß nirgends weder der Geist des Aufruhres noch selbst die geringste Unbescheidenheit hervorleuchtet. Vielmehr findet man mitten in diesem Chaos eine gewisse Ordnung, die man bewundern muß.

Indessen glaube ich doch von dem Wunderbaren einer so seltenen Einmüthigkeit natürliche Ursachen genug angeben zu können. In der ersten Hitze war die herrschende Parthey zu stark, und, da sie von einerley Grundsätzen getrieben war, zu einmüthig, als daß man es hätte wagen können, ihr zu widersprechen. Alles war lange vorher, ehe es in Vorschlag gebracht wurde, schon eingeleitet und so gut

Solchergestalt nahm jede Verhandlung von der Kammer wo sie vorgeschlagen wurde, ihren Weg durch den Kriegsrath, die verschiedenen Glieder des Weberhandwerks, die zwey und fünfzig Zünfte, die Collaze, die Stadtobrigkeit, bis zum Gerichte der Achtzehner, da sie dann endlich zum Schlusse gebracht wurde. Man stelle sich die Verzögerungen, Zwistigkeiten, und Unruhen vor, die aus den Berathschlagungen einer so schäkichten Synode, aus solcher Menge stimmehabender Körper und Köpfe, unaufhörlich entstehen mußten.

In Beziehung auf diese Vorfälle, welche auf die Geschichte unserer Unruhen einen so wichtigen Einfluß hatten, thu' ich hier einer Originalurkunde Erwähnung, die wenigstens ihrer Seltenheit wegen angeführt zu werden verdient. Denn in Betrachtung der folgenden Veränderungen, und der triftigen Gründe, welche die Stadt Gent hatte, diese Schriften zu unterdrücken, zweifle ich sehr, ob sie auf dem dasigen Archive noch so ächt und vollständig zu finden sey, als ich selbst sie besitze. Sie kömmt von einem Staats- oder Geheimschreiber dieser Stadt, welcher von den Rathschlüssen, die damals gefasset wurden, so wie er sie, seinem Amte gemäß, in das Protocoll eintrug, für sich insbesondere Abschriften nahm. Sie bestehen aus verschiedenen Heften, welche in Pergament zusammen gebunden sind, und einen mäßigen Folioband ausmachen. Die Data dieser Schlüsse laufen von dem Wintermonath 1577. bis in den Brachmonath 1579. und zeugen bis zu Ende von dem Fleisse des Sekretars, der sie alle eigenhändig abschrieb. Im J. 1601. machte er damit, wie aus einer Note am Eingange zu ersehen,

einem Freunde von seiner Verwandtschaft ein Geschenk; und auf gleiche Art bin ich nachher selbst zu dem Besitze derselben gekommen.

Alles ist in der schönsten Ordnung eingetragen. Auch sind die Aufsätze sehr regelmässig. Zu jedem Rathsschlusse hat sich der Verfasser die Mühe gegeben, auch die Meynungen der ersten Stimmhaber hinzuzuschreiben. In Betrachtung des grossen Umweges, den die Verhandlungen nehmen mußten, ist es beynahe ein Wunder, daß die Schlüsse noch so einmüthig waren. Nur zwey bis drey Ausnahmen finde ich, wo bey getheilten Stimmen Ryhov mit seiner Parthey das Uebergewicht bekam.

Durchgehends, selbst in den wichtigsten und schlüpfrigsten Geschäften, herrschet einerley Ton, Form und Methode. Abgeschmackte und zum Theil äusserst anstössige Fragen in Religionssachen; Auflagen, Gelderpressungen, selbst die gewaltthätigsten Vorschläge, werden hier mit gleich kaltem Blute entschieden, und mit einer so einnehmenden Tünche überzogen, daß nirgends weder der Geist des Aufruhres noch selbst die geringste Unbescheidenheit hervorleuchtet. Vielmehr findet man mitten in diesem Chaos eine gewisse Ordnung, die man bewundern muß.

Indessen glaube ich doch von dem Wunderbaren einer so seltenen Einmüthigkeit natürliche Ursachen genug angeben zu können. In der ersten Hitze war die herrschende Parthey zu stark, und, da sie von einerley Grundsätzen getrieben war, zu einmüthig, als daß man es hätte wagen können, ihr zu widersprechen. Alles war lange vorher, ehe es in Vorschlag gebracht wurde, schon eingeleitet und so gut

als beschlossen. Auch hatte man jedesmal die Vorsicht gebraucht, alle diejenigen, deren Widerstand zu fürchten war, zu rechter Zeit von den Berathschlagungen zu entfernen.

Allein in den folgenden Jahren änderten sich die Umstände so, wie man es vermuthen konnte. Man fieng an, sich nicht mehr so genau an den Buchstaben der Rathschlüsse zu binden; die ausübende Macht schwung sich über die gesetzgebende empor, und that mehr, als ihr aufgetragen war. Eifersucht und Rache fanden Gelegenheiten zur Wiedervergeltung. Die Ungerechtigkeiten häuften sich; die Gewalt verdrang das Ansehn der Gesetze; und so geschah es, daß beyde Partheyen wechselseitig, bald die Katholicken bald die Geusen, den Meister spielten. Ehe wir aber zu den verwegenen Unternehmungen, und zu den abscheulichen Geburthen dieser Demokratie, deren Grund hier geleget worden, fortgehen, müssen wir zuvor noch die Einflüsse betrachten, welche sie in die allgemeinen Staatsangelegenheiten hatte.

Wir haben schon gesehen, was der Prinz von Oranien von der Kühnheit der Anführer urtheilte. So wie sie in ihrem Uebermuthe weiter giengen, brachten sie Städte, Provinzen, den Erzherzog Matthias, den Staatsrath, und die sämtlichen Staaten wider sich auf. Alles schrie laut über die Vermessenheit solcher Gesetzgeber.

Gleich auf die erste Nachricht jener Gewaltthätigkeiten hatte die Regierung diesen Republikanern in einem besondern Schreiben ihr eigenmächtiges Verfahren, die gewaltthätige Wiederherstellung ihrer Privilegien, das Truppenwerben, den Raub der öffentlichen Gelder, die Schwärmerey ihres Regie-

rungsplanes, wodurch sie sich bundesbrüchig machten, und überhaupt ihr muthwilliges Auflehnen wider die Grundgesetze der Niederlande, nachdrücklich verwiesen, und ernstlich befohlen, alle Gefangenen, die sie wider öffentliche Treue und Glauben in ihren Wohnungen aufgehoben, auf das schleunigste wieder auf freyen Fuß zu stellen. Allein die Rädelsführer waren gegen alle Vorstellungen taub; trunken von Herrschsucht boten sie selbst den Drohungen ihrer Obern trotz. Den Herzog von Arschot allein ließen sie den sechzehnten Tag nach seiner Gefangennehmung wieder los; die übrigen alle sperrten sie unter einer starken Wache in den Prinzenhof ein. Den Rath Hessels und den Amtman Visch warfen sie in das öffentliche Gefängniß.

Auch die Städte Ryssel, Douay und Orchies, (welche eigentlich die Stände von Wallonisch-Flandern ausmachen) hatten Abgeordnete nach Gent gesandt, um auf die Loslassung ihres Statthalters, des Herrn von Raßinghem zu dringen. Sie wurden zu den Achtzehnern hingewiesen. Diese schlugen ihnen ihr Begehren rund ab. Als sie hierauf wenigstens die Urheber dieser Gewaltthätigkeiten wissen wollten, antwortete ihnen einer derselben voll Zorn: Sie sollten sich innerhalb zwo Stunden wieder fortmachen, sonst würde man ihnen diese Urheber, 10 12000. an der Zahl, auf den ersten Trommelschlag zeigen.

Eine so trotzige Abweisung hatte für die Genter die traurigsten Folgen. Sie vornehmlich brachte die Wallonen auf den unglückseligen Entschluß die Waffen eigenmächtig zu ergreifen, und sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Der Kitzel einer per-

sönlichen Rache beschleunigte dann ihre Rückkehr unter die Spanische Herrschaft.

Dieser Troz eines einzigen tollen Kopfes hätte billig solche Folgen nicht haben sollen. Allein, was vermag nicht die Heftigkeit einer Leidenschaft über den Verstand des Menschen? Wie oft opfert er nicht die heiligsten Pflichten, und die wichtigsten Vortheile, ihren ungestümen Forderungen auf! Auch zu Gent hätte man der unanständigen Hitze des Achtzehners den Beyfall vernünftiger Weise nicht versprechen dürfen, den sie wirklich, selbst von denen erhielt, welche sich so seltener Fähigkeiten rühmten, einen von ihnen selbst gegründeten Staat nach ihrer Willkühr zu regieren. Einem so reitzenden Beyspiele fehlte es an Nacheiferern nicht. Der Schwindelgeist, welcher dergleichen Schwärmer zu Helden und Patrioten erhob, griff damals, da jeder den Meister spielen wollte, schneller als die Pest um sich. Täglich sah man Auftritte solcher Trunkenen, und der größte Schwarm des Pöbels fiel immer denen zu, die sich um den Ruhm der Raserey und Unverschämtheit am heldenmüthigsten zankten.

Der Prinz von Oranien, den alle diese Ausschweifungen einer übermüthigen Bürgerschaft empfindlich kränkten, entschloß sich endlich selbst nach Gent zu kommen, um durch seine Gegenwart die Unruhen zu stillen, und die Ordnung wieder herzustellen. Dies geschah den 29. Dezember 1577. Des Aufruhrs ungeachtet, der damals noch in der Stadt tobte, wurde er mit grosser Pracht empfangen. Ihm zu Ehren schienen die Partheyen unter sich eine Art von Waffenstillstand eingegangen zu haben. Man ritt ihm schwadronenweise entgegen, man

feyer-

feyerte Feste, man führte Schauspiele auf, man gab herrliche Gastereyen, und alles beeiferte sich, ihm seinen Aufenthalt, der drey Wochen dauerte, mit jedem Tage angenehmer zu machen.

In dieser Zwischenzeit sammelte der Prinz seine Erkundigungen ein, und hob verschiedene Zwistigkeiten, die ihm in der Zukunft die gefährlichsten schienen. Er sah aber auch bald ein, daß Zeit und Geduld die besten Mittel seyn würden, eine so grosse Menge aufrührischer Köpfe unter den Gehorsam der Vernunft wieder zurückzubringen. Statt ihre Ausschweifungen auf eine auffallende Art zu tadeln, begnügte er sich mit freundschaftlichen Erinnerungen, gab ihnen manchen guten Rath, erwies ihnen manche Gefälligkeiten, und suchte so den unbändigen Geist dieser Stadt, so gut er immer konnte, im Zaume zu halten. Im Namen des Königes und aus Vollmacht der Staaten bestätigte er ihnen ihre alten Freyheitsbriefe, die sie sich auf eine so widerrechtliche und freche Art wieder zugeeignet hatten, und erneuerte die obrigkeitlichen Würden, nebst allen Rechten und Gebräuchen, welche vor dem J. 1540. bey den Wahlen üblich waren. Imbizen sezte er an die Spitze. Durch solche Maasregeln gewann er sich die Gunst des Volks, und vergrösserte sein Ansehn, dessen er sich künftighin, in gleichen Fällen, mit desto besserm Erfolge zu bedienen hofte. Neben der Leutseligkeit, wodurch er sich so angenehm machte, versäumte er indessen den eben so nöthigen Ernst nicht. Er nahm die Vornehmsten der Rädelsführer besonders, und redete scharf mit ihnen. Selbst der zween Häupter, mit welchen er öftere geheime Unterredungen hielt, schonte er nicht. Im 1578.

1578. bizen insonderheit, welcher kühnere Schritte zur Tyranney und Unabhängigkeit that, als Ryhov, gab er die derbsten Verweise. Er schalt seine Vermessenheit, womit er so viele angesehene Personen, ohne den geringsten Vorwand, den Gesetzen und der ganzen Nation zu Trotz noch immer gefangen hielt, seine Herrschsucht, seinen Meineid, seine tolle Eitelkeit, der er die Wohlfahrt der sämtlichen Staaten aufzuopfern kein Bedenken trüge; und schloß mit der nachdrücklichen Warnung, daß er bey einem nächst zu befürchtenden Abfall der Wallonischen Provinzen, endlich selbst ein trauriges Opfer seiner verrätherschen Anschläge werden könnte.

Jedoch auf Leuthe, denen im Taumel ihres Glückes von so hohen Dingen träumte, hatte das nachdrücklichste Zureden des Prinzen bey weitem die erwünschte Wirkung nicht. Sie legten zwar, aus Ehrfurcht für ihn, die Larve der Belehrsamkeit und des Gehorsames an; halfen sich mit einigen seichten Entschuldigungen, so gut sie konnten, aus, und versprachen Besserung. Im Grund aber hatten sie so wenig Lust, dem Prinzen zu folgen, daß sie vielmehr, von ihrer Herrschsucht blind hingerissen, sich bald darnach in immer grössere Ausschweifungen, und, da ihnen endlich der Kopf völlig schwindelte, in ihr Verderben stürzten.

Vielleicht dünkt es einige Leser, daß ich mich bey diesem besondern Aufruhr länger verweile, als es sein Einfluß in die allgemeinen Unruhen, und der Zweck unserer Geschichte erlaubet. Allein, man würde sehr irren, wenn man diese Einschaltung für eine bloße Episode halten wollte. Die Gentischen Unruhen sind sehr fruchtbar an Folgen; und nach

dem Einflusse zu urtheilen, den sie in die Hauptge- 1578.
schichte haben, scheinen mir alle folgenden Begeben-
heiten unmittelbare Wirkungen derselben zu seyn.
Sie hemmten eine Zeitlang alle Thätigkeit der
übrigen Provinzen. Das Erstaunen heftete die Au-
gen aller Partheyen auf diesen unerwarteten Wirbel-
wind, welcher in so wenig Wochen so manche
Maaßregel verwirrte, und die größten Staatsent-
würfe zerstörte.

Das Jahr 1578. war der fatale Zeitpunkt, da
endlich die Wuth dieses Aufruhres alle Dämme
durchbrach, und ein Meer von Jammer über das
Vaterland ausgoß; denn kurz nach des Prinzen
Abreise ward Gent ein Schauplatz entsezlicher Aus-
schweifungen. Die Erzählung derselben will ich in
einer aneinander hangenden Reihe so kurz fassen,
als es ihre Wichtigkeit zuläßt, und, als Begeben-
heiten einer einzigen Stadt betrachtet, ihr Verhält-
niß mit den übrigen erfodert.

So bald die Häupter nebst ihren Anhängern sich
auf derjenigen Stuffe der Macht sahen, die Wage-
hälsen alles zu unternehmen erlaubt, fiengen sie den
Lauf ihrer Frevelthaten mit einem Schritt an, der
den Geist, wovon sie getrieben wurden, jederman
offenbarte. Welcher Schriftsteller, wäre er auch der
eifrigste Protestant, könnte ihnen die Ruchlosigkeiten
zum Verdienst anrechnen, die sie gleich anfangs an
der Kirche verübten? Wer könnte daran ihre Ab-
sichten auf die Reichthümer derselben verkennen?
Den besten Raub gedachten sie sich selbst zu. Die
beweglichen Güter hatte der Pöbel zu hoffen.

Ihre Einbildung schwoll von der schönen Grille,
aus ihrer Stadt eine unüberwindliche Festung, einen

1578. Vertheidigungsplaz einer ganzen Armee zu machen, welche dann, in ihrem Neste sicher, in die benachbarten Staaten nach Wunsch einfallen, durch das Glück ihrer Waffen Flandern und die sämtlichen übrigen Provinzen nach ihrer Reihe sich unterwürfig machen, und endlich einen Staat bilden sollte, der sich vor keiner Macht mehr zu fürchten hätte. Allem Ansehen nach war die Grundlage des Römischen Reiches das Muster, das Imbizen im Kopfe stak.

Sie brüsteten sich aber nicht nur mit dem so glänzenden Roman ihrer künftigen Grösse; sie legten auch ohne Verzug Hand an, dieselbe zur Wirklichkeit zu bringen. Sie warben Truppen, und nahmen alles, was ihnen zulief, ohne Unterschied auf. Sie gruben, schaufelten und mauerten auf allen Seiten der Stadt, um den Festungsbau, der seines gleichen nicht finden sollte, auf das bäldeste zu vollenden. Einige ansehnliche Kirchen, ob sie gleich nicht in dem Bezirke ihres Planes lagen, rissen sie, um mit den Werkstücken derselben die Wälle zu bekleiden, ohne Umstände nieder. Die Zeit hat uns einen Theil dieser Festungswerker, als geheiligte Denkmahle dieses republikanischen Unsinnes, bisher noch erhalten.

Zu ungeheuern Entwürfen werden ungeheure Summen nothwendig erfodert. Nicht zufrieden also mit dem Raube öffentlicher Gelder, wovon sie schon im Besitz waren, und mit dem Taxe, der schon auf jeder Waare, auf jedem Einwohner, und vornehmlich auf dem Katholicken lag, erklärten die Achtzehner, die schon längst über alle Gewissensscrupel erhaben, und frech genug waren, die Hand auch an

das Rauchfaß zu legen, alle weltliche Gerichtsbar- 1578.
keit und alle herrschaftlichen Güter ihrer Republick heimfällig. Kraft dieser Erklärung bemächtigten sie sich auf die gewissenhafteste Art, zuerst der Grundgüter, dann der Abtey von St. Peter selbst, verjagten die Mönche, und gaben alles, was zu plündern und zu zerstören war, dem Ungestüme des Pöbels preis; so daß endlich die öden Gebäude dieser Abtey, oder vielmehr die Trümmer derselben, wechselsweise, bald den Truppen zu Pferdeställen, bald den flüchtigen Bauern zur Zuflucht dienten.

Ihren Absichten auf die Gerichtsbarkeit und die Güter des Bisthums gaben sie einen andern Anstrich. Die alten Rechte und Freyheiten hatten sie durch ihre erste Verordnung wieder aus ihrem Grabe hervorgerufen. Der Prinz von Oranien hatte sie nachher, Kraft seiner Vollmacht, in dem Besitze derselben, so eigenmächtig und gewaltthätig er auch war, feyerlich bestätigt. Nun waren aber die neuen Bisthümer wider diese Rechte errichtet worden. Nichts war also natürlicher, als der Schluß von dem Wiederaufleben der Privilegien auf das Absterben des neuen Bisthumes, und von derselben Bestäthigung auf dessen Zernichtung. Durch solche Verurtheilung bekam man also hier eben so freye Hand wie zu St. Peter. Die sämtlichen bischöflichen Gerichts- und Finanzbedienten wurden abgesetzt, alle Güter eingezogen, die Verwaltung derselben Leuthen anvertraut auf die man sich verlassen konnte, und die geistliche Gerichtsbarkeit von Gent und der Provinz Flandern, dem Bisthum Tournay, zu dessen Kirchsprengel sie ehedem gehörte, wieder zugesprochen.

1578. Zu gleicher Zeit wurden auch die Bettelmönchen sehr mißhandelt. Man legte in ihre Klöster Truppen und allerley neugeworbenes Gesindel, welches zwar nicht auf Discretion, aber, nach geheimen Anweisungen, doch immer so herrlich lebte, daß endlich die Mönchen, die man eben nicht mit Gewalt verjagen wollte, durch Hunger und Gram getrieben, freywillig auszogen. Zugleich ergieng an alle fremden Mönchen der Befehl, innerhalb dreyen Tagen, Stadt und Gebiet zu verlassen. Dergleichen Maaßregeln thaten ihre erwünschte Wirkung. Gleichen Verfolgungen ausgesetzt, verließen die Einheimischen mit den Fremden, ihre Klöster, welche dann in Casernen und Vorrathshäuser verwandelt wurden. Die Klöster der übrigen Orden beyderley Geschlechtes, die Hospitäler, die Stifter, kurz, alles was einem heiligen Gebrauche gewidmet war, hatte ein gleiches Schicksal. An Vorwand fehlte es den Herren Achtzehnern, als Vätern der Stadt, in jenen Zeiten nicht, da die Verheerungen der umliegenden Gegend und des platten Landes überhaupt den Preis der Lebensmittel überaus hoch getrieben, und die dürftigen Einwohner in das größte Elend gestürzt hatten.

Die Vollziehung aller dieser Befehle wurde der Wuth des niedrigsten Pöbels überlassen, dessen Raubgier und Schadenfreude unter gotteslästerlichem Hohngelächter über alles Heilige zügellos herfuhr. Die Ausgelassenheit der erstern Bilderstürmer, so entsetzlich auch die Verwüstungen waren, die sie durch die sämtlichen Niederlande angerichtet, hatten doch lange den Grad der Ruchlosigkeit nicht, womit diese Rasenden Kirchen und Klöster aufs neue

verheerten. Dort war es eine wilde Hitze eines ſich 1578.
ſelbſt überlaſſenen Pöbels, die ſo ſchnell wieder verflog, als ſie entſtanden war; hier aber dauerte die Wuth, weil ſie von einer unſinnigen Regierung ſelbſt gleichſam geheiligt, und dem Pöbel in vollem Maaße dargemeſſen zu ſeyn ſchien, deſto länger. Wir finden in den Denkſchriften jener Gegenden entſetzliche Beyſpiele von Frevelthaten, welche an verſchiedenen Orten, nicht wie ehemals, auf einmal, in einem vorübereilenden Sturme, ſondern in verſchiedenen Zwiſchenräumen mit reifer Entſchloſſenheit verübt worden. Doch dergleichen Erzählungen würden uns in die beſondere Geſchichte der Gentiſchen Unruhen weiter hineinführen, als es der Plan der allgemeinen verträgt. Der Kürze halben brachte ich hier alle Religionsſchwärmereyen dieſer Dictatoren auf einmal auf die Bühne. In gleicher Kürze will ich nun auch noch von ihren politiſchen Ausſchweifungen reden. Im Kriegsweſen war ihnen das Glück noch ſo ziemlich günſtig. Da Ryhove mit den meiſten Städten geheime Verſtändniſſe hatte, ſo war es ihm leicht, in kurzer Zeit Courtray, Hulſt, Oudenarde und endlich Brügge ſelbſt zu überrumpeln. Von Dendermonde hatte er vorher ſchon Beſitz genommen; ſo daß nun alle dieſe Städte, gleich einer Umſchanzung, Gent rings umher bedeckten. Unterdeſſen brach der Krieg zwiſchen dieſer und den Walloniſchen Städten aus. Dies iſt der Urſprung der Parthey der Mißvergnügten, wie ſich die Wallonen nebſt ihrem Anhange nannten. Ohne ſich für Spanien zu erklären, trennten ſie ſich von dem gemeinſchaftlichen Bunde, und ergriffen ihre Waffen wider die Genter insbeſondere.

1578. Dieser neue Krieg, dessen Ausbruch der Prinz von Oranien mit Wehmuth, ohne ihn hindern zu können, vorhersah, wurde zu beyden Seiten mit einer Wuth geführt, welche, selbst wider die Spanier, nicht heftiger seyn konnte. Beyde verstärkten sich durch ausserordentliche Werbungen; und unterdessen, daß Ryhov mit seinen Truppen die Wallonischen Gebiete verheerte, rächten sich die Wallonen auf jener Seite mit Rauben, Morden und Brennen, bis vor den Thoren der Stadt Gent. Zween angesehene Offiziere, die sich schon in französischen Diensten berühmt gemacht hatten, suchten bey diesen Partheyen frische Lorbeeren. Der eine, Franz de la Noue, führte die Gentischen Truppen an; und an der Spize der Wallonen stritt Valentin von Pardieu Herr von de la Motte. Dieser leistete auch in der Folge dem Prinzen von Parma wichtige Dienste; denn zur Rükkehr der mittägigen Provinzen unter den spanischen Scepter trug la Motte vieles bey.

Unterdessen fielen in den Gegenden von Menin und der Leye öftere Gefechte vor, die ich, so wie manche andere theils glükliche theils unglükliche Unternehmungen, dem Geschichtschreiber dieser besondern Unruhen zu erzählen überlasse.

Während dieser Vorfälle aber bekamen die Gentischen Händel ein immer schlimmeres Aussehn. So bald sich die herrschende Parthey daselbst zu den Geusen geschlagen hatte, flogen die Minister und Predikanten der neuen Religion, welche an den ersten Ausgelassenheiten unter der Statthalterschaft der Herzogin von Parma so viele Schuld hatten, schwarmweise herbey. Der berüchtigteste unter dem

ſelben war Peter Dathenus von Poperingen, ein 1578.
abtrünniger Mönch, an dem Imbize ein tüchtiges Werkzeug zur Ausführung ſeiner Projekte fand. Er war ſein Vertrauter, und eben kein ungeſchikter Kopf. Allein ſein Eifer wider die Römiſchkatholiſchen, und vornämlich wider die Geiſtlichkeit, war ganz raſend. Derſelbe gieng, vermuthlich ſeinen Abfall zu rechtfertigen, mit ſeinen Geſellen auf nichts geringers als auf eine gänzliche Ausrottung der Kirche aus.

Ungefehr um dieſe Zeit kam Rhyov, unter dem Schein einer Erhohlung von ſeinen Kriegsſtrapazen, gleichſam im Triumphe nach Gent zurück, und ließ ſich zum Oberſchöppen wählen. Dieß iſt die höchſte Stelle im Rathe, welche durch den Tod des Herrn de la Barre de Mouſcron erlediget worden, der kurz zuvor im Prinzen-Hofe, wo er mit den Biſchöfen, und übrigen Staatsgefangenen immer noch feſt geſeſſen, geſtorben war. Die Erhebung zu dieſer Würde war ein Zunder der Eiferſucht und Zwietracht zwiſchen beyden Häuptern, welcher öfters Feuer fieng. Hier ein Beyſpiel:

Mitten im Greuel dieſer Zwietracht, die zu Gent immer forttobte und alles widereinander hetzte, brachte man eine Verordnung in Vorſchlag, welche den ſtreitenden Partheyen eine gleich freye Religionsübung verſtatten ſollte. Zum Grunde legte man den Gentiſchen Frieden vom J. 1576. Dieſe Verordnung ward der Religionsfrieden genennet. Er beſteht aus achtzehn Artikeln. Man vertheilt darin die Pfarrkirchen, beſtimmt den Klöſtern und Stiftern ihre Einkünfte, den Mönchen und Nonnen ihren Unterhalt, verſichert beyden Religionsverwandten die Freyheit des öffentlichen Gottesdienſtes, und ſchreibt ih-

1578. nen die Art vor, wie sie sich als Christen gegen einander betragen sollen. Allein, als es an dem war, daß die Verordnung die Kraft eines Ediktes bekommen, und ausgekündigt werden sollte, wandten Imbiz und seine Parthey alle nur erfindlichen Ränke an, um den Schluß zu hintertreiben. Jedoch Ryhove mit der seinigen siegte diesmal, und das Edikt kam den 27. Christmonath 1578. ans Licht.

Hier wäre der Uebergang in das folgende Jahr sehr natürlich; und wie gerne gieng' ich hinüber. Allein die traurigen Begebenheiten haben sich in diesem Jahre so sehr gehäufet, daß man am Ende noch verschiedenes nachzuholen findet.

Hieher gehören z. B. die Verwüstungen, zum Theil auch gänzliche Zerstörungen so mancher schönen Abteyen und Klöster, der tragische Tod Hessels, wovon ich schon oben Erwähnung gethan habe, und dann zum Beschlusse noch einige Merkwürdigkeiten von den Democratoren zu Gent.

Die Abteyen und Klöster von Baudeleo, von Waerschoot, von Nieuwenbosche, von Gosteclo, von Dorisele, von der Haeghen wurden alle nach und nach von Gentern, Hilfstruppen, auch bewafneten Bauern unversehens überfallen, ausgeplündert und in ihren Ruin vergraben. An allen diesen Orten findet man noch jezt Trümmer ihrer Zerstörung. Die verjagten Mönchen und Nonnen, die nach wiederhergestellter Sicherheit nicht mehr unter Dach kommen konnten, bauten sich lange nach der Uebergabe der Stadt Gent, erst gegen das Ende dieses, oder im Anfange des folgenden Jahrhunderts, in der Stadt selbst an, wo sie auch noch wirklich, insonderheit die von der Abtey Dronghe-

ne, und die Kunhäuser, ihre Klöster besitzen. Doch 1578.
jene haben vor ungefehr fünfzig Jahren ihre alten nicht weit von der Stadt gelegenen Wohnungen aus ihrem Schutte wieder aufgebaut, und sich aufs neue darin niedergelassen. In den Gegenden von Brügge widerfuhr den Abteyen des Dunes, d'Eparmailles und andern mehr das nämliche Schikfal. Auch in Ypern und verschiedenen andern Städten findet man noch jezt Klöster, die in jenen Unruhen vom Lande dahin versetzt worden.

Nun noch einige Umstände der schimpflichen Hinrichtung Hessels, des ehemaligen Blutrathes! Ein Mann, von dem das Gerücht zu beyden Seiten so viel Gutes und Schlimmes zu reden wußte, und dessen Leben und Tod ein gleich großes Geräusch in Flandern erregte, verdient immer einen Plaz in der Geschichte der Niederländischen Unruhen. Die Weitläuftigkeit selbst, worein ich über der Nachricht von einigen besondern Umständen seines Todes leicht gerathen könnte, wird, so wenig sie sich auch mit meinem Plane verträgt, immer noch ihren guten Grund in der Rükficht auf einen so großen Theil meiner Leser haben, für welche dergleichen besondere Umstände unterhaltend sind.

Jacob Hessels war, nach des Sanderus Flandria Illustrata, von Nieuwkerke, einem großen zur Castellaney Bailleul gehörigen Flecken in dem Quartier Ypern gebürthig. Er war Advokat zu Gent, und wurde dann Mitglied des Rathes von Flandern. Große Fähigkeiten konnte ihm niemand absprechen. Aber auch darüber war man ziemlich einig, daß er ein unruhiger, stürmischer Kopf war. Durch seine übertriebene Strenge machte er sich bey

1578. der Nation sehr verhaßt; und durch diesen Haß gab er seinen Feinden, so wie er sie immer mehr erbitterte, auch mehr Stoff, ihn anzuschwärzen. Noch in den letzten Jahren der Regierung Kayser Carl V. hatte er sich schon durch seinen Eifer in Vollziehung der strengen Plakaten in Ruf gesetzet. Als Generalprokurator (Oberfiscal, ein Amt, das er aller Gewohnheit zuwider verwaltete, da er schon wirklicher Rath war), verfolgte er die Wiedertäufer und alle andere Sektirer auf das heftigste. Kein Wunder also, daß ihn nachmals der Herzog von Alba bey Errichtung seines Blutrathes, als das tüchtigste Werkzeug seiner Grausamkeit, zum Mitgliede wählte. Auch verfehlte der Herzog in seiner Wahl seinen Mann nicht. Je grausamer die Edikte waren, die von dieser Gerichtskammer ausgiengen, desto stärker wurde immer die Vermuthung: Hessels wäre der Urheber. Dies Vorurtheil, wozu er selbst so vielen Anlaß gab, vermehrte den Haß ungemein, den das Publikum auf ihn warf. Er hatte Jez van Hoytema, eine Nichte des Oberpräsidenten Viglius, zu seiner zweyten Gemahlin. Aus dessen Briefen ersehen wir eben sowohl, wie genau ihm die unbesonnenen Schritte seines Neffen bekannt waren, als auch wie sehr er sie tadelte.

„Hessels, mein Vetter", (schreibt er in seinem Briefe vom 5. Christmonath 1568. an den Hoppe-rus) „wälzt noch immer mit Vargas zu Antwerpen jenen Stein von so ungeheurer Schwere; und „dadurch macht er sich hier eben so verhaßt, als in „Flandern durch den zehnten Pfenning, den er dort „einzutreiben übernommen hat. Glänzende Verspre-„chungen reissen ihn hin; ich fürchte aber sehr, der

„blendende Glanz möchte endlich im Rauch aufge- 1578.
„hen. Sein Weib wenigstens ist sehr ungehalten
„darüber, daß er sich in diesen Händeln immer mehr
„verwikelt, da indessen, wie Sie selbst sich noch
„erinnern werden, in dem Ehevertrag bedungen
„worden, daß er das Amt eines Generalprokurators,
„das ihm so viel Haß zugezogen, niederlegen sollte".

Sein Amt sowohl als seine Person mußten ihn nothwendig in jenen gefährlichen und unglüklichen Zeiten jeder übeln Nachrede aussezen. Das Maaß voll zu machen, streute man, vielleicht ungegründet, noch aus: Er hätte das peinliche Urtheil über die Grafen von Egmond und Horn entworfen. Mehr brauchte es in jener allgemeinen Gährung nicht, um ihn der ganzen Nation zum Abscheu zu machen. Nach der Abreise des Herzogs von Alba kam er nach Gent, wo das Vorrecht seines Alters ihn zum ersten Rathe, oder zur Stelle eines Vicepräsidenten erhob. Aber auch hier wurde durch die neuen Unruhen der alte Haß wieder rege. Wir haben oben im J. 1577. gesehen, wie Hessels den 28. Weinmonaths in der Nacht aus seinem Bette ausgehoben, mit den übrigen Staatsgefangenen festgesezt, und nachher unter einem Strome von Drohungen und Beschimpfungen in das öffentliche Gefängniß gebracht worden.

Beyde Häupter, deren Rachgier eben so zügellos war, als ihre Herrschsucht, hatten damals schon seinen Tod beschlossen.

Ryhov, der immer an den kühnsten Unternehmungen den meisten Geschmack fand, übernahm die That. An einem Vormittage ließ er einen öffentlichen Wagen, der etliche Personen nach Courtray führte,

1578. eben da er vor dem Gefängnisse vorüberfuhr, plötzlich anhalten, und ohne Umstände den Rath Hessels, und Visch den Amtmann von Zigelmonster, der sich unter der Statthalterschaft des Don Juan gleichen Haß aufgeladen, einsteigen. Eine halbe Stunde vor der Stadt hießen etliche dazu bestellte Leuthe die Delinquenten wieder aussteigen, und den Wagen weiter fahren. Hier machte auch Ryhov, der mit seinem Gefolge nachkam, halt, und eine Viertelstunde darauf hiengen Hessels und Visch an einem Baume.

Dies ist das Wesentliche dieser barbarischen That, welche den 4. Weinmonath 1578. gegen Mittag ohne die geringste Förmlichkeit verübt, und von beyden Religionspartheyen in gleichem Grade verabscheuet worden. Alle Geschichtschreiber stimmen darin überein. Der Unterschied beruhet blos in Zusätzen von geringen Nebenumständen. Nach einigen sollen die Henker von dem grauen Barte Hessels, des zwey und siebenzigjährigen Greisen, Flocken ausgerupft, zum Siegeszeichen auf ihre Hüte gesteckt, und so triumphirend in die Stadt wieder zurückgekehrt seyn. Andere liefern uns sogar Gespräche, die Ryhov mit diesem Blutrathe vor seiner Aufknüpfung geführt haben soll; mit mehrern seltsamen Anekdoten, wovon aber die übrigen schweigen. Die That selbst hat also überhaupt ihre Richtigkeit, und niemand wird sie weiter in Zweifel ziehen. Ueber den Baum aber, woran er gehangen worden, schalte ich hier eine Anmerkung ein, die sich zwar bloß auf ein Familienzeugniß und auf eine Tradition gründet, aber nichts desto weniger Glauben verdient.

Einer meiner Vorfahren im vierten Gliede hatte

während dieser Unruhen zu Gent seine Wohnung, und von allen Thaten und Thätern, welche Aufsehen erregten, genaue Wissenschaft gehabt. Da er mit einem vortreflichen Gedächtniß ein hohes Alter erreichte, so fand er als Greis in Prüfung und Berichtigung dessen, was von diesen Merkwürdigkeiten an verschiedenen Orten im Druck erschienen oder geschrieben worden, einen angenehmen Zeitvertreib. 1578.

Was nun die gegenwärtige That betrift, so meldet er in seinen Anmerkungen, daß er sich derselben unter folgenden Umständen noch deutlich zu erinnern wisse: Ryhov habe sich mit fünf oder sechs Banditen auf den Weg nach Courtray begeben. Unterwegs habe er die Gefangenen, welche an dem bestimmten Orte schon vor seiner Ankunft aus dem Wagen gestiegen wären, in eine nahgelegene Scheuer bringen, und in derselben oben an einem Querbalken aufknüpfen lassen. Alles sey so heimlich, und so ganz ohne Geräusch geschehen, daß man zu Gent zwey bis drey Tage nicht hätte erfahren können, wo die Gefangenen hingekommen wären. Nach verübter That habe Ryhov mit seinen Gesellen den Weg nach Courtray fortgesezt; die übrigen aber seyen auf verschiedenen großen Umwegen durch ein anderes Thor in die Stadt wieder zurükgekehrt. Die, welche man nachher in Verdacht genommen, hätten dann die That geläugnet; und die Körper der Erwürgten seyen von Bauern, oder auf deren Anzeige von etlichen Bürgern, in eben der Scheuer gerade unter dem Querbalken, wo sie hiengen, vergraben worden. Auch seyen die wahren Umstände dieses Mords so verschwiegen geblieben, daß man davon in wenig Tagen nicht anders als von einem durch Straßenräuber begangenen Meuchelmorde gesprochen hätte.

1578. Richtiger konnte man auch die That und ihre Thäter nicht benennen.

Erst im J. 1585. als Gent wieder zum Gehorsam, und der nach Douay geflüchtete Rath von Flandern dahin wieder zurükgekommen war, wurden auch Hessels Gebeine von dem Orte ihrer Verwesung in die Stadt gebracht, und unter dem feyerlichsten Gepränge in einer Kapelle der St. Michaels-Kirche beygesetzt, wo sie noch wirklich ruhen. Da erst war es, wo seine Lobredner auftraten, und seine Verdienste bis in den dritten Himmel erhuben; da war er ein Märtyrer, ein Heiliger, ein Wunderthäter; von daher haben wir Nachrichten in Versen und in Prosa, daß man bey Eröfnung des Grabes unter dem Querbalken den heiligen Leichnam unversehrt habe liegen, und in einer ehrerbietigen Entfernung von ihm den Zahn der Verwesung mit neidischen Augen auf ihn blicken sehen. Auch Fremde erzählen uns, daß der König von Spanien um die Seligsprechung dieses Märtyrers recht angelegentlich zu Rom angesucht, unterdessen aber seinem Andenken zu Gent ein prächtiges Mausoläum habe errichten lassen. Dergleichen Nachrichten von dem Rathe Hessels erhalten sich noch immer in Flandern. Indessen findet man in der Kapelle, wo er begraben liegt, nichts was ihn persönlich angeht: Bloß zwo Denkschriften mit goldenen Buchstaben auf kleinen Platten von schwarzem Marmor siehet man in der Mauer. Die eine ist Franz Hessels seinem Sohne gewidmet, den er mit Isabella Monicx seiner ersten Gemahlin gezeuget. Dieser war Mitglied des Rathes von Holland. Als aber diese Provinz die Fahne der Empörung aufgesteckt hatte,

flüch-

flüchtete er nach Italien, und starb zu Pisa in Toscana als Jüngling i. J. 1569. Seine Grabschrift ist in lateinischen heroischen Versen. 1572.

Die andere in lateinischer Prosa ist dem Andenken seiner zweyten Gemahlin, Jetz Hoytema, Frau van Ter-Caereme, einer Nichte des Viglius, deren schon oben gedacht worden, geweihet. Sie starb im J. 1572. Nur mit dieser Gemahlin zeugte er eine einzige Tochter, Maria Hesselsen, die an Josse von Beer, Herrn van Lendelee vermählet war. Dieser beyder Wappen sind an gemalten Fensterscheiben zu sehen.

Die Grabschriften scheinen noch bey Lebzeiten Hesselsens verfertigt, bis zum Ende dieser Unruhen aber im Verborgenen liegen geblieben zu seyn, da sie dann der Herr von Lendelee, sein Tochtermann, vermuthlich zu gleicher Zeit, als er die Fenster machen ließ, erneuert und an das Licht gebracht haben mag. Denn dieser starb erst im J. 1605.

Dies ist die besondere Geschichte des Rath Hesselsens. Die Ausschweifung, ich gestehe es, ist ein wenig stark; aber der Größe seines Antheils an den Unruhen und des Gerüchtes von ihm ist sie doch immer angemessen.

Ich könnte noch hundert Beyspiele mehr, wo nicht von so unerhörten Gewaltthätigkeiten, doch von eben so niederträchtigen und verabscheungswürdigen Handlungen anführen; doch aus dieser einzigen That läßt sich die Art des Verfahrens dieser Dictatoren deutlich genug erkennen.

Indessen eilte die Krankheit aller Tyrannen dieser Art, ihre Rechte auch an ihnen auszuüben. Immer unruhig, in Projekte verwikelt, gequält von Furcht,

1578. Argwohn und nagenden Sorgen, erlagen sie endlich unter dem unerträglichen Joch ihrer widerrechtlichen Größe.

Imbiz, für seine Sicherheit besorgt, blieb immer zu Gent. Nie wagte er einen Schritt aus der Stadt. Desto freyer und unabhängiger machte er sich innerhalb der Mauern. Hier, wo er völlige Gewalt hatte, versäumte er nichts, sich darin festzusetzen. Er warb Truppen, legte sich eine beständige Leibwache bey, und dehnte seine willkührliche Herrschaft immer weiter aus. Im folgenden Jahre errichtete er eigenmächtig, ohne Zuziehung der Commissaren, ohne auf die festgesetzte Regierungsform noch auf die Privilegien der Bürger Rücksicht zu nehmen, ein neues Rathscollegium nach seinem Geschmacke. Nach einem heftigen Tumult, der den ganzen Tag dauerte, drang er am Abend dennoch mit dieser Neuerung durch, und ließ sich selbst zum Haupt dieses Raths feyerlich erklären. Hier unterstützte ihn der Kriegsrath und dessen Creaturen. Nach und nach griff er auch nach den Regalrechten. Er ließ Münzen und Medaillen von Silber und Kupfer prägen. In den Kabineten der Liebhaber findet man hin und wieder noch verschiedene solcher Stücke. Auf der Hauptseite erblikt man das Wappen oder vielmehr das Sinnbild der Stadt, mit der Umschrift: *Beatus populus, cujus Jehova Deus est*: Die Kehrseite pranget mit dem Wappen des Imbiz. Oben ist sein Feldgeschrey, unten sein Namen, und auf der Exerge sein Wahlspruch zu lesen: *Sobrie & vigilanter*. Man hat von eben dieser Zeit her noch eine andere kleine Münze, worauf ein gekröntes *G.* und auf der Rükseite der Stadt Wappen mit dem Wahlspruche geprägt ist: *Nisi Deus frustra.*

vortreffliche Sprüche! Nur Schade, daß sie nicht 1578.
wie auf diesen Metallen, auch an der Aufführung beyder Herrscher zu lesen waren. Diese hatten ihre besondern Götzen, die sich nicht wohl miteinander vertragen konnten. Zwar, wo es auf den gemeinschaftlichen Zweck ankam, da waren sie immer einmüthig und arbeiteten mit vereinigten Kräften. Allein, wurden, wie es oft geschah, ihr Interesse sich trennte, und die Forderungen desselben auseinander stiessen, dann war ihr Streit so heftig, als er immer zwischen geschworenen Feinden seyn konnte. Beyde strebten, jeder in seinem Fache, nach einer unumschränkten Gewalt; einem Ziele das seiner Natur nach nur Einer erhalten kann. Unterdessen, daß Imbiz, in der Stadt selbst, List, Gewalt und alle seine Kräfte aufbot, um den Plan der Diktatur auszuführen, oder die Chimäre seiner Monarchie in Wirklichkeit zu bringen, war Rhyn gleich eifrig bemüht, seine Macht im Feld weiter auszudehnen; und als Consul über die Truppen zu herrschen, war ihm Entschädigung genug für das Consulat in der Stadt.

Unterdessen wurde der Krieg mit den Wallonen muthig fortgeführt. Selbst zu der Zeit, da man schon gewisse Nachrichten hatte, daß diese und einige benachbarte Provinzen mit dem Prinzen von Parma in Unterhandlungen, und im Begriffe wären, sich in seine Arme zu werfen, fielen noch fast täglich Gefechte und andere Thätlichkeiten vor, wobey bald die eine bald die andere Parthey empfindliche Schläge erlitt. Ueber die Gleichgültigkeit dieser Häuptlinge gegen jene Unterhandlungen, und gegen die augenscheinliche Gefahr, die daher dem gemeinen Besten bevorstuhnd, dürfen wir uns nun nicht mehr

1578. wundern. Wir kennen ihre Absichten. Diese waren blos auf die Bereicherung ihrer neuen Republik, und auf die Vergrösserung ihrer eigenen Macht gerichtet. Mitten in dem kritischen Zeitpunkte, da bey den Wallonen die Rükkehr unter den spanischen Scepter schon so gut als beschlossen war, machten sie eine Eroberung von grosser Wichtigkeit. Auf einige eingelaufenen Klagen, die sie aber durch selbst angestellte Leuthe sich vorbringen liessen, bemächtigten sie sich des ganzen Waeslandes, und riffen ohne Förmlichkeiten die Oberherrschaft desselben an sich. Unter dem Vorwande, daß die ersten Grafen und Castellanen von Gent die Gerichtsbarkeit über dieses Land besessen, und die Ambachten und verschiedenen Gebiete, woraus es bestühnde, ursprünglich unter der Botmäßigkeit der Stadt und des Schlosses von Gent gestanden hätten, schafften sie das sogenannte Collegium ab, und jagten die Glieder desselben zum Lande hinaus.

Wider so schreyende Ungerechtigkeiten und despotische Unterdrükungen stuhnden zwar von Zeit zu Zeit mächtige Partheyen auf. Allein, da die Despoten alle Gewalt in Händen hatten, und da der Kriegsrath selbst sich von ihrem Winke regieren ließ, so war es ihnen leicht, jeden Aufstand in seiner Geburth zu ersticken.

Indessen sahen sie sich doch, je weiter sie ihre willkührliche Gewalt trieben, täglich größern Gefahren blosgestellt, und endlich selbst vor denen nicht mehr sicher, deren Treue sie sich doch nothwendig vertrauen mußten. In diesem Gedränge fiel Imbizen der Ostracismus bey, dessen sich Athen und mehrere Städte Griechenlandes in gleichen Umständen

bedienet hatten, und hielten's für dienlich, zu ei- 1578.
nem ähnlichen Mittel zu ſchreiten. Bis dahin hat-
ten ſie Leuthen von Vermögen entweder durch die
Achtzehner, oder durch den Magiſtrat, oder auch
aus ſich ſelbſt Geheimbefehle zugeſendet, zum Beſten
der Stadt Gelder zu borgen, wogegen ſie dann die
Stadt als Schuldner einſezten. Nun fiengen ſie
auch an, vermittelſt ſolcher Ordern, diejenigen, wel-
che ihnen verdächtig waren, auf beſtimmte Zeit und
Stunde von der Stadt zu weiſen. Die zwey Volks-
häupter opferten alſo dießfalls einer dem andern
ſeine beſonderen Freunde auf, gerade wie zu Rom
in der Periode des gedoppelten Triumvirats die
Triumviren ſich opfern lieſſen. Bey vorfallenden
Tumulten wurden die Leuthe aufgehoben, frühe des
Morgens in der Stille auſſer die Stadt geführt,
und ihnen die Rückkehr unterſagt, alles ohne rechts-
förmige Anklage und Urtheil. Von falſchen Ankläs-
gern, betrüglich geführten Criminalprozeſſen, Tor-
turen und Exekutionen will ich nichts ſagen; denn
dieſe waren doch noch ſeltener; man durfte ſich in
ſolchen öffentlichen Auftritten nicht allzu bloß geben.
Eben ſo übergehe ich einige geheime Meuchelmorde,
die auf dem Lande ausgeführt wurden, und nur als
zuwahrſcheinlich dieſen Männern zu Schulden kom-
men, mit Stillſchweigen. Unſere Tagbücher aus je-
ner Zeit liefern darüber einen unendlich weitläufigen
Detail. Ich begnügte mich das Nothdürftige da-
von nur überhaupt anzuführen, in ſo fern es zu der
allgemeinen Geſchichte gehört. Man ſiehet am Ende
daraus, wie dieſe Männer, von ihrer eigenen Phan-
taſie verleitet, den Kopf verloren hatten. Dieſer
metaphoriſche Ausdruck, mit welchem man gewöhn-

1578. lich die Tollheit zu bezeichnen pflegt, erfüllte sich in der Folge an beyden buchstäblich. Der eine nämlich verlor seinen Kopf auf dem Schaffot; der andre in einer langwierigen unheilbaren Raserey, wie an seinem Orte vorkommen wird.

Dritter Abschnitt.

Der Prinz von Oranien begiebt sich nach Gent und stellt hier die Ordnung wieder her. — Fernerer Plan des Prinzen. — Schluß einer engern Conföderazion. — Utrechter Vereinigung. — Neue Vorkehrungen zum Frieden; Cölner Congreß. — Aussöhnung der Wallonischen Provinzen und Städte mit Spanien.

1579. Schon lange waren die sämtlichen Niederlande der traurigen Zwytracht in Gent, die auch selbst dem allgemeinen Bund so nachtheilig war, sehr müde. Der Prinz von Oranien sah ihre Folgen zum voraus, und wollte früher schon heilen; allein die ersten von ihm angewandten Mittel waren für ein solches Uebel nicht hinreichend. Der Erzherzog, der Staatsrath, die General-Staaten, mit einem Wort, wer damals nur einen Schatten von Ansehen besaß, mischte ebenfalls sich drein, und verfehlte nicht minder den Zweck. Der Religionsfriede, den die Genter unter sich errichtet hatten, wurde als ein Werk der äussersten Noth noch für erträglich angesehn; man bestäthigte denselben zu Brüssel, und gab Befehl ihm genau nachzukommen. Man schickte also Ordonanzen über Ordonanzen hin, die Geistlichen wieder in ihre Güter einzusetzen, die Gefangenen frey zu lassen, und alles auf den vorigen Fuß

zu ſtellen — aber alles umſonſt. Imbiz und Ry- 1579.
hov waren zu hoch geſtiegen, als daß ſie fernen
rückwärts, oder auf die ſie umringenden Abgründe
blicken wollten. Sie ſagten ſich aller Gehorſams-
pflicht gegen jene Befehle unter dem Vorwande los:
Das Gouvernement hätte ihnen Beyſtand gegen die
Wallonen verheiſſen, und nicht gehalten; alſo
kündigten ſie nun auſſer allem Bündniſſe. Man muß
erſtaunen, wie der Wirbel, der dieſe zween Conſuln
emporhub, ſie ſo lange auf dem ſchlüpfrigen Pfade
erhalten konnte. In dieſer unbegreiflichen Verblen-
dung konnte nur die Zeit durch tauſend ſchreckliche
Beyſpiele, und durch die Dazwiſchenkunft des größ-
ten Elends, dem groſſen Haufen die Augen öfnen,
welchem die Tyrannie endlich unerträglich wurde.

Die Stadt litt ſchwer unter dieſem Joche. Zu ſo
vielen Adlichen und Bürgern, welche die Gewalts-
thätigkeit und der Oſtrazismus von der Stadt ver-
wieſen hatte, kam nun auch eine Menge freywillig-
ger Auswanderer, die ſich im Stillen hinwegbega-
ben; und bey den Zurückbleibenden verlor die herr-
ſchende Faktion täglich. Alles Vertrauen wich;
Freunde und Blutsverwandte verriethen ſich; die
Stadt wurde ſo öde, daß die Thiere in den Straſ-
ſen weiden konnten, wie die Zeitbücher ſagen. Jene
Ausgewanderten zerſtreuten ſich in Frankreich und
Holland; manche gingen nach Brabant, und zu
dem Prinzen von Oranien, den ſie dann Tag und
Nacht um ſeine Vorkehrungen anflehten. Der Prinz
fand es, bey reifem Nachdenken, für den ganzen Staat
wichtig, Eintracht und Ordnung wieder herzuſtellen,
und entſchloß ſich, ſelbſt nach Gent zu gehen; doch
hatte es damit Anſtand bis im Auguſt 1579. Seit

1579. ne Absicht gelang ihm sowohl bey der Stadt als bey der Generalität.

Dieses Jahr zeichnet sich inzwischen noch durch andere Vorfälle aus, welche die Generalität betreffen, und nach der Zeitfolge zuerst noch angeführt werden müssen. Das, was sechs Monathe später zu Gent sich zutrug, war nur eine Folge davon.

So viele unvorgesehene Hinderniſſe hatten dem Prinzen von Oranien seinen ersten Entwurf verrückt; er mußte andere Maaßregeln ergreifen, um den Bund beysammen zu erhalten. Es war ihm nun gewiß, daß die Wallonische Landschaft unaufhaltbar verloren sey; dann er wußte wie weit dieselbe in ihren Unterhandlungen mit Spanien vorgerückt war, und daß die Ausschweifungen der Gentischen Demagogen sie zum höchsten Unwillen und Abneigung gereitzt hatten. Dem mit dieser Trennung zu befürchtenden Schaden vorzukommen, entwarf er eine engere und festere Vereinigung, die alle noch übrige Kraft auf Einen Punkt bringen, und im Stande seyn sollte, für sich allein auf ihrem Mittelpunkte, unabhängig von den übrigen Provinzen zu bestehen, die damals so zerrüttet waren. Zwar sollten auch diese dabey zugelassen, und so viel möglich mit eingeschlossen werden; doch so, daß, wenn sie einst verloren giengen, man ihrer entbehren könnte. Die nördlichen Provinzen gefielen dem Prinzen am Beßten zu einem Centralpunkte seines Entwurfes. Holland, Seeland, Friesland, hatten von der Seeseite her nichts zu befürchten, und ihre angrenzenden Provinzen stuhnden unter ihrem Schutze. Sie hatten die Unruhen gleich anfänglich überstanden, und das Fundament zur Freyheit gelegt; itzt bevölkerten sie

sich wieder, und hatten Ruhe genossen, seitdem der Bürger-Krieg weiter in Brabant, Hennegau, und Flandern vorgedrungen war. Einige Jahre Frieden ließen ihnen Zeit, sich zu bewaffnen, neue Kräfte zu sammeln, der Freyheit zu geniessen und ihre Handelschaft in Aufnahme zu bringen. Schon sah man die umworfenen Ueberbleibsel der Kaufmannschaft von Antwerpen sich in Holland niederlassen; und Amsterdam, die spätheste zwar die sich von Spanien lossagte, schien bereits das beßte Loos davon ziehen zu wollen. 1579.

Diese Provinzen, an der Zahl sieben, machten ein genauer verbundenes Corps, ein vereinigteres Ganzes aus. Denn die neue Religion, unvermischt mit andern, war in denselben gleichförmig die herrschende. Sie waren dem Prinzen mehr als alle andern zugethan; er lebte da wie zu Hause, und unter Freunden. Um dieser neuen Vereinigung die dauerhafteste Festigkeit zu geben, erklärten sich die Contrahenten zu einem ganz unabhängigen Staate, und entzogen sich der Oberherrschaft des Königes von Spanien gänzlich. Bis auf jtzt hatte der Name desselben noch über allen Anschlagzetteln und Edicten gestanden; sehr oft auf die wiedersinnigste Weise, wovon wir oben schon die auffallendsten Beyspiele gegeben haben. Man schafte nun diese Formalität ab, und zeigte dem Volke klar, der König von Spanien hätte seine Eyde gebrochen, den ursprünglichen Contract mit seinen Vasallen und Unterthanen verletzt, sich also aller Ansprüche und der Oberherrschaft verlustig gemacht; die Nation wäre nun zur Freyheit gelangt, und hätte ihn nicht ferner für ihren König zu erkennen, sondern müßte sich jtzt selbst eine

1579. Regierungsform wählen, die ihren natürlichen Rechten die gemässeste wäre.

Diese beleidigende und in sehr gehässigen Ausdrücken abgefaßte Gehorsamsaufkündigung wurde für gültig angesehen, und sogleich ins Werk gesetzt; man sprach das Volk vom Eyde der Treue los, zerbrach die Siegel, und unter der Gestalt eines neuen Eydes ließ man Justizbeamtete und andre förmlich abschwören. Dieß geschah von Stadt zu Stadt, und erfoderte viele Zeit. Man hielt solches für nöthig, um die neue Einrichtung in die höchste Achtung zu setzen. Der Urheber des Entwurfs hatte dabey zur Absicht, den neuen Repräsentanten zu schmeicheln und sie aufzumuntern, so wie die der übrigen Provinzen, derer er so ganz sicher nicht war, fester an sich zu ziehen, indem er beyde ausser die Möglichkeit einer Aussöhnung mit Spanien setzte.

Dieser Plan enthielt noch mehrere Triebräder, die nur nach und nach, jede zu ihrer erfoderlichen Zeit, ins Spiel gesetzt wurden. So war, z. B. eine derselben, den Herzog von Alencon, der immer noch für eine Versorgung in den Niederlanden sich bewarb, auf den Schauplatz zu bringen, und ihm, unter annehmlichen Bedingnissen, nach welchen die Grossen und das Volk ihn zu ihrem Haupte wählen würden, die oberste Verwaltung dieser Länder aufzutragen.

Dieß war dann ein ehrlicher Vorwand, dem Erzherzog Matthias Abschied zu geben, oder ihn zur Niederlegung des Stkuers zu vermögen, das ihm ohnehin so lästig geworden war; und daneben den Pfälzischen Prinzen Casimir los zu werden, der, einverstanden mit Imbiz und der Gentischen Fak-

tion, ſich in Flandern nothwendig gemacht hatte, 1579.
wo er die Truppen kommandierte, und auf Unkoſten ſeiner Freunde wie ſeiner Feinde lebte.

Zwar konnte man keines mächtigen Beyſtandes von Frankreich gewärtig ſeyn, weil es zu ſehr ſeinem eigenen Brande zu wehren hatte; jedoch wußte man wohl, wie ſehr angenehm die Wahl des Herzogs von Alencon dem franzöſiſchen Hofe ſeyn müßte, wenn er auch einige verſtellte Mine machen würde, Spanien zu ſchonen. Wenigſtens war man ſicher, daß theils der Hof ſelber, theils der Herzog aus ſeinem Appanage, dann die Königin von Navarra ſeine Schweſter, die ihn ſehr liebte, und ſeine übrigen Freunde und Anhänger alles mögliche für ihn thun, und er gute Offiziere und ein Corps treflicher Truppen mitbringen würde. Auch durfte man hoffen, dieſer Fürſt möchte als Religionsverwandter, und Nachbar von den Wallonischen Provinzen und Städten, der mit ihnen die gleiche Sprache redete, u. ſ. f. dieſelben von ihren Verbindungen mit Spanien abbringen, oder doch wenigſtens die fernern Fortſchritte jener Trennung hindern, und ſie mit Sanftmuth entweder ganz oder zum Theil in dem Bündniſſe zu bleiben vermögen.

Ueberdas hatte der Prinz von Oranien den beſondern Zweck, durch dieſes Mittel die Unruhen in Gent und Flandern auszulöſchen, und die gefährlichen Folgen abzuwenden, welche er daher befürchtete. Dieſe Unruhen hatten ihm ſchon mehr als einmal bange gemacht, und die Art, wie ſich die Häupter derſelben benahmen, bis dahin alle von ihm angewandten Hilfsmittel vereitelt. Zwar durfte er ſich wohl ſchmeicheln, durch ſeine Ankunft in Gent,

1579. Regierungsform wählen, die ihrem natürlichen Rechten die gemässeste wäre.

Diese beleidigende und in sehr gehässigen Ausdrücken abgefaßte Gehorsamsaufkündigung wurde für gültig angesehen, und sogleich ins Werk gesetzt; man sprach das Volk vom Eyde der Treue los, zerbrach die Siegel, und unter der Gestalt eines neuen Eydes ließ man Justizbeamtete und andre förmlich abschwören. Dieß geschah von Stadt zu Stadt, und erfoderte viele Zeit. Man hielt solches für nöthig, um die neue Einrichtung in die höchste Achtung zu setzen. Der Urheber des Entwurfs hatte dabey zur Absicht, den neuen Repräsentanten zu schmeicheln und sie aufzumuntern, so wie die der übrigen Provinzen, derer er so ganz sicher nicht war, fester an sich zu ziehen, indem er beyde auffer die Möglichkeit einer Aussöhnung mit Spanien setzte.

Dieser Plan enthielt noch mehrere Triebräder, die nur nach und nach, jede zu ihrer erfoderlichen Zeit, ins Spiel gesetzt wurden. So war, z. B. eine derselben, den Herzog von Alencon, der immer noch für eine Versorgung in den Niederlanden sich bewarb, auf den Schauplatz zu bringen, und ihm, unter annehmlichen Bedingnissen, nach welchen die Grossen und das Volk ihn zu ihrem Haupte wählen würden, die oberste Verwaltung dieser Länder aufzutragen.

Dieß war dann ein ehrlicher Vorwand, dem Erzherzog Matthias Abschied zu geben, oder ihn zur Niederlegung des Stkuers zu vermögen, das ihm ohnehin so lästig geworden war; und daneben den Pfälzischen Prinzen Casimir los zu werden, der, einverstanden mit Imbiz und der Gentischen Fak-

tion, ſich in Flandern nothwendig gemacht hatte, 1579.
wo er die Truppen kommandierte, und auf Unkoſten ſeiner Freunde wie ſeiner Feinde lebte.

Zwar konnte man keines mächtigen Beyſtandes von Frankreich gewärtig ſeyn, weil es zu ſehr ſeinem eigenen Brande zu wehren hatte; jedoch wußte man wohl, wie ſehr angenehm die Wahl des Herzogs von Alencon dem franzöſiſchen Hofe ſeyn müßte, wenn er auch einige verſtellte Mine machen würde, Spanien zu ſchonen. Wenigſtens war man ſicher, daß theils der Hof ſelber, theils der Herzog aus ſeinem Appanage, dann die Königin von Navarra ſeine Schweſter, die ihn ſehr liebte, und ſeine übrigen Freunde und Anhänger alles mögliche für ihn thun, und er gute Offiziere und ein Corps trefflicher Truppen mitbringen würde. Auch durfte man hoffen, dieſer Fürſt möchte als Religionsverwandter, und Nachbar von den Wallonischen Provinzen und Städten, der mit ihnen die gleiche Sprache redete, u. ſ. f. dieſelben von ihren Verbindungen mit Spanien abbringen, oder doch wenigſtens die fernern Fortſchritte jener Trennung hindern, und ſie mit Sanftmuth entweder ganz oder zum Theil in dem Bündniſſe zu bleiben vermögen.

Ueberdas hatte der Prinz von Oranien den beſondern Zweck, durch dieſes Mittel die Unruhen in Gent und Flandern auszulöſchen, und die gefährlichen Folgen abzuwenden, welche er daher befürchtete. Dieſe Unruhen hatten ihm ſchon mehr als einmal bange gemacht, und die Art, wie ſich die Häupter derſelben benahmen, bis dahin alle von ihm angewandten Hülfsmittel vereitelt. Zwar durfte er ſich wohl ſchmeicheln, durch ſeine Ankunft in Gent,

1579. durch sein und seiner Freunde Ansehn, der Unordnung grossentheils ein Ende zu machen, und die Sachen wieder in ein besseres Gleiß zu bringen; allein es waren immer Rückfälle zu befürchten, so lange der ungestüme Imbiz von dem zahlreichen, bewafneten, unlenksamen, störrischen Pöbel angebetet war. Und noch furchtbarer war die Erwartung, daß die Feinde Imbizes aus Haß gegen ihn, oder auch Er selbst aus Verzweiflung, nachdem sie sich endlich mit ihrer innern Zweytracht den gänzlichen Ruin zugezogen hätten, sich den Spaniern in die Arme werfen, und sodann diese mitten in die Niederlande hineinführen möchten. Also mußte Imbiz selbst entwafnet und auser alle Thätigkeit gesetzt werden. Seine Abneigung gegen die Franzosen war offenbar, er hatte sich mehr als einmal darüber erklärt; brachte man sie also ohne seinen Willen hinein, so hieß das ihn auf immer, ohne Gefahr und ohne Gewalt vertreiben.

Nach diesem Entwurfe fieng denn der Prinz von Ferne an, die Staaten der Provinzen merken zu lassen, wie wichtig ein Bündniß mit Frankreich und der Schutz von daher in diesen unglücklichen Zeiten wäre, und welchen Beystand man sich so wohl für den Krieg als für die Vereinigung aller Provinzen von dieser Seite versprechen dürfte. Bey andern Anlässen sprachen dann er und seine Freunde von dem Herzog von Alencon, und seiner Vermählung mit der Königin Elisabeth von England, an welcher damals gearbeitet wurde. Sie stellten die Sache so dar, daß diesem Meisterstücke nichts mangelte, als der gänzlich Sturz Spaniens, und die Verjagung des letzten Spaniers in sein Land, ohne alle

Furcht dieſelben je wieder zu ſehen. In dieſem vom 1579.
bereitenden Tone ſprach man damals; und einige Monathe nachher machte derſelbe zu Gent, wo der Prinz itzt war, einen ſolchen Eindruck, daß Imbiz in die heftigſte Furcht gerieth, und wirklich die Flucht ergriff.

So kamen denn nach und nach nicht allein dieſer, ſondern auch alle übrigen Punkte jenes Planes zur Reife, und äuſſerten zu verſchiedenen Zeiten der Reihe nach ihre Wirkungen, wie wir an ſeinem Ort ſehen werden. Die erſte derſelben in der Reihe war die Utrechtiſche Union; ſie mußte den übrigen die Bahn öffnen, und ſchnell und feſt ausgeführt werden, weil itzt ſo eben ein neuer Friedens-Congreß auf dem Tapet war, wo es an keinen Anerbietungen noch Intriguen mangeln konnte, welche dienlich ſeyn mochten, den Funken der Zweytracht in die Provinzen zu werfen und anzublaſen. Kayſer Rudolf I. arbeitete unermüdet an einem Frieden, anerbot dem Könige von Spanien und den Niederländiſchen Staaten unaufhörlich ſeine Vermittelung, und lud ſie auf Congreſſe und Conferenzen ein. Er zog auch einige Chur- und andre Fürſten des Reichs mit hinein; ja ſogar den Pabſt, der ſeinen Nunzius als Mediatoren ſandte. Man verſtuhnd ſich von beyden Seiten zu einer ſolchen Vermittelung; die Stadt Cölln wurde zum Ort des Congreſſes beſtimmt, und derſelbe feyerlich am 5. April 1579. eröffnet. Schon einige Zeit vorher hatte man in Wien, in Regensburg und in Holland negoziert; ſo daß man ſich beredete, es müßte bereits ein Präliminar-Schluß abgefaßt ſeyn. Wirklich wußte man lange vorher davon, und das Gerücht hatte ſich

1579. aller Orten ausgebreitet. Daher kamen denn die Bevollmächtigten auf die bestimmte Zeit und in grosser Anzahl an.

Dieser Mediations-Congreß war glänzend, und bestuhnd aus folgenden Herren, jeder von grossem Gefolge und vielen Räthen und Rechtsgelehrten begleitet. Johann Baptist Castanea, Erzbischof von Rossano, ein Genuesen, war päbstlicher Nuntius; dieser Prälat gelangte hernach zum Cardinalat, und endlich i. J. 1590. unter dem Namen Urban VII. zu der päbstlichen Würde. Seine grossen Eigenschaften liessen vieles von ihm erwarten; er starb aber gleich am dreyzehnten Tage seines Pontifikates. Ferner waren persönlich zu dieser Mediation gekommen die Churfürsten von Trier und Cölln; der Bischof von Würzburg, Otto Heinrich, Graf von Schwarzenburg; die Gesandten des Herzogs von Jülich und des Fürst-Bischofs von Lüttrich. Als Bevollmächtigter des Königes von Spanien erschien Don Carlos von Arragonien y Tagliavia, Herzog von Terranova, Ritter des goldnen Vliesses, berühmt durch seine Gesandtschaften in Deutschland u. s. f. Ihm war auf Befehl des Königes von dem Prinzen von Parma zugegeben Maximilian von Longueval, Graf von Bücqoi, Herr von Vaux genannt, und die Räthe von Assonville und Fonk. An der Spitze der Gesandtschaft des Erzherzogs und der Staaten, welche aus eilf Personen bestuhnd, war der Herzog von Arschot. Die übrigen waren die Aebte von St. Gertrud und von Marolles; Bucho Ayta, Propst von St. Bavon zu Gent; die Herren von Grobbendonk, von Beaurepaire, von Merode-Rümen, von Goer, Meetkerke,

Van der Myllen; und Aggeus von Aldada, ein Friesländer, Verwandter von Viglius und Hopperus, ein berühmter Rechtsgelehrter, Beysitzer der kayserlichen Kammer zu Speier. Sekretarien waren von Seite des Königes Scharenberg, und von den Staaten von Vessel. 1579.

So prunkvoll aber dieser Köllnische Congreß war, und so angelegen die Vermittler sich ihr Geschäft seyn liessen, so konnte dasselbe doch nicht gelingen. Gleich von Anfange setzte es schon Schwierigkeiten über die Vollmacht der Deputierten von den Staaten; doch legten die Mediatoren dieselben noch zum Fiele. Dann kam es in die Frage, wer den ersten Vortrag thun sollte. Endlich gelangten die Staaten dazu. Ihre Vorschläge waren sehr weitläufig und von groſſem Umfange. Man fand sie alle Gränzen überschreitend, und ungeheuer. Der Herzog von Terra-Nova war voll guter Gesinnung, und handelte als ein rechtschaffner Mann; allein seine Vollmacht war so beschränkt, und seine Instruktionen so feindlichgesinnt und geheim, und hiengen so von der Zeit und den Umständen ab, daß es wirklich schien, er wäre wohl gekommen zu negozieren, aber nicht um etwas abzuschlieſſen. Täglich erhielt und versandte er Couriere, und wechselte unausgesetzt Briefe mit dem Herzoge von Parma, der damals in Mastricht war. Dieser Prinz arbeitete auf seiner Seite an einem Verkommniß mit den Wallonischen Provinzen, und an der Trennung mehrerer andrer von dem Bunde. Die Staaten beklagten sich, daß dieser Congreß nur dienen sollte Zwytracht unter sie zu bringen, anstatt Frieden zu bewirken und die Unruhen zu beendigen. Man

1579. brachte einen Waffenstillstand in Vorschlag, der dem Prinzen von Oranien erwünscht gewesen wäre, um seine Unterhandlungen mit Frankreich und mit seinen Freunden in Deutschland und in den Niederlanden zu verlängern; allein ein solcher war keineswegs nach dem Geschmacke der Spanier, und kam also nicht zu Stande.

Der König blieb unerbittlich in dreyen Punkten, über welche seinem Gesandten kein Nachgeben gestattet wurde. Einmal solte nur die katholische Religion geduldet und wieder eingeführt, die protestantische hingegen abgeschaft werden; doch möchte den Anhängern derselben gestattet seyn, auszuwandern. Sodann foderte er gänzlichen unbedingten Gehorsam ohne allen Rückhalt oder Ausnahme. Der dritte betraf den Erzherzog Matthias, dessen Wahl und Verhandlungen er die Bestätigung versagte. Ueber die zween letztern Artikel war es nicht nöthig in die geringste Unterhandlung einzutretten. Der erste beschäftigte den Congreß, so lange derselbe dauerte; und dennoch konnte über diesen Punkt der Religion nichts ausgemittelt werden. Bey der höchsten Verschiedenheit der beyden Partheyen entwarfen die Mediatoren eine Schrift, oder einen Annäherungsplan; er wurde aber sowohl von der einen als von der andern Parthey verworfen. Und nachdem nun alle erdenklichen Mittel vergebens erschöpft waren, gieng die Versammlung nach Verfluß dreyer Monathe ungefähr auseinander, und die Bevollmächtigten verreisten. Bloß der Herzog von Arschot schloß einen besondern Frieden mit den Spaniern, denen er sich sehr nothwendig gemacht zu haben glaubte.

In

In der Folge hatte er alle Zeit zu ſetzen, daß es 1579.
dem nicht alſo war.

Ich unterbrach oben die Geſchichte der Utrechter Vereinigung, welche nach ihrem Datum einige Monathe früher zu Stande kam. Und da ich unvermerkt in die Erzählung des fruchtlos abgelaufenen Cölner Congreſſes hinein gerieth, ſo wollt' ich dieſelbe ſogleich vollenden, als eine vorübergehende Begebenheit, auf welche wir nicht mehr kommen werden. Der Utrechter Traktat hingegen iſt ein fortdauerndes Werk, ſo wohl und feſt gegründet, daß er heut zu Tage noch beſteht.

Ich lenke alſo wieder darauf ein. Die Staatenverſammlung von denjenigen Provinzen, welche dieſe Vereinigung unterzeichnen ſollten, wurde nach Utrecht berufen; und die allgemeine Urſache davon unter dem Titel einer engern Verbindung zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung angegeben. Man machte gar kein Geheimniß daraus; der eigentliche Plan war aber nur denen ganz bekannt, die ſich für einmal verbinden ſollten, doch ohne Beeinträchtigung derer, welche ſich in der Folge anſchlieſſen wollten, nachdem einmal das Muſter abgeſchloſſen wäre. Die Deputierten, aufs beſte vorbereitet, begaben ſich nach Utrecht. Es bedurfte nur noch einiger Berathſchlagungen über die äuſſere Form; das Ganze war ſchon zum voraus angeordnet. Sie unterſchrieben die Vereinigungs-Akte den 23. Januar 1579. im Namen und anſtatt des höchſten Gewaltes der Staaten und Städte von den ſieben Provinzen, Geldern, Holland, Seeland, Zutphen, Friesland, Oberyſſel und Gröningen, mit ihren Zugehörden; gerade nach der Rangordnung, wie ſie in

1579. den alten Edicten Kayser Carls V. und andern vorkommen.

Dieses Bündniß besteht aus 26. Artikeln. Der Eingang desselben ist ganz nach der Gentischen Pacifikation geformt; und weit entfernt von dieser abzugehen, wird dieselbe hier in allen ihren Punkten bestätigt. Indessen, weil sie nicht allen davon gehoften Vortheil gewährt hätte, so kam man überein, die Vereinigung und Eintracht, die sie zum Zweck hatte, itzt noch enger zu schliessen.

Sodann ist der wesentliche Inhalt davon dieser: Jede Provinz behält ihre Privilegien, Ordnungen und Gebräuche, und soll ihr alle Anordnung und obrigkeitliche Macht in Religions-, Staats-, Polizey-, Domainen- und Finanzsachen zustehn. Die Städte und Orte behalten ebenfalls ihre besondern Keuren und Privilegien. Die vereinigten Provinzen machen ein unauflösliches Corps aus, welches sie mit zusammengesetzten Kräften schützen, vertheidigen, und zu dem Ende hin einander wechselseitige Hilfe und Beystand leisten sollen, ohne sich je von einander zu trennen oder aufzulösen, unter keiner Ursache noch Vorwand. Jede Provinz mag in allem, was ihre besondere Gemeinheit betrift, als mit ihren Einkünften, Würden und Aemtern, ganz nach ihrem Gutdünken handeln; bey allem aber, was die Union angeht, Krieg, Friede, Bündnissen, ist die Einwilligung aller Provinzen, aus welchen sie besteht, erfoderlich. Sollte eine Provinz mit der andern in einen Zwist gerathen, so soll die Entscheidung den besondern Statthaltern oder den andern neutralen Provinzen überlassen, keineswegs aber auswärtige Schiedrichter oder Vermittelung gesucht werden.

Andre Zusammenkünfte sollen zu bestimmten Zeiten 1579.
gehalten werden, wo diese Vereinigung soll abgeändert werden mögen, je nachdem es ihre Wohlfahrt erfodern wird. Dieß ist das Wesentliche von dem so allgemein berühmt gewordenen Traktate. Die Freyheit und die Loswerdung von dem spanischen Joche, wie man's in den Niederlanden nannte, entsprangen zuförderst aus den Zügen der Wasser-Gueusen nach den Seeländischen Inseln. Noch mußte es aber vom Schicksal entschieden werden, wer Herr seyn sollte; zwölf Jahre Krieg hatten das Problem nicht auflösen können.

Diese Vereinigung nun legte das Fundament zu einer neuen Republick, die freylich bey ihrem Anfang an Macht und Ausdehnung klein genug war. Die folgenden Jahrhunderte aber erstaunten über den Anwachs ihrer Grösse, die nun allen Mächten der Erde zur Seite gieng. Das hätten ihre Stifter wohl weder gehofft noch geglaubt, daß ihr junger Freystaat einst das Gleichgewicht von Europa halten und bewirken würde; dafür waren sie zu klug und zu bescheiden. Sie wählten sich zu ihrem Sinnbilde sieben zusammen gebundene Pfeile, schrieben dabey die Stelle Sallusts: Concordia res parvæ crescunt, Discordia maximæ dilabuntur, und hielten sich besonders an den ersten Satz.

Ich nannte oben sieben Provinzen, und rede hier von den sieben darauf anspielenden Pfeilen; es sind aber ihrer achte, wenn man Utrecht mitzählt, welches unstreitig eine ausmacht. Sodann aber zählt man Zutphen nicht besonders, sondern dasselbe wird als ein Theil des Herzogthums Geldern angesehen.

1579. Weder der Eingang noch die 26. Artikel der Vereinigung sagen etwas von einer Aufkündigung oder Abschwörung des Gehorsams gegen Spanien; es zeigte sich ohne des klar genug, daß ihr Zweck dahin gehe. Man begnügte sich stillschweigend dieß in Wirklichkeit zu setzen, indem man die Domänen und Regalien einzog, und sich weder des Namens noch der Titulatur des Königes mehr bediente. Ueber den Edikten las man jtzt bloß: Die General-Staaten der vereinigten Provinzen. Erst lange nachher, gegen die Zeit als der Herzog von Alencon berufen wurde, kam jene Absagung in Umlauf; ja erst noch späther wurde eine Aufkündigungsformel im Haag abgefaßt, und, wie schon gesagt, von Stadt zu Stadt gesandt; man verfuhr aber langsam damit, und zwang niemanden der sie nicht annehmen wollte, wenn er anders nicht im Fall war eine Entsetzung befürchten zu müssen. Vielleicht gieng man so sachte damit zu Werke, um den Erzherzog zu schonen.

Doch wie dem immer seyn mag, so thaten sich sogleich, nachdem die Vereinigung beschlossen und besiegelt war, mehrere der vornehmsten Städte andrer Provinzen zu derselben hinzu: Gent, Brügge, Ypern und Antwerpen; weil alle, welche ihre Handelschaft eingebüßt hatten, durch diese Verbündung wieder dazu zu gelangen hofften. Gent war die erste, die sich einmüthig in allen ihren Collegien und Klassen dazu entschloß. Ihre Gesandten unterschrieben förmlich ihre Zutrittsacte in Utrecht schon den 4. Februar, zwölf Tage nach der ersten Entschließnahme der sieben vereinigten Provinzen. Die übrigen Städte kamen allmählich herbey.

Man wolte sich, wie schon oben bemerkt ist, durch 1579.
diese Vereinigung gegen die Trennungen verwahren, zu welchen der damals nahe, gen Cölln ausgeschriebene Congreß den Saamen ausstreuen möchte; und in der That bog man dadurch manchen Intriguen vor, oder entkräftete sie. Der andre Zweck aber, den Abtritt der Wallonen zu verhüten, der jtzt alle Augenblicke drohte, konnte nicht erreicht werden; und derselbe erfolgte dennoch um diese Zeit auf folgende Weise. Der Prinz von Parma, den wir in den J. 1577. und 1578. ins Namürsche zurückgetrieben sahen, kam bey dem Gentischen Aufruhr wieder zu Athem. Aller jener Bewegungen kundig, war er zu klug, als daß er nicht Vortheil davon hätte ziehen sollen. Er sah, welch einen traurigen und unzeitigen Krieg die Genter mit den Städten des französischen Flanderns führten, und wie unzufrieden diese Landschaft so wohl als einige angränzende Provinzen wären. Eben so wußte er, in welche entsetzliche Verlegenheit das Gouvernement von Brüssel durch die fanatischen Ausschweifungen der Genter gesetzt war, weil alle Projekte der Conföderierten dadurch über den Haufen geworfen wurden. Diese Verwirrung äusserte sich in dem Feldzuge von 1578. zu ihrem größten Schaden. Schon waren entscheidende Operationen verabredet. Von der einen Seite sollte, nach einigen besondern Expeditionen, ein Corps Franzosen, und nachher der Prinz Casimir mit einem andern Corps deutscher Truppen, zu der groſſen Armee stoſſen; so daß diese zusammengesetzte Macht im Stande gewesen wäre, die Spanier nicht allein aus dem Namürschen, sondern auch aus Luxenburg zu verjagen.

1579. Bey der Eröfnung des Feldzugs machte man zwar einen guten Anfang; allein der Prinz Casimir war mit Imbiz und der Genter-Faktion einverstanden, und ließ sich von ihren Versprechungen locken; anstatt sich mit der grossen Armee zu vereinigen, wandte er sich gerades Weges nach Flandern, zog mit einem Theil seiner Truppen in Gent ein, und ließ den andern um die Stadt her kantonieren. Dieselben thaten denn öftere Ausfälle ins Wallonische, und verwüsteten Freundes- und Feindes-Land. Die Franzosen ärgerten sich so sehr an diesem falschen Betragen des Pfälzischen Prinzen, daß sie sich mitten aus dem Felde nach Hause begaben; und die Hauptarmee verlor den Muth und die Thätigkeit so, daß sie sich zerstreute und nach und nach zusammenschmolz; von allen jenen grossen Projekten konnte also wenig oder nichts ausgeführt werden.

Der Prinz von Parma beobachtete dieß Betragen der Verbündeten aufmerksam, verdoppelte nun seine Bemühungen für die Wallonischen Provinzen und Städte, und seine zahlreichen Emissarien überredeten sie endlich ganz. Er erhielt auch von Zeit zu Zeit beträchtliche Verstärkungen an Truppen, und wußte seine Vorkehrungen so gut zu machen, daß er im J. 1579 das Feld behauptete. Er that einige Vor- und Rückmärsche, diese und jene Stadt zu bedrohen, und schloß endlich Mastricht ein, vielleicht um sich Cölln zu nähern, wo damals der Congreß gehalten wurde, während dem er die andre Stadt belagerte.

Im May 1579. kamen in sein Lager vor Mastricht der Abt von St. Vaast, der Herr von Caspern, und mehrere andre Abgeordnete, mit einem

grossen Gefolge von Edelleuthen, um die Aussöhnung 1579.
der Provinzen Artois, Hennegau, der Städte Ryssel, Douay, Orchie und einiger anderer in diesen Distrikten vollends zu beschliessen. Sie wurden gleich Ambassadoren empfangen. Der Prinz von Parma ließ sie durch seine Generalen und eigenen Offiziere mit zahlreichem Begleit einhohlen und ins Lager führen. Er gab ihnen Audienz unter einem prachtvollen Gezelte, das er ganz eigens dazu ausrüsten ließ; es wurden ihnen grosse Mahlzeiten gehalten; alle Generalen und Ritter beehrten sie der Reihe nach mit Festinen, Bällen und Serenaten. Diese Erscheinung im Lager war indessen ein bloßes Großthun, da der Traktat schon seit dem letzten April auf Mont St. Eloy, einer Abtey bey Arras, durch den Bischof von Arras, Valentin de Pardieu de la Motte, die Baronen von Montigni de Selles, von Capern, den Vicomte von Gent, Melün nachher Marquis von Richenburg, und andere, bereits geschlossen war.

Um diese Zeit trug sich in Antwerpen bey einer Prozession, mit Hintansetzung aller Ehrerbietung gegen den anwesenden Erzherzog, eine gewaltige Unordnung zu. Die Calvinisten verjagten nämlich die Priester und Catholicken. Dieser Aufruhr ereignete sich gerade da das gallicanische Flandern noch unentschlossen war, ob es sich mit Artois verbinden wollte. Die Nachricht von diesen Ruchlosigkeiten gaben den Ausschlag zum gänzlichen Beytritte.

So war alles veranstaltet, und die Bedingnisse gemacht, ehe noch die Deputation ins Lager kam. Die Einwohner dieser Gegenden waren gerade die, von welchen beym Anfange der Geschichte dieser

1579. Unruhen die Rede war. Sie wollten zwar ihre Freyheiten und Vorrechte beybehalten, und verfochten dieselben mit dem Schwerdt; so weit aber waren sie nicht, daß sie die Religion oder ihren Oberherrn hätten ändern wollen.

Die Bedingnisse des Traktats waren überhaupt folgende: 1) Einführung der catholischen Religion mit Ausschliessung jeder andern. 2) Vollkommene gänzliche Wiederherstellung und Annahme der Oberherrschaft des Königes von Spanien, und des schuldigen Gehorsams gegen seine Majestät. 3.) Befolgung der Gentischen Pacifikation, und Entfernung aller und jeder fremden Truppen.

Dieser letzte Artikel machte dem Prinzen von Parma viele Mühe; er sann auf alle Mittel, eine etwelche Einschränkung desselben zu erzielen. Alle Feste und Gastereyen, mit welchen man die Gesandten mehr als sechs Wochen lang im Lager hinhielt, hatten nichts über dieselben vermocht; sie blieben fest bey der getroffenen Schlußnahme. Der Prinz schrieb darüber nach Spanien, und erhielt endlich zur Antwort: Er sollte ihnen über diesen Artikel nicht länger zusetzen. Jtzt wurde sogleich alles ratifiziert, und die Gesandten mit überhäufter Höflichkeit entlassen. Diese Aussöhnung ward inzwischen erst einen oder zween Monathe nachher durch ein königliches Manifest bekannt gemacht, das in sehr gewählten und für die Provinzen ehrenvollen Ausdrücken abgefaßt war.

Der Prinz von Oranien hatte diesen Schlag für die Conföderation vorhergesehen; er war auch gegen den Schluß derselben kein Geheimniß mehr. Schon Jahre lang giengen Unterhandlungen deswegen vor; man hatte an mehrern Orten Spuren davon; auch

war die Beſtürzung darüber nicht ſo gewaltig, weil 1579.
es nicht unerwartet kam. Es zeigten ſich ſogar noch Mittel dagegen. Tournay, und was damit in Verbindung ſtuhnd, wollte nicht beytreten und blieb feſt. Valenciennes flehte bald nachher den Prinzen von Granien und die Staaten um Schutz an. Die Wallonen, welche ſo unerbittlich auf die Entfernung der fremden Truppen gedrungen hatten, hielten nur ſo viele unter ihrem Sold und aus ihrer Nation auf den Beinen, als ſie zu ihrer Vertheidigung nöthig hatten.

Gröſſern Schrecken verbreitete die Eroberung von Maſtricht. Die Stadt hatte ſich drey Monathe lang tapfer vertheidigt, und einen groſſen Theil ihrer Beſatzung aufgeopfert. Itzt bemerkte ein ſpaniſcher Abentheurer, daß man in manchen Dingen nachläßig werde; daß die Soldaten auf ihren Poſten ſchlafen, oder ſich gemächlich auf dem Boden hinſtreckten, und zumal auf einen alten und ſchlecht ausgebeſſerten Riß in einer Mauer nicht Achtung gäben. Er unterſuchte die Stelle, machte Anzeige davon, und ſogleich wurde noch denſelben Tag, den 29. Junius 1579. ein Generalſturm kommandiert. Man drang durch dieſe Oefnung und hernach durch mehrere andre hinein; die Stadt wurde unter abſcheulichem Gemetzel erobert, und ein Opfer aller Schreckensſcenen des Krieges. Die Plünderung dauerte mehrere Tage aneinander fort. Das Unglück wollte, daß der Prinz von Parma ſo eben einem gefährlichen Scharlachfieber entgieng, und man ihn wirklich ſchon todt geſagt hatte. Kaum fieng er an zu geneſen, ſo geſchah die Einnahme der Stadt; ſeine Befehle kamen nicht nur zu ſpäthe, ſondern wur-

1579. den auch schlecht befolgt; und das Schlimmste war bereits geschehen, als er itzt wieder Einhalt hätte thun können. Einige Tage nachher brachte man ihn triumphierend auf einer Sänfte in die Stadt.

Die Nachricht dieser Eroberung, mit so furchtbaren Umständen begleitet, erfüllte das Land mit Schrecken. Brabant, Over-Yssel und andere angränzende Provinzen geriethen in solche Furcht, daß sie auf ihre Vertheidigung dachten, und den Prinzen von Oranien, nebst den General-Staaten, um Hilfe anruften. Der Prinz, welcher wirklich einige Schritte gethan hatte, Mastricht zu Hilfe zu kommen, lehnte es von sich ab, und maaß den Unruhen in Gent die Schuld an allem bey, indem diese alle Maaßregeln zernichteten, und die Niederlande insgesamt, so wie jede besondre Provinz und Stadt, in die augenscheinlichste Gefahr brächten. So wurde auch der Abfall der Wallonen, und ihr eingegangener einseitiger Friede, den Gentern und ihrer übeln Aufführung zugeschrieben.

Am Ende vorigen Jahres schrieb die Königin Elisabeth, auf Nachrichten hin, die ihr von diesen Ausschweifungen mitgetheilt waren, zween weitläuftige, ernstliche Briefe nacheinander an den Magistrat von Gent. Sie macht ihm Vorwürfe über den Mißbrauch ihres Schutzes und ihrer Wohlthaten, und ertheilt ihm den Rath, sich ohne Anstand mit den übrigen Provinzen zu vereinigen und der gesetzmäßigen Regierung zu unterwerfen; den angenommenen Religionsfrieden zu befolgen; dem Clerus, den Klöstern und Catholiken, nach Inhalt desselben ihre Güter wieder zurückzustellen; die Bischöfe und Herren, die sie in Verhaft genommen hätten, wieder

in Freyheit zu setzen, oder, wenn sie gültige Ursachen 1579.
dazu gehabt, dieselben sogleich zu eröfnen, und dann die Gefangenen ohne Verletzung ihrer Ehre einer neutralen Macht auszuliefern bis auf den Frieden; sie selbst anerbiete sich dazu unter sicherm Geleite. Am Ende dringt sie auf die Befolgung ihrer Räthe, nach aller der Achtung, die sie zu erwarten berechtigt wäre; widrigenfalls würde sie ihnen ihre Zuneigung entziehen, oder auch Gent zugleich verlassen. Herr Davison, der Resident, oder, wie ihn andere heissen, der Ambassador dieser Fürstin in Brüssel, begab sich auf ihren ausdrüklichen Befehl nach Gent, überlieferte diese Briefe den versammelten Magistratspersonen, und hielt eine Rede desselben Innhalts in ähnlich pathetischem Tone. Zu gleicher Zeit machte er dem Pfalzgrafen Casimir, den er in Gent antraf, im Namen seiner Königin sehr ernstliche Vorwürfe über sein Betragen im Felde, und sagte ihm: Anstatt das gemeine Beste durch seine Armee zu befördern, hätte er den Erfolg des ganzen Feldzugs dadurch vereitelt, daß er die englischen und in englischem Solde stehenden Truppen dem Dienste einiger Partikularen von Gent zugeführt, ohne Vorwissen und gegen den Willen derer, die solches zu bewilligen hätten. Auch die Verheerung, die seine Leuthe angerichtet, warf er ihm vor, und zeigte ihm, daß die Wallonen nicht abgetretten wären, wenn er sie nicht durch seine übelangebrachte Freundschaft mit den Gentern vor den Kopf gestossen hätte. „Die Königin„ (fuhr er fort) „macht sichs zur Ehrensache, daß sie nicht dafür will angesehen seyn, „solche Befehle gegeben zu haben, oder sie zu billigen; sie mißbilligt vielmehr dieselben, widerruft

1579. „ste, und erinnert den Prinzen, daß er von nun an „alles mögliche beytrage, die allgemeinen Entwürfe „zur Vertheidigung und Beschützung der Niederlande „nach dem ihm gegebenen Auftrage zu befördern, „und sich zu keiner besondern Faktion zu schlagen, „oder diesen unglüklichen Provinzen zur Last zu wer„den". Den Prinzen Casimir verdroß diese lange und beleidigende Rede so sehr, daß er leicht dem Doctor Bütrick seinem Hofrath, Imbizen und andern glaubte, welche ihm sagten, der englische Minister hätte gewiß dem Prinzen von Oranien zu gefallen die Gränzen seines Auftrags überschritten. Davison bekam geheime Nachricht davon; ließ also die Rede die er gehalten hatte, mit noch ausführlichern Zusätzen aus den Instruktionen der Königin, durch den Pensionär von Gent authentisch in französischer Sprache kopieren, und überbrachte die Abschrift dem Prinzen Casimir, der den folgenden Monath nach England reiste, sich zu rechtfertigen. Seine Rechtfertigung fand Gehör; er erhielt den Orden des Hosenbands nebst einer Pension; unterdessen aber hatte man seine teutschen Truppen abgedankt. Die Königin borgte ihm ein Schiff, welches ihn zu Vliessingen ans Land setzte; von da gieng er seinen Truppen nach; allein so erbost, daß er an den Mauern von Antwerpen vorbeyreiste, ohne weder den Erzherzog, noch den Prinzen von Oranien, welche doch beyde dort waren, zu grüssen.

Die Briefe der Königin Elisabeth hatten einen grossen Eindruck auf die Commune von Gent gemacht. Imbiz und seine Faktion, die auch sonst in großen Verlegenheiten steckten, zogen die Sache auf. Man hielt vielerley Berathschlagungen, aus

wortete mit Complimenten, Entſchuldigungen und Verſprechungen, that aber nichts. 1579.

Dagegen ereignete ſich im Junius 1579. ein Auftritt, der ſie noch verhaßter machte. Die beyden Biſchöfe von Brügge und Ypern, und die Herren von Raſſenghien, von Erpe, von Lecke, von Sweveghen und von Champigni ſaßen immer noch in Verhaft auf dem Prinzen-Hof, ſeit der Nacht des 28. Oktobers 1577. da Ryhove, wie oben erzählt iſt, ſie aufheben ließ. Die, welche ſie verwachen ſollten, ſey es aus Achtung, oder weil ſie ihre Rechnung bey ſo großmüthigen Gefangenen fanden, ſchränkten dieſelben nicht ſehr ein, und lieſſen ihnen beſonders des Nachts viele Freyheit. Dies machte man ſich zu nutze, ihr Entkommen zu bewirken. Der Caſtellan, ein Prokurator und noch zween andre, übernahmen die Ausführung; in der Nacht zwiſchen dem 15. und 16. Junius 1579. brachten ſie die Gefangenen auſſer das Schloß, und führten ſie über die Schanzen und Graben der Stadt in einem Kahne aufs Land hinaus, ohne daß es jemand gewahr wurde. An einem gewiſſen Ort ſollten ſie Pferde bereit finden, um ſie nach Roulers oder Rouſſelaer zu bringen, wo die Wallonen waren; allein durch einen Zufall, oder weil die Gedungenen nicht Wort hielten, fanden ſich die Pferde nicht vor. Sie giengen alſo ſachte zu Fuße; denn einige von ihnen waren ſchon ziemlich alt. Des Morgens 3. Uhr traf ſie ein Schlächter von Gent an, der dahin zurückkehrte; er gieng zwar bey ihnen vorüber, ohne ſie zu kennen; und wenn er auch einigen Argwohn geſchöpft haben mochte, was das zu bedeuten hätte, ſo dachte er wenigſtens nichts weiters, als er in der

1579. Stadt alles ruhig fand. Erst gegen Mittag als ihm jemand, dem ers erzählte, Verdacht erweckte, gieng er dem Magistrat anzuzeigen, daß er um 3. Uhr Morgens einen Trupp Leuthe angetroffen, die ihm von der Stadt zu kommen geschienen hätten. Noch wußte man nichts; als man aber nach dem Prinzenhof sandte, und niemanden mehr fand, verbreitete sich der Lerm in einem Augenblick; man schloß die Thore, und sendete Leuthe auf diesen Weg aus. Es ist unbegreiflich, daß man nicht vorher den Unzufriedenen oder den Wallonen zu Roulers Nachricht gegeben hatte; denn da diese sonst immer umherstreiften, und selbst bis an die Thore von Gent kamen, so wären sie gewiß auch gekommen, die Flüchtlinge in Sicherheit zu nehmen. Allein in dieser unglüklichen Zeit durfte niemand dem andern trauen. Da die Entsprungenen am Tage nicht wandern durften oder vor Hitze nicht konnten, so verbargen sie sich in die Kornfelder und Gebüsche, und ihre Verfolger setzten ihnen auf dem Fuße nach, und erhaschten sie schon den 17. wieder; ausgenommen die Herren von Rassenghien, von Erpe, von Sweveghen, und die zween Führer, welche ihnen zur Flucht behülflich waren. Der Herr von Rassenghien, Gouverneur von Französisch-Flandern, begab sich sogleich nach Ryssel, wo er im Triumph aufgenommen wurde; und die übrigen giengen ebenfalls an sichere Orte. Die, welche man wieder einhohlte, besonders die beyden Bischöfe, wurden nach Gent zurückgeführt; man schloß sie enger ein, und trieb eine Art Spiel mit ihnen. Ryhove, der sie gefangen genommen hatte, maaßte sich an mit denselben als mit einer Ausbeute zu handeln; er führte sie so-

gar einst nach Termonde, von wo aus, wie man 1579.
glaubte, sie nach Cleven unter die Aufsicht des Herzogs gebracht werden sollten. Indeß brachte man sie nach einigen Monathen wieder auf Gent. Nach einer harten Gefangenschaft endlich wurden die beyden Bischöfe gegen andre Gefangene ausgetauscht, welche der Prinz von Parma in seiner Gewalt hatte, und zwar vier Jahre nach ihrer Einsetzung im J. 1581.

An diesen Beyspielen siehet man, wie die Unruhen zu Gent immer höher stiegen. Die Aufwiegler streiften umher, steckten Schlösser in Brand, und vertrieben die Leuthe mehr als je.

Der Prinz von Oranien und viele andere waren ungehalten darüber. Er entschloß sich hinzugehen; es bedurfte aber großer Vorsicht dazu. Man spann ein geheimes Unternehmen an, zu welchem auch Ryhove sich bereden ließ. Er sollte nämlich die Magistratspersonen, die Adelichen und Häupter bey sich versammeln, unter dem Vorwand einer Berathschlagung über die Angelegenheiten der Stadt. Imbiz sollte ebenfalls eingeladen und sodann ohne Geräusch im Hause gegriffen werden. Die Sache wurde wirklich ausgeführt. Allein weil Imbiz zu lange nicht herauskam, schöpfte einer von seinen Creaturen Verdacht, theilte denselben dem Pöbel und den Geusen mit, und in einem Augenblick erhub sich ein Volksaufruhr, der plözlich das Haus Ryhove's wüthend besetzte, und Imbiz herausfoderte. Man mußte ihn losgehen. Als er sich so unterstützt sah, wollte er groß damit thun, begieng eine Menge Tollheiten, änderte den Magistrat, setzte sich von Neuem an die Spitze, und ließ sich und seine Anhänger proklamieren.

1579. Ungeachtet aber dieser Streich fehlgeschlagen hatte, so sah man doch dabey, daß seine Parthey sehr im Abnehmen war, und er nur bey der niedrigsten Pöbelklasse Unterstützung fand. Hiernach nahm dann der Prinz von Oranien seine Maaßregeln und schrieb einen weitläufigen Brief an den Magistrat von Gent, worinn er seine Dienste zur Beylegung ihrer innern Unruhen anbot. Dieser Brief gab so reichlichen Stoff zu Berathschlagungen, daß sich die Gedanken daran offenbarten. Imbiz hielt sich für verloren, wenn der Prinz in die Stadt käme. Er that alles sein Möglichstes, desselben Zulassung zu verhindern; verfaßte einen Aufsatz von 14. Artikeln, als so vielen Ursachen sein Anerbieten nicht anzunehmen, und ließ denselben drucken und austheilen. Hauptsächlich wollte er damit zeigen, der Prinz sey Frankreich ganz zugethan, und alles, was er gethan hätte um sein Vaterland von dem spanischen Joche zu befreyen, wäre blos geschehen, dasselbe unter das französische zu bringen. Er, und sein Vertrauter der Prediger d'Athenus, schwatzten von Morgen bis an den Abend, diese Gründe geltend zu machen. Und hier entwickelte sich sein Hauptplan, den man bisdahin nicht einsah. Unter dem Selbstlobe seiner geleisteten Dienste äusserte er sich, er hätte die Constitutionen aller ältern und neuern Republiken studiert; und nun wäre sein Vorsatz Gent zu einem zweyten Genf zu machen; doch sollte es ein weit furchtbarerer Freystaat werden. Die Stadt hätte bey ihrer Grösse, bey ihren Festungswerken, und bey ihren stehenden Truppen, keinen Angriff zu befürchten; und er wollte die blühendste Handelschaft von Europa hieherziehen. Allein alle seine schönen Schriften und Reden kon-

ten

ten nicht hindern, daß der Entschluß, den Prinzen 1579.
von Oranien einzuladen, nicht in allen Collegien mit Mehrheit der Stimmen durchgegangen wäre. Der Tag seines Einzugs wurde festgesezt, und man machte alle Vorkehrungen zu seinem Empfange.

Imbiz wurde ganz betäubt von diesen Veränderungen; er sah den offnen Abgrund vor seinen Augen. Dieser Mann, der ganz Flandern zittern gemacht hatte, gerieth in panischen Schrecken. Sein Muth zerrann vollends, er überließ sich der äussersten Feigheit, und war nicht im Stande mehr was Taugliches zu unternehmen. Der Prediger d'Athenus verschwand in der Stille zween oder drey Tage vor der Ankunft des Prinzen. Imbiz hatte im Sinn, den Tag darauf ihm zu folgen, und nahm zum Vorwand, er müßte mit einigen Deputierten die gentischen Schleußen besuchen, und Ausbesserungen anordnen. Des Abends entfernte er sich von der Gesellschaft; einer seiner Gefährten (ein Schenkwirth) muthmaaßte sein Vorhaben, bestieg ein Schiff das diese Nacht abfahren sollte, und fand Imbiz hier in Todesangst. „Du sollst nicht loskommen", sagte er ihm, „hast Du uns in den Wirbel hineingezogen, so sollst Du uns wieder heraushelfen, oder „mit uns zu Grunde gehn". Dann beschalt er ihn über seine Feigherzigkeit, und drohte ihm mit dem Tode. Endlich hieß er ihn vom Schiffe steigen, und führte ihn des andern Tages mit den übrigen nach Gent zurück. Er durfte sich aber hier nicht blicken lassen, so lange der Prinz da war, und hetzte unter der Hand das Volk zu zwecklosen Tumulten auf.

Vierter Abschnitt.

End der Genter-Unruhen. — Der Erzherzog Matthias legt die Regierung wieder in die Hände der Provinzen. — Traktat mit dem Herzog mit Alençon; er wird zum Oberhaupt erwählt. — Seine Liebschaft in England. — Er kömmt in die Niederlande, wird installirt; es wird ihm aber bald zum Eckel. — Er will einige Städte erobern; die Unternehmung auf Antwerpen mißlingt ihm. — Er geht nach Frankreich zurück, und stirbt bald nachher.

1580. Um mit den besondern Unruhen zu Gent zu Ende zu kommen, welche in die drey und vier Jahre lang ganz Flandern in Noth brachten und die Confödération störten, bleibt uns noch übrig anzuführen, daß der Prinz von Oranien sich den 18. August 1579. nach Gent begab. Er hielt seinen Einzug um den Mittag, kam von Termonde her und hatte nur seine gewöhnliche Leibwache bey sich, samt dem Begleite der Deputierten, und derer die ihn einhohlten. Sogleich legte er Hand ans Werk. Gleich den zweyten Tag hob er den ungesetzmäßigen Magistrat, Imbize's letztes Machwerk, auf, und setzte einen neuen nach der Form der Gesetze und Constitutionen aus solchen Personen, die nicht von jener Faktion waren.

Fünf bis sechs Tage spätter nahm er Imbize'n auch seine Leibwache weg. Dieser ehevorige Diktator hielt sich itzt in sein Haus verschlossen. Der Pöbel legte eine Bittschrift für ihn ein, bat daß man ihn zum General von 25. Compagnien machen möch-

te, und suchte sein Begehren sogar mit Aufruhr durch- 1580.
zusetzen; der Prinz aber zerstäubte einen solchen Volks-
aufstand bloß mit seiner Gegenwart. Er gieng mit-
ten unter das Volk; fragte: Ob eine Truppe, wie
sie, die Gemeine von Gent vorstellen sollte? Schalt
sie tapfer aus, befahl ihnen sogleich abzuziehen; und
ihre Bittschrift blieb verweigert. Darauf ließ er denn
Imbize'n vor sich kommen, und machte ihm die
bittersten Vorwürfe. Dieser voll Schrecken sah sich
am Ende seiner Herrschaft, hörte von der Ankunft
der Franzosen sprechen, die er auf den Tod haßte,
und dachte auf seine Sicherheit. Den Morgen vom
29. August ließ er sich noch sehen, Nachmittags aber
wich er im stillsten Inkognito aus der Stadt. Erst
gieng er nach Sas, sezte sich dann auf ein Schiff
nach Tergouwen in Holland, und begab sich von
da immer unkenntlich in die Pfalz, wo er d'Athe-
nus antraf. Der Prinz Casimir gab beyden eine
ansehnliche Pension. Hier hielten sie sich auf bis
i. J. 1584. wo Imbizens Unstern ihn wieder nach
Gent brachte, um hier umzukommen, wie an sei-
nem Orte vorkommen wird.

Gegen das Ende des Jahrs 1579. nachdem dieser
unruhige Kopf auf die Seite gekommen war, nah-
men die Sachen eine bessere Wendung. Der Prinz
brachte den Religionsfrieden zur Annahm und Aus-
übung, foderte mehrern Staatseinnehmern Rechnung
ab, und ließ die eingezogenen oder entrissenen Gü-
ter den Geistlichen und andern rechtmässigen Eigen-
thümern wieder zustellen. Auch die Gewalt der be-
rüchtigten Achtzehner erreichte ihre Endschaft; sie
wurden im November entsetzt; nur zween oder drey
derselben behielt man als dem Magistrat untergeord-

1580. nete Aufseher bey. Unterdessen kam der gezwungen und freywillig exilierte Adel, samt mehrern andern angesehenen Bürgern, wieder in die Stadt. Der Prinz gieng auch nach Brügge, einen neuen Magistrat einzusetzen und die Ordnung wieder herzustellen; so daß diese Städte nun unter einer bessern Polizey wieder friedlich aufzuleben anfiengen. Leicht folgte diesem Beyspiele auch das übrige Flandern.

Im J. 1580. war man nun ernstlich auf ein Bündniß mit Frankreich, und auf die Berufung des Herzogs von Alençon bedacht. Der Prinz von Oranien hatte sich erklärt, wenn die Provinzen sich doch ein neues Oberhaupt wählen wollten, so würde ihnen dieser Fürst weit zuträglicher seyn als jeder andre. Eine einzige Vorstellung darüber reichte hin, Imbizens Einwendungen dagegen zu besiegen. Die Sache wurde nun wirklich bis zu ihrer Ausführung betrieben.

Noch war aber der Erzherzog Matthias als General-Gonverneur im Lande. Im Januar ließ der König einen Befehl bekannt machen, daß der Rath von Flandern sich nach Douay begeben sollte. Die meisten Räthe hatten sich nämlich während jenen Unruhen zerstreut und von Gent entfernt; sie wurden nun ingeheim nebst mehrern ihrer Anhänger wieder zusammenberufen, und begaben sich aus verschiedenen Orten her nach Douay. Hier eröffnete der Provinzialrath seine Sitzungen, und setzte dieselben fünf Jahre lang fort. Die Rechnungs-Kammer hatte ihren Sitz in Ryssel, und da auch diese Stadt noch zu denjenigen gehörte, welche wieder Spanien zufielen, so eilte der Erzherzog so viel möglich, dieser Diserion, wie man es nannte, Vorschub zu

thum; er setzte also den 12. Julius 1580. einen neuen 1580.
Rath für Flandern, der in Gent residieren sollte; so auch eine neue Rechnungskammer. Beyde bestuhnden meist aus Creaturen der Stände. Alles das aber wurde bey der Gentischen Rekonziliation 1585. wieder aufgehoben. Der Rath kam wieder von Douay nach Gent zurück, und hielt seine Sitzungen von Neuem hier; und die Rechnungskammer blieb in Ryssel.

Ich besitze sehr merkwürdige und genaue Nachrichten von jenen Abwechselungen; es würde aber hier nicht an seinem Orte seyn, einen weitläufigen Gebrauch davon zu machen. Ich behalte sie lieber für eine besondere Abhandlung über die eigentliche Geschichte der Räthe auf; hier würde eine solche den Gang der allgemeinen Geschichte zu lange unterbrechen.

Jene Einrichtungen waren das letzte, was der Erzherzog that. Dieser Fürst, einer so dornichten und unangenehmen Regierung so müde, daß er es bereute sie jemals auf sich genommen zu haben, legte sie den 22. Julius 1580. zu Antwerpen in die Hände der General-Staaten zurück. Dennoch blieb er im Lande. Man dankte ihm, und that seiner in dem bald hernach mit dem Herzoge von Alençon errichteten Traktate Erwähnung; auch wurden ihm ansehnliche Jahrgelder zuerkannt, die man indessen nachher stark verminderte. Am Ende Oktobers des folgenden Jahrs 1581. gieng er nach Deutschland zurück.

Der Sommer verstrich unter häufigem Gezänke für und wider das Projekt, den Herzog von Alençon betreffend; selbst da noch der Erzherzog regierte, berathschlagte man sich unhöflich genug vor sei-

1580. nen Leuthen und so zu reden in seiner Gegenwart darüber. Denn die Faktionen waren noch nicht so weit ausgelöscht, daß der Partheygeist nicht allerwärts hätte herrschen sollen; und bey diesem Anlaße zeigte er sich sehr. Endlich siegte die dem Entwurfe geneigte Parthey mit großer Mehrheit, und im Monath August reiste eine ansehnliche Gesandtschaft von allen Ständen der Provinzen nach Tours in Touraine.

Eine Viertelstunde von dieser Stadt liegt ein grosser Park mit einem alten Schlosse und andern Gebäuden, Montils oder Plessis-les-Tours genannt, in der französischen Geschichte als der Ort wo Ludwig XI. sich aufhielt und starb, so wie durch neuere Begebenheiten, und mehrere Traktaten und Edikte berühmt, welche hier unterzeichnet wurden Denn der französische Hof residierte lange zu Blois, Amboise und Tours, alles einander nahe gelegene Städte dieser Gegend. Hier zu Plessis-les-Tours geschahen also die Conferenzen, und den 29. September 1580. die wirkliche Unterzeichnung des Traktats zwischen den Commissarien des Herzogs und den Abgesandten der Niederlande.

Der Traktat selbst besteht aus 27. Artikeln. In dem ersten erklären sich die Stände ausdrücklich, daß sie zu ihrem souveränen Herrn und Fürsten wählen, Franz Herzog von Anjou und Alençon, einzigen Bruder des Allerchristlichsten Königes. Die übrigen Artikel betreffen die Gränzen seiner Verwaltung, die Erbfolge, die Regentschaft im Falle der Minderjährigkeit seiner Nachkommen; und die Stände behalten sich für ihre Einwilligung, für ihre Privilegien, für die Pacifikation von Gent, für die

Utrechter-Union u. s. f. so vieles vor, daß man sa- 1580.
gen möchte, sie hätten ihn eigentlich nur zu einem gemahlten Souverän gemacht.

Hier seine mancherley Titel: Fils de France; Herzog von Anjou und Alençon; vierter Sohn von Heinrich II. und Catharina von Medicis; jüngerer Bruder der drey letzten Könige aus dem Hause Valois, Franz II. Karls IX. und Heinrichs III. In einigen flamändischen Schriftstellern fand ich ihn auch Franz Herkules von Valois genannt; die französischen Geschichtschreiber aber gaben ihm diesen Namen niemals; bey ihnen war er nur unter dem Titel des Herzogs von Alençon bekannt, weil sein Bruder Heinrich vor seiner Wahl zum Könige von Pohlen, Herzog von Anjou hieß. Nachdem aber dieß letztere Herzogthum als Appanage Franzen ebenfalls zu Theil wurde, so führte er nun beyde Namen, bald Herzog von Anjou, bald Herzog von Alençon; und diese letztere Benennung war in den Niederlanden die gewöhnlichste geworden; vielleicht um ihn weniger mit seinem Bruder zu verwechseln, da dieser ehedem Herzog von Anjou hieß, oder auch weil man sichs nun einmal so gewohnt war.

Zur Zeit seiner Erwählung war er ein junger Herr von 24. Jahren; wie die französischen Nachrichten sagen von vieler Laune, rastlos und der gerne auf fremde Abentheuer ausgieng. Da es ihm in Frankreich nicht recht war, so mischte er sich gerne in Unternehmungen, die diesen Hof oft gegen seinen eignen Vortheil und Zweck nöthigten, ihn heimlich oder öffentlich zu unterstützen. Daher kam er denn oft in Zerwürfniß mit der Königin Mutter; und mit dem

1580. Könige seinem Bruder war er's beynahe immer. Beständig hatte er eine Menge junger Leuthe um sich, deren Rathe er befolgte, und welche man die feinen Lustigmacher jener Zeit nennen könnte. Er hatte mit einer zusammengeraften Macht schon einen oder zween Feldzüge gethan, um sich in die Niederlande einzudrängen; itzt aber, da Waffen und Intriguen für ihn gewirkt hatten, was er wollte, und der Traktat von Plessis-les-Tours geschlossen war, so beschäftigte er sich zum zweytenmale mit seiner Vermählung mit der Königin von England Von dieser Unterhandlung müssen wir doch etwas sagen, ungeachtet es eine kleine Abschweifung erfodert.

Die Königin Elisabeth von England, sowohl durch ihre Person als durch ihre lange und glorreiche Regierung berühmt, zeigte auf dem Throne ganz ausserordentliche Talente. Besonders besaß sie auch die Kunst, so oft sie einen Vortheil dabey absah, alle christliche Fürsten sowohl als derselben Söhne, Brüder und Verwandte zu Brautwerbern an sich zu locken. Ihre einheimischen und auswärtigen Liebhaber würden ein grosses Verzeichniß ausmachen; jeder kam der Reihe nach zu dieser Ehre. Der erste war Philipp II. ihr Schwager, nach dem Tode der Königin Maria ihrer Schwester; sie kannten sich aber zu genau, als daß sie es hätten zu einer Heurath kommen lassen, und alles wurde unter dem Vorwande der Religion wieder aufgehoben. Nachher waren es dieser und jener Erzherzog, der Kronprinz von Schweden, die Fürsten von der Pfalz, sogar Don Juan von Oestreich, wie schon gesagt ist, wurden als Nebenbuhler um sie bekannt. So oft man ihr einen auswärtigen Prinzen vorschlug,

so gab sie zwar nie geradezu den Korb; äusserte sich aber, so einnehmende Schilderungen und Empfehlungen eines Gegenstands ihr auch vorgelegt wurden, sie könnte sich nicht entschliessen, einen Prinzen zu heurathen, den sie nie gesehen hätte. Daher giengen denn auch mehrere über Meer, ihr aufzuwarten. Diese Heurathen aber zerschlugen sich eine nach der andern wieder; und so oft das geschah, schöpften dann die Englischen Cavaliers neue Hofnungen, so wie z. B. die Grafen Esser, Leyceſter und andre; allein ihre Bemühungen blieben eben so fruchtlos. 1580.

Von Seite Frankreichs indessen schien die Sache mehr Ernst bekommen zu wollen. Heinrich, Herzog von Anjou meldete sich, und ließ eine Unterhandlung anbahnen; so bald er aber unter dem Namen Heinrichs III. zur Krone gelangte, machte seine neuerlangte Grösse ein Hinderniß. Man brachte also seinen Bruder Franz, Herzog von Alençon, aufs Tapet. Allein die gegenseitige Abneigung beyder Nationen, die gewaltige Verschiedenheit der Religion, des Alters und der Interessen zwischen den beyden Partheyen, bedurften viel Ebnens; und die Schwierigkeiten schienen so groß, daß die Unterhandlungen ins Stecken geriethen, und endlich gar abgebrochen wurden. Als man sie nachwerts zum zweytenmal anknüpfte, so wurden dieselben wirklich mit so vielem Eifer betrieben, daß man nicht ferner an ihrer Vollendung zweifeln konnte. Schon war der Heurathes-Traktat entworfen, schon das Ceremoniel dazu angeordnet, täglich erwartete man die Vermählung. Die Königin zog auf einem Ball am Hofe einen sehr kostbaren Ring von ihrem Finger, und steckte ihn dem Herzoge von Anjou an; dieß sah

1580. man als ein unzweydeutiges Merkmal der Verlobung für so gewiß an, daß man auf die Nachricht, die diese Neuheit zuerst in die seeländischen und flandersche Meerhäfen brachte, in einigen Städten die Glocken läutete und die Kanonen löste. Indessen verschwanden alle diese schönen Hofnungen bald wieder. Die Königin äusserte sich einst gegen den Herzog, da sie ihr möglichstes gethan hätte, ihm zu einer fürstlichen Unabhängigkeit zu verhelfen, und ihm dieß nun gelungen sey, so wäre sein Glück vollkommen. Mit ihm müßte sie zugleich seine grosse Fehde und einen unvermeidlichen Krieg gegen Spanien heurathen, was sich mit dem Vortheil ihrer Völker keineswegs vertrüge. Sie sey also entschlossen ihn ferner zu unterstützen und zu seiner Vergrösserung das ihrige beyzutragen, wie bis dahin, allein bey einem erklärten Kriege gegen die ganze Macht der Spanischen Monarchie würden weder sie noch ihre Nation ihre Rechnung finden. Diese Erklärung hatte zweyerley zur Absicht. Entweder mußte die Heurath hier gänzlich brechen, und dabey war es ihr wirklich ernst; oder Frankreich mußte den Krieg an sich nehmen, was es aber jtzt nicht wohl konnte; und dann hätte die Königin, wenn es ihr gelungen wäre, diese beyden Mächte an einander zu setzen, für ihre Pläne auf Schottland, und andre, die sie damals im Busen trug, freye Hände bekommen. Auch dachte Castelnau von Mauvissiere, der als französischer Gesandter dieses Vermählungsgeschäft in London betrieb, eben selbst nicht vortheilhaft davon, und merkte, wie man aus seinen Memoiren sieht, frühe, was am Ende die Folge davon seyn würde. Noch klärer aber zeigt sich alles aus

den Briefen und Memoiren Franz Walsinghams. 1580.
Derselbe war nämlich lange in Frankreich als Gesandter der Elisabeth, und besaß ihr ganzes Zutrauen. Die Instruktionen und Briefe, die er von ihr in Rücksicht auf dies Vermählungsgeschäfte so wohl mit dem erstern als mit dem zweyten Herzog von Anjou erhielt, zeigen klar, was die Königin eigentlich für Plane und Absichten hatte. Sie legt Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg, die sie in der Folge dann selbst wieder zu heben weiß, nur um neue zu zeugen. Walsingham mußte aller seiner Geschmeidigkeit und Feinheit aufbieten, ihren Aufträgen so wohl im Vorwärts- als Rückwertsschreiten genug zu thun, besonders da er es mit einer so hellsehenden Prinzessin zu thun hatte, als die Königin Mutter Catharina von Medicis war.

Ungeachtet Elisabeth während ihrer Regierung ein fürtreffliches Ministerium hatte, so handelte sie dennoch sehr viel, besonders aber in solchen Geschäften, welche ihre Person antrafen, selbst; auch hält man den größten Theil der Instrucktionen und Memoiren jene Geschäfte betreffend für ihr Werk, obgleich einige davon lateinisch verfaßt sind.

Nachdem sie dergestalt alle Fürsten Europens vermittelst der Hofnung einer Vermählung mit ihr gespielt hatte, machte sie es ihren eigenen Höflingen und Unterthanen nicht besser. Da sie jtzt etwas älter wurde, war das Parlament auf die Zukunft besorgt, und schickte einst eine Deputation von beyden Häusern, zahlreicher und feyerlicher als je, an sie, mit der Bitte, daß sie sich doch verheurathen oder ihren Thronfolger ernennen möchte. Sie empfieng dieselbe auf die verbindlichste Art, und gab ihnen

1580. endlich beym Abscheid zur Antwort: Sie fühle sich für den Ehestand zu alt, aber doch noch zu jung, um ihr Testament zu machen.

Es liegt nicht in dem Plane dieses Werkes mehreres, von den guten oder mißglückten Begebenheiten aus ihrer Regierung hier aufzunehmen. Die Geschichte redet von ihr als von einer grossen Königin, und ihr feiner Geist in Behandlung der schwierigsten Geschäfte war ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Papst Sixtus V. der sich darauf verstuhnd, und keine Ursache hatte ihrer zu schonen, da seine Religion so wohl als sein Interesse mit England ganz im Widerspruch lagen, ließ ihr alle Gerechtigkeit wiederfahren, und sagte oft: Ch' era un gran cervello di Principissa: Sie ist ein mächtig Gehirn von einer Fürstin

1581. Das Jahr 1581. war beynahe ganz mit diesen Heurathsintriguen hingegangen. Der Prinz von Parma sah, wie sich die Provinzen einem französischen Prinzen ergaben, und von dieser Seite auf Hülfe hoften; dieselbe an der Quelle abzuschneiden, machte er sich zu einem Hauptgeschäft. Er marschierte also auf die französischen Gränzen und belagerte Cambrai. Dieß war, wie Tournai, eine von den Städten, die dem Vergleichungs-Tracktat der Wallonischen Provinzen und Städte nicht beypflichten, sondern fest mit den Staaten Parthie halten wollten. Ungeachtet ihrer treflichen Vertheidigung wurde ihr hart zugesetzt. Der Herzog von Alençon, welcher durch den neulich geschlossenen Tracktat zur Oberherrschaft über die Niederlande gelangt, wollte sich in der Vertheidigung derselben nun auszeichnen. Er sammelte sich eine schöne Armee, bey der eine

Menge französischer Ritter gleich Gestirnen glänz- 1581.
ten, und kam glücklicher Weise noch zeitig genug, die Stadt zu entschütten. Würklich mußte der Prinz von Parma, dem nebendem mehrere Truppen-Corps von den Staaten zusetzten, bey Ankunft dieses französischen Heers, im August 1581. seine Schanzen und Werke verlassen, und die Belagerung aufheben.

Dieser erste Feldzug machte dem Herzoge von Alençon gleich beym Anfange seiner Regierung grosse Ehre, und schien eine treffliche Vorbedeutung für ihn. Gerade in diese Zeit fiel die Publikation jener Absage gegen den König von Spanien und die eydliche Gehorsams-Aufkündigung nach einer vorgeschriebenen Formel. Man hatte damit gezögert bis jtzt, und zwang auch wirklich niemanden mit äusserstem Gewalt dazu, ausser denjenigen, welche öffentliche Aemter bekleideten.

Nach der Entschüttung von Cambrai that der Herzog von Alençon noch einige andere kleine Feldzüge. Sein wirklicher Einzug aber und die Inaugurations-Feyer blieben noch für eine Zeitlang verschoben, und er kehrte nach Frankreich zurück, um sich zu seiner Reise nach England und zur Vollziehung seiner Heurath anzuschicken. Wirklich gieng er gegen den November hinüber, mit einem glänzenden Gefolg und grossem Gepäke. Wir haben aber schon oben gesehen, was dieß wichtige Projekt für einen Ausgang nahm. Nach einem dreymonathlichen Aufenthalt in England, während welchem er mit Höflichkeit und Ehrenbezeugungen überhäuft wurde, sprach man jtzt wieder von seiner Zurückkunft; eine gesunde Staatsraison erlaubte nicht, die Sache weiter zu treiben; man brach daher mit ein-

1582. mal alles ab, und der Herzog verreiste von London den 1. Februar 1582. Die Königin hatte ihm beträchtliche Summen Geldes geliehen. Seine Abreise war eben so prächtig als sein Einzug. Die Königin begleitete ihn bis nach Canterbury. Die Lords Leyceſter, Admiral Howard Befehlshaber der Flotte, welche ihm die Königin gegeben, Hunsdown, Williongby, Winfort und Cheffield, mit einer Menge Edelleuthen und einem Gefolge von hundert Personen, waren befehligt, ihn bis nach Antwerpen zu begleiten, ihm aller Orten behülflich zu seyn, ihn im Namen der Königin zu empfehlen, und endlich seiner Installation beyzuwohnen. Den 10. Februar stieg er bey Fließingen ans Land; die Prinzen von Oranien, von Epinoy und andre Herren, hatten auf den 17. eine andre Flotte für ihn in Bereitschaft, mit welcher er sich nach Ryssel begab, und den 19. in Antwerpen seinen Einzug hielt. Den dritten Tag darauf gieng die Installation mit noch grösserm Pracht als sein Einzug vor sich; er schwur, und ließ sich hinwieder schwören, in der Eigenschaft eines Herzogs von Brabant und Markgrafen des Heiligen Reichs. Die folgenden Tage wurden in der ganzen Stadt mit Freudenfesten zugebracht.

Der neue Herzog wohnte in der Abtey St. Michael. Der 18. März 1582. war sein Geburthstag; man bereitete für den Abend desselben ein grosses Festin mit Feuerwerk, woran der Prinz selbst mit seinen Hofleuthen zu arbeiten beschäftigt war, als sie einen gewaltigen Lerm hörten, und bald den merkwürdigen Vorfall erfuhren, der solchen verursachte.

Der Prinz von Oranien nämlich wurde, da er 1582.
in seinem Pallast von der Tafel gieng, wo er mit seiner Familie und mehr anderer Gesellschaft zu Mittag gespeist hatte, von einer jungen Mannsperson mit einer Pistole in den Kopf geschossen; die Kugel gieng unter dem linken Ohr hinein, unter den obern Zähnen durch den Gaumen hindurch, und bey dem rechten Backen heraus. In einem Augenblick war der Mensch von Degen und Hellebarden durchstochen. Der Prinz fiel nicht vom Schusse; man brachte ihn aber sogleich weg, weil er einstweilig alles Bewußtseyn verlor, jedoch bald wieder dazu gelangte. So bald das Gerücht von diesem Vorfalle unter das Volk kam, griff dasselbe wüthend zu den Waffen, um auf die Franzosen loszugehen, denen es ohne weiters diesen Meuchelmord schuld gab; machte Miene die Abtey einzuschliessen, drohte das Kloster St. Michael in Brand zu stecken, und den Herzog mit seinem ganzen Gefolge zu ermorden. Der Prinz Moritz, des verwundeten Sohn, sah dieß voraus, und schickte augenblicklich Billets von seiner Hand nach St. Michael hin; seine Offiziere und Dienerschaft eilten, hier und in der ganzen Stadt, das Volk aus dem Irrthum zu ziehen, und in seinem Namen bekannt zu machen, die Spanier, nicht die Franzosen, hätten den Mord angezettelt. Diese Vorsicht dämmte das Ungewitter gerade noch zu rechter Zeit, und rettete das Quartier von St. Michael, welches ohne das wohl hart wäre mitgenommen worden. Wirklich fand man bey dem Mörder, der gleich im Vorzimmer niedergemacht wurde, einige Briefe mit Anzeigen welche bald auf die Entdeckung des An-

1582. ſchlages führten. Dieſer Menſch, Namens Jean Jauregui, war ein Biſcayer, welcher im Dienſte eines Biſcayſchen Kaufmanns, Caſpar Anaſtro ſtuhnd, der ſich zu Antwerpen niedergelaſſen hatte. Dieſer halbruinierte Kaufmann wechſelte Briefe mit einem Caſtilianer, Jean Jſoncha, der dem Anaſtro, von Spanien aus, den Rath gab, er ſollte, um ſein Glück von neuem zu gründen, ſich das Anerbieten zunutzemachen, das er ihm ſogar im Namen des Königes thun könnte, und in 80000. Dukaten, nebſt einer Komthurey von St. Jakob beſtuhnd, wenn er den Tod des Prinzen von Oranien veranſtalten wollte. Anaſtro (wie aus ſeinen eingezogenen Papieren erhellet) gab Gehör, und ſchlug die Ausführung des Anſchlags ſeinen beyden Kaufmannsdienern unter groſſen Verſprechungen vor. Der eine lehnte es von ſich ab; der andre, nur erſt 23. Jahre alt, war eben dieſer Jauregui, der die Sache, nach einiger Anweiſung die er ſich geben ließ, aus Religionseifer, den man ihm beyzubringen wußte, unternahm, und ſo ausführte, wie vorhin erzählt iſt. Anaſtro hatte ſich noch vorher geflüchtet; einige andre Mitverſchworne wurden eingezogen, und mußten dafür mit ihrem Kopfe büſſen.

Gegen alle Hofnung entgieng indeſſen der Prinz von Oranien dem Tode, und hatte das beynahe unglaubliche Glück, vollkommen geheilt zu werden. Drey Monathe hernach konnte er den Herzog von Alençon in Brügge empfangen, und ihn bey ſeiner Huldigungseinnahm in Flandern aller Orten hin begleiten.

Dies

Dieser letztre machte von Antwerpen eine Land- 1582.
reise nach Sluis, und von da nach Brügge, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, und wo auch die Prinzen von Oranien, von Epinoy, von Gavre, Egmont und andre einländische Grossen, über die ganze Zeit seiner Anwesenheit blieben. Hier wurde eine andere schwarze Verrätherey entdeckt, welche nichts geringeres zur Absicht hatte, als den Herzog und den Prinzen zu vergiften oder sonst zu tödten. Abermal war ein Spanier an der Spitze der Verschwörung. Mehrere Mitschuldige wurden in Verhaft genommen und bestraft; andre entkamen.

Den 20. August 1572. hielt der Herzog von Brabant und Alençon seinen feyerlichen Einzug in Gent mit prachtvollem Begleite; den 23. geschah die Eydesleistung und Inauguration mit allem möglichen Pompe, unter Festinen, Beleuchtungen u. s. f. welche mehrere Tage dauerten.

Der Titel, den dieser Fürst annahm, und den man selten ganz beysammen findet, war: Franciscus, Fils de France, einiger Bruder des Königes, von Gottes Gnaden Herzog von Lothier, Brabant, Limburg, Geldern, Anson, Tourraine, Berry, Evreux und Chateau-Thierry; Graf von Flandern, Holland, Seeland, Zütphen, Maine, le Perche, Mantes, Meulan und Beaufort; Marquis des Heil. Reichs, Herr von Friesland, Maesland und Ommeland; Beschützer der Belgischen Freyheit.

Dieser neue Graf von Flandern sah während seinem Aufenthalt in Gent, seine Armee vor den Mauern dieser Stadt ankommen. Sie hatte Dünkirchen und einige andre kleinere Städte längs dem

1582. Meere hin erobert; war jtzt aber theils durch Desertion, theils durch andre Einbusse ziemlich eingeschmolzen, und derjenigen, welche vor einem Jahre Cambray entschüttet hatte, nicht mehr zu vergleichen.

Der Prinz von Parma hingegen hatte sich sowohl an Gelde, als an neu aus Spanien gekommnen Truppen sehr verstärkt, und daher schon Tournai nach einer langen Belagerung erobert. Maria von la Laing nämlich, die Prinzessin von Epinoy, vertheidigte die Stadt in Abwesenheit ihres Mannes mit Heldenmuth, so daß die Eroberung den Prinzen theuer zu stehen kam. Auch Oudenarde nahm er in Besitz, und marschierte gegen West-Flandern, um die verbündete Armee abzuschneiden, welche von daher kommen sollte. Sie stiessen eine bis zwey Stunden von Gent auf einander, und kamen scharmutzierend den 29. August 1582. bis unter die Kanonen der Stadt, wo man Sturm läutete. Der Herzog sowohl als der Prinz von Oranien erschienen auf den Schanzen, und Bürger und Besatzung zogen zur Hilfe aus der Stadt. Die Franzosen samt der Staaten-Armee und einigen englischen Regimentern machten darauf halt, und beyde Heere stellten sich in Schlachtordnung. Die Spanier wiederholten zwey bis drey Male den Angriff, wurden aber von den Verbündeten nachdrücklich und mit grossem Verlurst zurückgetrieben; wobey auch die Kanonen aus der Stadt vortheilhaft mitwirkten. Endlich zog sich der Prinz von Parma nach Oudenarde zurück.

Das war aber auch der letzte Feldzug des Herzogs; er gieng nunmehr über Termonde nach Antwer-

pen, wohin ihn der Prinz von Oranien mit der 1582.
Hofhaltung begleitete. Hier überließ sich der erstre den übrigen Theil des Jahrs hindurch der Unzufriedenheit und dem Verdrusse. Er fühlte lebhaft, und beklagte sich auch, daß er so wenig Ansehen in diesem Lande hätte, wo man ihm bloß den leeren Titel eines Souveräns gegeben zu haben schien. Dann erinnerte er sich an die leidige Entwickelung seiner Unterhandlung in England, klagte Frankreich der Vernachlässigung und Hintansetzung seiner Person an, und konnte endlich jenen 18. März nicht vergessen, wo das Volk ihn ohne anders seiner Wuth würde aufgeopfert haben, wenn nicht der Prinz von Oranien oder seine Leuthe dazwischen getretten wären.

Ueber diese häufigen Ursachen seines Verdrusses vertraute er sich indessen bloß einigen Franzosen; jungen, eben so unzufriedenen, wilden und zu den hitzigsten Entschlüssen fähigen Leuthen. Mehrmal erklärte er sich gegen sie: Entweder wollte er dieses Land meiden, oder sich dasselbe so unterwürfig machen, daß er seiner Würde gemäß darin herrschen könnte; und seine Vertrauten waren gleich bereit, ihn mit bewafneter Hand in diesem Vorhaben zu unterstützen.

Es wurde unter ihnen ausgemacht, man müsse sich mit Gewalt mehrerer Städte versichern, und befehligte daher die Commandanten von Dünkirchen, Brügge, Termonde, und einige andre, auf die man sich verlassen konnte, sie sollten jeder an seinem Orte unter irgend einem Vorwand Tumult erregen, und sich sodann mit der französischen Garnison jeder seines Platzes bemeistern. Die Eroberung von Ant-

1582. werpen war für den Herzog selbst bestimmt, und
der Tag wo dieser Anschlag in allen diesen Städten
sollte ausgeführt werden, auf den 16. Jan. 1583.
1583. angesetzt. In Antwerpen gieng man dabey so zu
Werke. Der Herzog speiste diesen Tag früher als
gewöhnlich, um nach der Tafel ein Corps seiner
Truppen zu besichtigen, das schon lange zusammen-
gebracht war, und in Burgerhaut kampierte. Da-
hin gieng er dann, von seinem ganzen Hofe beglei-
tet; er und alle seine Leuthe waren zu Pferde, so
wie seine Französischen und Schweizer-Garden;
dreyhundert Pferde kamen ihm auf der zweyten Zug-
brücke aus dem Lager entgegen. Hier entstuhnd
Unordnung; ein gewisser angesehener Herr (Ro-
chepot) stellte sich, als wenn ihm ein Bein zerdrückt
wäre, und schrie um Hülfe. Dieß war das verab-
redete Zeichen; der Herzog rückte mit einem Theil
seines Volkes gegen dem Lager vor; die übrigen
wendeten sich nach der Stadt zurück, und bemäch-
tigten sich, in grosser Unordnung und dichtgedrängten
Haufen, der Porte und der dasigen Bürgerwache,
von welcher sie wirklich einige niedermachten. So
bald sie in der Stadt waren, giengen sie über die
Wälle, eine andere nahegelegene Porte zu öfnen,
durch welche noch mehr Volk hereinkam; sie richte-
ten sodann die Kanonen gegen die Stadt, zogen an
der Zahl über 3000. Mann hinein, und fiengen,
unter dem Geschrey: „Die Stadt ist erobert, schlagt
„nieder"! die Plünderung an. Gleich beym ersten
Ueberfall, wußte niemand was das bedeuten sollte;
nach und nach aber fieng man an aus den Fenstern
zu schiessen, und Ketten zu spannen; in weniger als
einer Stunde war allgemeiner Tumult; Bürger,

Fremde, Milizen, Weiber und Kinder sogar, Hand- 1583.
werksleuthe mit ihren Instrumenten und Werkzeugen bewafnet, griffen die Franzosen an. So fielen mehrere blutige Gefechte vor, endlich trieb man dieselben von einer Strasse in die andre, bis sie sich wieder aus dem Thore flüchteten, wo sie herein gekommen waren; und auch dieses kam wieder in Gewalt der Bürger; die übrigen sprangen über die Wälle, und wurden niedergeschlagen oder zu Gefangenen gemacht. Der Herzog bemerkte es von ferne, ohne noch zu wissen, ob es die Seinen wären oder nicht? Bald aber kam er aus dem Wunder, theils durch übel zugerichtete Flüchtlinge, theils durch die Canonade die von der Stadt aus sein Feldlager gewaltig beschoß. So sah er vor seinen Augen sein nen Anschlag mißlingen, und war unmöglich darüber. So wie man jenes Unternehmen, das diese Stadt im Jahr 1576. verwüstete, die spanische Wuth hieß, so nannte man itzt dieses die französische Wuth. Antwerpen büßte zwar auch diesmal wie der etwas ein; es kam aber gar in keine Vergleichung mit jenem Verlurste. Den der Franzosen setzte man auf 1500. Mann; viele der vornehmsten Herren blieben: Der Bischof von Coutances, des Herzogs Feldprobst, Fervaques, Beaulieu, Chammont und andre Personen vom höchsten Range wurden zu Gefangenen gemacht.

Der Herzog selbst begab sich erst nach Termonde, und schlug sodann seine Residenz in Dünkirchen auf. Jenes verunglückte Unternehmen stürzte die Niederlande in neue Noth, und mußte natürlicher Weise die Verwirrung und Unordnung vermehren. Indessen entspannen sich drey verschiedene Vergleichungsent-

1583. würfe daraus; der erste hatte eine Aussöhnung mit dem Herzoge zur Absicht unter den vortheilhaftesten Bedingnissen; der Prinz von Oranien that den ersten Vorschlag, und die Königin von England trug ihre Vermittelung an. Der andre rührte von dem Prinzen von Parma her, der sich die Erbitterung der Bürger von Antwerpen zunutzmachen wollte, welche gegen die Treulosigkeit der Franzosen und ihre Verrätherey jtzt den größten Abscheu hegeten. Er ließ ihnen demnach sowohl für sie selbst, als für die sämtlichen Provinzen Anträge thun, die einigermaassen Eindruck machten. Das dritte Projekt endlich kam zwischen dem Herzoge von Alençon und dem Prinzen von Parma aufs Tapet; zufolge desselben würde der erstere den Spaniern den kleinen Theil, den er noch von Flandern innehatte zurückgegeben, und solchen an einige Plätze auf den Gränzen der Picardie vertauscht haben. Der Prinz von Oranien schien sich für den ersten von diesen Entwürfen zu verwenden; die übrigen beyden gefielen ihm nicht; es mochte aber während einer fünf bis sechsmonathlichen Unterhandlung darüber keiner von allen dreyen zu Stande kommen.

Endlich gab der Herzog, so wohl am Körper als am Geiste sehr krank, alle seine Pläne auf, und gieng im Junius 1583. nach Frankreich zurück. Er schloß sich auf die Burg einer kleinen angenehmen Stadt in Champagne, Chateau-Thierri für Marne, die zu seinen Appanage-Gütern gehörte, ein, und starb, nach vielem Gram und einer langen schmerzhaften Krankheit, den 10. Junius 1584. in einem Alter von 28. Jahren, zwey Monathen und einigen Tagen. Man urtheilte von seiner Krankheit

und von ſeinem Tode verſchieden. Einige ſchrieben 1583.
ſolche einem langſamen Gifte zu; die meiſten aber ſeinem vielfachen Harm. Ich habe eine handſchriftliche Geſchichte der niederländiſchen Unruhen geſehen, die meines Bedünkens für einen ſo weitläuftigen Gegenſtand allzu kurz, übrigens aber ſehr gut geſchrieben iſt. Dieſe ſagt: Der Herzog wäre an einem Blutſchweiß geſtorben, der ihm durch alle Poren drang. Der Pater Büffier behauptet daſſelbe in ſeiner Einleitung zur Geſchichte der ſouverainen Häuſer in Europa. Vielleicht aber verwechſelt man den Herzog hierinne mit ſeinem Bruder Carl IX. der in der Blüthe ſeines Lebens an einer ſo auſſerordentlichen Krankheit ſtarb, welche die Proteſtanten ſo häufig als eine göttliche Straffe für die St. Bartholomäus-Nacht ausgedeutet haben. Andere franzöſiſche Schriftſteller machen ſich kein Bedenken, es deutlich herauszuſagen: Der Herzog von Alençon, am Hofe ſeiner Brüder Carls IX. und Heinrichs III. auferzogen, wo die höchſte Verdorbenheit herrſchte, habe ſeine Geſundheit durch jene Ausſchweifungen und Schwelgereyen, welche unter den Höflingen ſchon in ſeiner frühen Jugend im Schwange gieng, ganz zerrüttet, und ſich jene Schwächung und Erſchöpfung zugezogen, von welcher er ſo wenig geheilt werden mochte, als mehrere andre junge Leuthe, welche Mitgeſellen ſeiner Lüſte waren. Von ſeiner eigentlichen Todesart ſprachen ſie vollends noch freyer und unverhohlener. Wahr iſt's, in Frankreich war er wenig geliebt. Oft mit dem Hofe zerfallen, verſahen ſich die Hugenotten dennoch, um einiger früherer Beyſpiele willen, nichts Gutes zu ihm; und die Catholiken erbaueten ſich nicht beym

1583. Beßten an dem Nachgeben, das er bey seiner vorgehabten Englischen Heurath in Absicht auf die Religion blicken ließ. Daher reden seine gleichzeitigen Schriftsteller nichts weniger als vortheilhaft von ihm. Auch will man behaupten, seine tief eingewurzelte Krankheit habe sogar sein Aeusseres entstellt, und ihm deswegen die Königin Elisabeth abgeneigt gemacht. Die Franzosen trieben, nach dem Geschmacke ihrer Nation nur ihren Spott darüber. So heißt es z. B. Er habe, auser seinen übrigen Flecken und Gesichtsröthe, eine so aufgeschwollene Nase gehabt, daß es schien, als hätte er deren zwo. Eben so schickten sie satyrische Verse über ihn nach Flandern, worinn auf die schnelle Abwechslung seines Glücks angespielt, und unter anderm gesagt war: „Flamänder! laßt Euch nicht wundern, ihn mit zwo „Nasen zu sehen; man muß ihrer zwo haben, wenn „man zwey Gesichter hat". Aehnliche Anspielungen wurden auf seine Devise gemacht, die in einer aufgehenden, wolkenzerstreuenden Sonne bestuhnd, mit den Worten: Fovet & discutit; sie wärmt und hellt auf; wie man solches auf seinen Denkmünzen und Huldigungspfenningen sehen kann. Unsre flamändischen Schriftsteller rücken ihm indessen jene Gebrechen nicht vor, und gedenken seiner überhaupt mit mehr Bescheidenheit.

Fünfter Abschnitt.

Besondere Betrachtungen über den Prinzen von Oranien. — Sein Vermögungszustand. — Seine Pläne. — Er wird von Spanien aufs heftigste in die Acht erklärt, und auf seinen Kopf ein Preiß gesetzt. — Seine Vertheidigung in einer noch heftigern Schrift. — Meuchelmörderische Anschläge auf seine Person. — Er wird endlich zu Gent getödtet.

Bereits achtzehn bis zwanzig Jahre nun, seufzten 1584.
die sonst so blühenden Niederlande unter allen möglichen Arten von Bedrückungen; verwüstet und niedergetretten von Freunden und Feinden, die man unter den immerwährenden Revolutionen und Abwechselungen nicht mehr unterscheiden konnte.

Wenn man diesen Bürgerkrieg betrachtet, der ungeachtet seiner geringscheinenden Gewalt die erste Macht der Welt wanken machte, und den Inhalt des gegenwärtigen Werks überschaut, so bedarf es weiter keiner besondern Darstellung, wer der Held dieser Geschichte war. Indessen da wir dem Ende dieses grossen Mannes immer näher kommen, so müssen wir noch etwas bey ihm verweilen. Der Prinz von Oranien, von gründlichern Kenntnissen und hellerer Einsicht als so mancher andre, sah das drohende Ungewitter, und wohin es sich lenken würde, gleich von Anfang der Regierung Philipp II. voraus; er setzte sich in Bereitschaft dagegen, und wies die Gefahr auch denen, die so viel und mehr noch als er selbst zu befürchten hatten. Hätte man ihm geglaubt, so würde sich der Schauplatz nicht

1584. mit der Niedermetzlung Vornehmer und Geringer, und eben ſo wenig mit der Verwüſtung des Landes eröfnet haben. Er war der einige beynahe, den ſeine Klugheit rettete, und der ſo vieles Unheil überlebte. Auch hatte er deswegen niemanden, mit dem er ſein Gelingen theilen konnte: Er allein wagte es, einer ſo verzweifelten Sache aufzuhelfen; und das kleine Glück, das ihm hierinne noch günſtig war, wurde ihm von tauſenderley Hinderniſſen ſtreitig gemacht, die er häufmerlich beſiegte. Aus den ausführlichen Darſtellungen dieſes Werks zeigt ſich, daß er immer die Seele von allen Ereigniſſen war, und alle Triebfedern regierte. Ganz natürlich entſteht hier eine Frage, die ungezweifelt lange vor meiner Zeit ſchon mehrmal aufgeworfen wurde: Vorausgeſetzt, daß der Prinz, wie es denn in der That war, mit ſeinem Anſehn und mit ſeinem mächtigen Einfluß auf die Hauptparthey, die Seele und vornehmſte Triebfeder der Conföderation war, wie kam es denn, anſtatt daß die Völker nicht wußten, wen ſie ſich zu einem General-Statthalter wählen wollten, anſtatt daß ſie endlich einen ſolchen aus den fremden Prinzen ausſuchten, welche auf dergleichen Ehrenſtellen lauerten — wie kam es denn, ſag ich, daß dieſer Prinz, für welchen doch ſeine Verdienſte ſo laut ſprachen, der alle erfoderlichen Eigenſchaften dazu, ſelbſt noch höhere beſaß, nicht ſelber zu dieſer Würde erhoben wurde? Wirklich würde bey manchen Gelegenheiten die Wahl mit der größten Mehrheit, vielleicht ſogar ganz einſtimmig auf ihn gefallen ſeyn, wenn er ſo darnach geſtrebt hätte, wie man ihm und ſeine Nachkommen deſſen beſchuldigte. Und doch findet ſich keine Spuhr, daß weder er, noch ſeine Günſt-

linge, jemals darauf angetragen hätten. War er in dieſer Rückſicht ehrgeizig, ſo wußte er es wohl zu verbergen. Man kann alſo mehr nicht darüber ſagen, als: Da ſein Ehrgeiz von eben ſo großer Einſicht begleitet war, ſo ſchloß er, die Zeit wäre noch nicht vorhanden, und wollte die Verwirrung der damals noch hin und her wogenden Unruhen von andern entwickelt ſehen. Zu dem Vergleiche, welchen Don Juan mit den Provinzen, ſo ſehr zum Vortheil der letztern entwarf, hatte der Prinz von Oranien ihm das Muſter gegeben. Man berufte auch den Erzherzog Matthias dazu, und das beynahe ohne Wiſſen des Prinzen; dennoch war er es, der die Bedingniße feſtſtellte, unter welchen der letztgenannte Fürſt mitbegriffen ſeyn ſollte. Die Utrechter-Union war eigentlich ſein Werk, auf welches er ſicher bauen konnte. Mit anſcheinendem Widerſpruche mit ſich ſelbſt, machte er ſich eine Ehre daraus, kurze Zeit nachher, die Bewerbungen des Herzogs von Alençon zu begünſtigen. Noch in demſelben Jahre kam der auf ſo ſeltſame Bedingungen geſchloſſene Traktat zu Stande, der dieſen Fürſten zu ſeinem Ziel brachte. Den erwähnten Clauſeln zufolge ſah der Prinz von Oranien wohl, daß der Herzog gleich den andern bloß ein Fantom ſeyn würde. Er kannte deſſelben Charakter, ſo wie den Charakter ſeiner Nation, und ſah voraus, er würde der Sache bald ſo müde werden als ſein Vorgänger, und dieſe Regentſchaft, wie ſich die Dinge immer wenden mögten, wohl nicht lange beſtehen. Unterdeſſen zog er Frankreichs Hülfe herbey, verhöhnte daſſelbe mit Spanien, und konnte auch von England ähnliche Hoffnung nähren, wenn allenfalls jene Heurath zu 1584.

1584. Stande kommen sollte. Nebendem hatte er auch in Bezug auf das Innere des Landes, seine guten Gründe, welche, so wie wir oben gezeigt haben, von der Genter-Faktion und den Wallonischen Provinzen, hergenommen waren. Daneben läßt ein gewisser Umstand, von welchem die Geschichtschreiber zwar nur dunkel reden, auf einen geheimen Plan schliessen. Strada nimmt an, der Herzog habe, in einem geheimen Artikel, auf den Frieden hin sich verbindlich gemacht, Holland und Seeland dem Prinzen von Oranien zu Lehen zu geben. F. von Metteren sagt ausdrüklich und mit mehr Wahrscheinlichkeit, der Prinz hätte sich von dem Herzog eine Verschreibung zustellen lassen, nach welcher verabredet war, die gedachten zwey Provinzen möchten zwar anscheinend, und der Benennung nach, gleich den übrigen einen Theil von den neuen Staaten des Herzogs ausmachen; auf den Fall der Ruhe und eines geschlossenen Friedens aber sollten denselben ihre Freyheit und Unabhängigkeit nach dem Sinn der Utrechter-Union ausdrüklich vorbehalten seyn. Aus diesem Vorbehalt könnte man nun vermuthen, wenn der Prinz, wie man so oft sagte, die Begierde nach einer souveränen Gewalt im Herzen getragen hätte; so müßte er diese vereinigten Provinzen im Auge gehabt haben, die er sich dergestalt auf die Zukunft verbindlich machen wollte. Und in der That konnte er hier weder Hindernisse von Seite der Religion, noch Unzufriedenheit der Großen zu befürchten haben. Ueberdas war er dort sehr wohl bekannt, ungemein geliebt, und konnte diese Länder überhaupt, wie sein väterliches Erbtheil ansehen. Daher mag es kommen, daß ein gewisser Schriftsteller von die-

ser Souveränität sagt: Sie wäre für den Prinzen in 1584.
Bereitschaft gelegen, als er ermordet wurde.

Spaniens Haß verfolgte den Prinzen unaufhörlich; man hielt ihn daselbst für den Urheber der Rebellion, und kurz alles Unheils. Der Prinz hinggen war eben so feindselig gegen Spanien gesinnt. Wenn er dieser Macht nicht einen ewigen Krieg, gleich Hannibal, vor dem Altar geschworen hatte, so blieb es doch sein unbiegsamer Entschluß, derselben nie zu trauen; ein Entschluß der des Carthaginensers Eide gleich kam. Diese Abneigung erhielt in dieser letztern Zeit noch einen Grad von Heftigkeit mehr. Die Utrechter-Union mit ihren Folgen, der förmlichen Lossagung von dem Könige von Spanien, durch ein öffentliches Edikt, samt der Wahl des Herzogs von Alençon, vergifteten die Wunde von Neuem. Nichtsdestoweniger machte Spanien aus der Noth eine Tugend, verschwendete alle mögliche friedlichen Aeusserungen und Anträge, und unterließ nichts, das Haupt der Verschwornen zu besänftigen. Ihn und seine guten Freunde umschwärmten immer eine Menge Emissarien mit Schmeicheleyen und gleissenden Vorschlägen; aber alles vergebens, bis auf den letzten Cöllnischen Congreß. Dort anerbot Spanien, durch die Mediatoren, dem Prinzen von Oranien alle seine konfiscierte Besitzungen samt der Nutznies-sung derselben zurückzugeben, unter der einzeln Bedingniß, daß er sich in Teutschland aufhalten, und nie wieder in den Niederlanden erscheinen sollte. Sodann wollte Spanien seinen Sohn, den Prinzen von Büren, der immer noch gefangen gehalten wurde, in Freyheit setzen; so daß derselbe ebenfalls den Besitz seiner Güter, und aller Bedienungen die

1584. er vom Hofe gehabt hatte, wieder antretten könnte; und zu einer Schadloshaltung für den Vater, gegen den Verlust, den er bey dieser Gelegenheit erlitten hätte, war man bereit, ihm 100,000. Goldgülden auszubezahlen. Allein diese Anerbietungen wurden verworfen; und da sie nicht so geheim blieben, wie frühere von der Art, so setzte diese Verwerfung den Prinzen in ein triumphirendes Ansehn. Der König von Spanien aber fand sich durch solche Verachtung aufs höchste beleidigt, und empfand sie tiefer als alles andre.

Unmittelbar nachher erschien im J. 1580. das berüchtigte Bann-Edikt, welches der Prinz von Parma, auf ausdrüklichen Königlichen Befehl, an alle Gerichthöfe sendete. Ich habe ein Exemplar desselben vor mir, in eben dem J. 1580. zu Douay gedruckt, so wie es dort, wo der Rath von Flandern saß, publiciert wurde. Es ist französisch, vom 15. Jun. des ermeldten Jahres datiert; darinn wird die Publikation in zweyen Sprachen befohlen. Dieses Edikt des Königes ist so weitläuftig, daß sich hier weder eine Abschrift noch ein Auszug davon geben läßt. Alle Landesunruhen werden darinn wieder aufgewärmt und dem Prinzen aufgebürdet, und es wimmelt von Vorwürfen, Schmähungen, Schimpfreden und gehässigen Vergleichungen seiner Religion, oder vielmehr Religionslosigkeit, seiner Sitten, seiner Heurathen, und seines ganzen Lebens. Da wird er ein Cain, Judas, ein Tirann, Eidbrüchiger, Heuchler, eine allgemeine Pest, ein Feind des menschlichen Geschlechts genennt; und demjenigen, der ihn lebendig oder todt einliefern würde, oder ihn ums Leben bringen könnte, werden 25,000. Goldgülden

verheiſſen — ſamt der Erhöhung in den Adelſtand, 1584.
wenn er nicht ſchon adelich ſeyn ſollte. Die unpar-
theyiſche Welt hielt es für niedrig, daß ein großer
König gegen einen Prinzen, ſeinen Unterthan, ſich
einer ſo hämiſchen, ſchwarzgallichten Sprache bedie-
nen könnte; und dieſe gränzenloſe Erzürnung diente
zu weiter nichts, als daß man ſich noch härter ge-
gen Spanien ſetzte, und auf eine Antwort gefaßt
machte, die denn auch wirklich am Ende deſſelben
Jahres erſchien.

Der Prinz von Oranien, feſt entſchloſſen, ſich
weder zu fürchten, noch jemanden zu ſchonen, hielt
ſich nun auch weiter in keinerley Schranken des An-
ſtandes mehr. Seine Apologie war zu gleicher Zeit
ein ehrrühriges, häßliches Libell. War die Bannſchrift
heftig, ſo war dieſe blitzend, wie Aubry du Mau-
rier ſagt. Der Prinz vertheidigt ſich, indem er ent-
gegen ſchimpft, und jede Schmähung, jede Schand-
that, die man ihm aufbürdet auf Philipp II. zu-
rückwirft, mit dem er es perſönlich zu thun hat,
indem er alle Handlungen ſeines Lebens, ſeine Heu-
rathen, den Tod ſeiner dritten Gemahlin und ſei-
nes Sohnes, Don Karlos, beleuchtet. An meh-
rern Orten wird auch die ganze ſpaniſche Nation
hart mitgenommen, und eine Prüfung über das Be-
tragen der Statthalter angeſtellt, welche dann alle
entweder in einem abſcheulichen, oder denn höchſt lä-
cherlichen Licht erſcheinen. Die Apologie iſt noch
ungleich größer und weitläufiger als jenes Edikt; da-
her man auch bey den Geſchichtſchreibern gewöhnlich
nur Auszüge davon antrift. Man hielt einen gewiſ-
ſen Peter von Villiers, der ehedem Advokat, nach-
her ein proteſtantiſcher Prediger war, einen ſehr-

1584. treuen Clienten des Hauses Granien, für den Verfasser derselben. Den 13. Dezember 1580. trug sie der Prinz im Begleit des Grafen von Hohenlohe und andrer seiner Verwandten in die Versammlung der General-Staaten zu Delft; und sie wurde von dem Pensionär vorgelesen. Man verschob die Berathschlagung darüber eine Weile, weil man die Ausdrücke zu heftig, und die ganze Schrift zu ätzend fand. Den 17. übergab alsdann die Versammlung dem Prinzen ihr Urtheil darüber, erklärte daß er unrechtmäßig angeklagt sey, anerbot ihm eine Leibgarde zu Pferde, und äusserte sich, sie wollte ehestens ihre Rechtfertigung bekannt machen über das, was in jenem Bann-Edikt ihr besonders zur Last geleget würde. Die Generalstaaten wollten indessen den Druck dieser Apologie nie unter ihrem Namen erlauben; sie kam aber nichtsdestominder ans Licht, und wurde von dem Prinzen und seinen Freunden allen Höfen mitgetheilt.

Wie sonst die Manifeste gewöhnlich dem Waffengetümmel vorangehen, so kündigten diese Schriften den Krieg erst an, nachdem er wirklich schon 18. und mehr Jahre gedauert hatte, und erhitzten die Gemüther von Neuem. Es regten sich nun mehrere Emissarien aus Geldgier sowohl, als aus Fanatismus. Jaureguis Unternehmen zu Antwerpen haben wir oben vernommen; ein anderes geschah zu Brügge, und mehrere noch heimlichere Anschläge auf des Prinzen Leben kamen nie völlig an das Licht.

Endlich im J. 1584. im May erschien ein gewisser Gerards mit dem angenommenen Namen von Guion, zu Delft. Sein wahrer Name war, Balthasar Gees rardts, von Villefans aus Burgund gebürthig.

Er

Er hatte Zutritt zu dem Prinzen, da er ihm einige Blancſignes von dem Grafen von Mansfeld, von Luxenburg aus, überbrachte. Man bediente ſich dieſes Menſchen; er gieng für eine Weile nach Frankreich. Im Julius kam er von ſeiner Reiſe zurück; und weil der Prinz an einer kleinen Unpäßlichkeit krank lag, ließ er ihn vor ſein Bette kommen, um ſich einige Umſtände von dem Tode des Herzogs von Alençon erzählen zu laſſen. Den 10. deſſelben Monaths lauerte er auf den Prinzen, da dieſer von der Mittags-Tafel gieng, und ſchoß aus einer kleinen, mit dreyen Kugeln geladenen Flinte auf ihn. Tödtlich verwundet wurde er in den Saal zurückgetragen, wo er geſpeist hatte, und gab gleich darnach den Geiſt auf. 1584.

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt.

Lage der Sachen vor und nach dem Tode des Prinzen von Oranien. — Zustand seiner Familie. — Schrecken in allen Provinzen. — Der Prinz von Parma bedient sich dessen, und trägt einen allgemeinen Frieden an; und da dieser nicht angenommen wird, so bewirkt er einige besondere Friedens-Traktate. — Große Unentschlossenheit der Stände, die sich erst an Frankreich, dann an England ergeben wollen.

1584. Wir haben den Tod des Prinzen von Oranien, der in der wichtigen Geschichte der Niederländischen Unruhen Epoche macht, und die merkwürdigsten Veränderungen bewirkte, nur so kurz erzählt, um für einmal blos die Thatsache darzulegen, welche uns izt bey umständlicherer Beleuchtung zu mehrern Betrachtungen Stoff giebt.

Spanien hatte sich vor dem Tode des Prinzen vollkommen beredet, er allein wäre es, der den hartnäckigen Krieg in Gluth erhielt; und wenn er nicht mehr wäre, so würden die Niederlande von selbst in die Gewalt der Krone zurückfallen. Dieser politische Traum schmeichelte den regen Haß noch mehr, und machte den Preiß auf seinen Kopf so erhöhen, daß man auf denselben 80,000. Dukaten und eine Commenthurey von St. Jakob anbot; so wie wir's oben bey dem Meuchelmord Jauregui's in Antwerpen vernommen.

Der Prinz von alle dem benachrichtigt, handelte 1584.
mit seiner gewöhnlichen Offenheit fort; nur hielten seine Leuthe die Spanier und Italiäner von ihm entfernt; der ausserordentliche Preiß aber, der auf sein Leben gesetzt war, lockte Buben aus aller Welt an, deren Seele niedrig genug zu derley Schandthaten war Es zeigten sich solche aus verschiedenen Nationen. In Holland und Seeland wurden ihrer viere hingerichtet, die dem Prinzen mit Schießgewehr und Gift nach dem Leben gestellt hatten.

Der Burgunder, dem endlich die Greuelthat gelang, gestuhnd, daß gerade itzt noch dreye in und um Delft herumstrichen, die denselben Entschluß gefaßt hätten. Ferner: Er hätte den Prinzen gerne schon damals umgebracht, als man während seiner Unpäßlichkeit ihn an sein Bette ließ; weil er aber nicht vermuthen konnte, daß er ihn allein sehen würde, so hätte er sich damals nicht mit Waffen versehen. Er entdeckte dem Prinzen bey jener Gelegenheit seine Dürftigkeit; der Prinz rufte jemanden, der ihm neun bis zehn Thaler ausbezahlen mußte, und für dies Geld kaufte er sich von einem Soldaten ein Paar große Pistolen oder kleine Musketen, die er dann mit Muße zurechtmachte. Am Tage, da er seinen abscheulichen Anschlag ausführte, war er in dem Zimmer, als der Prinz zur Tafel gieng, und sprach noch mit demselben in verwirrtem Tone. Die Prinzessin von Oranien bemerkte den Unbekannten und sein übles, verstelltes Aussehn, und fragte den Prinzen, wer dieser Mensch wäre? Der Prinz antwortete, er verlange einen Paß, der so eben geschrieben würde. Als sie sich zur Tafel gesetzt hatten, gieng der Mörder seine Pistole zu holen, verbarg sie un-

1584. ter einem Mantel, und gieng damit im Hofe und bey den Stallungen umher, hinter welchen er auf die Wälle, und durch die Stadtgraben zu entfliehen gedachte. Auf dieses hatte er Bedacht genommen, und schon zwey Blasen an die Wassergraben gelegt, um vermittelst derselben hinüber zu schwimmen. Sodann wartete er, bis der Prinz von der Tafel gieng, reichte ihm mit der einen Hand ein Papier zur Unterschrift, und mit der andern schoß er ihm die drey Kugeln durch den Leib. Der Prinz wankte und schrie: „Gott! erbarme Dich meiner! Ich bin schwer „verwundet. Erbarme Dich meiner, und dieses ar„men Volkes!„ — Der Herr von Maldere, sein Stallmeister, kam auf den Schuß herbey, und hörte ihn diese Worte sagen; die Gräfin von Schwarzburg, des Prinzen Schwester, kam ebenfalls von Tische, loff herzu, und ermahnte ihn in teutscher Sprache, seine Seele Gott zu empfehlen; er antwortete ihr noch in derselben Sprache, mit: Ja! Dies war sein letztes Wort. Man trug ihn auf das nahe Zimmer zurück; einige Augenblicke nachher gab er den Geist auf. Der Mörder wollte sich retten, sprang die Treppe herunter, ließ seine Pistolen fallen, und war schon hinter den Ställen; zwey Laqueyen spazierten da, sahen einen Menschen ohne Hut eilends dahin laufen, der eben itzt auf einem Haufen Mist, über welchen er sprang, fiel; sie haschten ihn, ohne zu wissen, warum. Alles war in dem Pallaste so schnell vorgegangen, daß man ausser demselben noch nichts wußte. Itzt aber kamen gleich die Stallknechte und andre Bediente herbey; man brachte den Mörder ins Gefängniß.

Dieses war das Ende Wilhelms von Nassau,

Prinzen von Oranien, mit dem Zunamen der Ver- 1584.
schwiegene. Wir haben ihm gleich zu Anfang dieſer Unruhen eine Art Lobrede gehalten. Ich denke, dies ganze Werk hat jene durchaus beſtäthigt, ſowohl in Abſicht auf ſeine Perſon als auf ſeinen Charakter. Er war zu Dillenburg gebohren den 14. Aprill 1533. folglich bey ſeinem Tod ein und fünfzig Jahre, zwey Monathe und einige Tage alt. Er hatte vier Gemahlinnen gehabt. Von der erſten, Anna von Egmont, Gräfin von Büren und Leerda, Erbin dieſes Stammes, wurde ihm der Prinz Friedrich Wilhelm gebohren, der in Spanien im Gefängniße lag. Die zweyte, Anna, Tochter des Churfürſten von Sachſen, gebahr ihm den Prinzen Moritz. Von der dritten, Charlotte von Bourbon-Montpenſier, hatte er nur ſechs Töchter. Die vierte endlich war Louiſe von Coligni, Tochter Caſpars Coligni von Chatillon, des großen, in der Geſchichte ſo berühmten franzöſiſchen Admirals; ſie war eine Verwittwete von Teligni, und ſchenkte ihm noch den Prinzen Friedrich Heinrich. Dieſe beherzte Dame kam ebenfalls zu dem traurigen Anblick des Todes ihres Gemahls, und flehte zu Gott um Unterſtützung und Troſt in dieſem ſchrecklichen Unglücksfall, dem dritten den ſie von der Art erlebte. Teligni nämlich, ihr erſter Gemahl, und der Admiral ihr Vater, wurden ebenfalls beynahe unter ihren Augen in der Bartholomäusnacht zu Paris ums Leben gebracht. Der Prinz hinterließ alſo bey ſeinem Abſterben dieſe Wittwe und eilf Kinder, drey Söhne und acht Töchtern, aus ſeiner vierfachen Ehe. Sein ehedem ſo mächtiges Haus hatte durch ſeine Unfälle, durch den Verluſt ſeiner Bedienun-

1584. gen, und durch die lange gedauerte Confiscation seiner Güter, beträchtlichen Schaden gelitten.

Den 14. Julius wurde Balthasar Gerards, sein Mörder, mit der schrecklichsten Todesstrafe belegt; nämlich mit glühenden Zangen gezwickt, und lebendig geviertheilt. Wahrscheinlich ist die verheissene Belohnung für diese verruchte That nachher seinen Mitsächern ausbezahlt worden; denn es finden sich, in dem Verzeichnisse der Rechnungskammer, Patentbriefe von Madrid, vom 4. März 1589. nach welchen Balthasar Gerards, seine Brüder und Schwestern, als Tyrannenmörder in den Adelstand erhoben werden.

Den 3. August geschah die Beerdigung des Prinzen in Delft. Sein Leichenbegängniß wurde mit königlicher Pracht vollzogen; seine mit Trauerrüstung behängte Pferde, nebst seinen Fahnen und Wappen, führten und trugen die vornehmsten Herren des Landes. Schon damals nahm man sich vor, ihm ein prächtiges Grabmahl zu errichten; es geschah aber erst im J. 1620. Dasselbe steht aus Marmor und Erz gebildet in der neuen Kirche zu Delft, und ist das kostbarste Denkmal, das sich in den Staaten der Republik befindet.

Nunmehr erscholl das Gerüchte, von dem Tode des Prinzen, an allen Orten in den Niederlanden, und durchlof bald ganz Europa. In den Provinzen, welche mit Spanien im Kriege lagen, erweckte es allgemeine Bestürzung und Erschrockenheit. Man sah nichts als neue Unordnungen und traurige Folgen davon ab. Der Prinz von Parma war von dem französischen Hofe befehligt gewesen, die Proscription und den Mord des Prinzen, auf alle mög-

liche Weise zu befördern; auch, nachdem der Streich 1584
geschehen seyn würde, das Schrecken der Völker so gleich dazu zu benutzen, daß er sie mit den glänzendsten Anerbietungen, um welchen Preiß es seyn mochte, zum Gehorsam zurückführte. Allein dieser Prinz dachte zu groß und zu edel, als daß er zum mal den ersten Punkt billigen konnte; im Gegentheil, er verabscheuete ihn, und kam in keiner der darauf abzielenden Unternehmungen zum Vorschein, wenigstens nicht, daß man auf ihn hätte muthmaassen können. Alles was er that, bestuhnd darinn, daß er etwa mit Mönchen und andern geringen Personen davon sprach. Die folgenden Aufträge aber befolgte er mit dem größten Eifer; er schrieb heimlich Condolenzbriefe an die verwittibte Prinzessin von Oranien, und machte ihr tröstliche Anerbietungen zu einer Schadloshaltung, für sie und die Familie, bey diesem grossen Verlurste. Durch seine Freunde und alle andern möglichen Hilfsmittel trachtete er, die Häupter der Conföderierten zu gewinnen, und ließ kein Mittel unversucht, eine allgemeine Aussöhnung zu bewirken.

Die General-Staaten versammelten sich zu Antwerpen, und berathschlagten sich reiflich über die neuesten Vorfälle; die Vorschläge des Prinzen von Parma hatten mehrere derselben wanken gemacht, und noch andre waren des langwierigen, grausamen Krieges todtmüde. Theodor Liesvelt, erwählter Kanzler bey den Staaten, drang, in einer pathetischen Rede, auf die Benutzung des Augenblicks, zum Schluße eines sich itzt so vortheilhaft darbietenden Friedens mit Spanien. Allein seine noch so schönen Worte, und die klügsten Bemerkungen vermochten den

1584. noch nichts. Nationalhaß und eingewurzelter Stolz ſiegten; man entſchloß ſich eher einzeln zu Grunde zu gehn, als ſich den Spaniern vermittelſt eines betrüglichen Friedens zu unterwerfen, und eher allen Mächten der Reihe nach die Souveränität über die Provinzen anzutragen, nur damit dieſelben ſie von dem Spaniſchen Sklavenjoche auf immer befreyten. Der Meuchelmord des Prinzen von Oranien erbitterte dieſe Verſammlung aufs äuſſerſte, wo die Abſcheulichkeit und Treuloſigkeit deſſelben mit den ſchwärzeſten Farben noch erhöhnt wurde. Zugleich wurde die Fortſetzung des Krieges beſchloſſen; man ſetzte den noch nicht einmal völlig achtzehnjährigen Prinzen Moritz in alle die Statthaltereyen und Würden, die ſein Vater bekleidet hatte, ein, und gab ihm den Grafen von Hohenlohe als Lieutenant zu.

Nach weitläuftigen Berathſchlagungen und Debatten, welche auswärtige Hülfe man anrufen wollte, gab man Frankreich vor England den Vorzug, und ordnete eine feyerliche aus fünfzehn Perſonen beſtehende Geſandtſchaft dahin ab. Sie verreiste bald darauf nach Paris, und wurde mit ausgezeichneter Ehre aufgenommen, ungeachtet der ſpaniſche Geſandte Mendoza ſich über dieſe Aufnahme beklagte, und ſein möglichſtes that, den Geſandten den Zutritt zum Hofe und zu einer Audienz zu verhindern. Frankreich lag aber damals ſelbſt in einer traurigen Verwirrung, und ſtuhnd nahe am Ausbruch eines noch ſchlimmern Schickſals, als die Niederlande erfuhren. So eben ſtreckte die ſo berüchtigte und furchtbare Ligue den Kopf, wurde heimlich von dem Stuhl zu Rom und von Spanien unterſtützt, und entzweyte das königliche Haus, den hohen Adel und das Miniſterium.

Ich behalte mir vor, nachher von dieser schreckli- 1584.
chen Verschwörung zu reden, die so viele Greuel und Blutvergiessungen ausbreitete, und beynahe den Thron umstieß, um dafür Spanien auf denselben zu setzen. Dieß wird uns Stoff zu einer weitläufigen Episode geben, die aber um so viel nothwendiger ist, weil man den Einfluß der Ligue in der Geschichte der Niederlande nur zu sehr empfinden mußte.

Diese Ligue konnte nach den Stützen, auf welchen sie ruhte, den flamändischen Gesandten keineswegs günstig seyn; indessen ließ Heinrich III. dießmal einige Kraft von sich blicken, und gab die Aeussserung von sich: Frankreich wäre eine Zuflucht für Unglückliche; und da er von der Unterdrückung der Niederlande wisse, so erfodere seine Gerechtigkeit, wenigstens ihre Klagen anzuhören. Darauf erlangten die Gesandten öffentliche und Privat-Audienzen bey dem Könige, der Königin, der Königin Mutter, dem Könige von Navarra, und allen denen am Hofe, wo sie es verlangten; sie sprachen die Minister, und traten in Unterhandlungen ein.

Bey der ersten Audienz führte Elbert van Leewen, sonst Leoninus genannt, das Wort, und hielt mit eben so viel Würde als Bescheidenheit eine sehr rührende Rede vor dem Monarchen. Mit ausgedrückten Worten trug er dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich auf ewige Zeiten die Souveränität über die Niederländischen Provinzen an; und gab diesen Anerbietungen dadurch Gewicht, daß er hinzusetzte: Ungeachtet der Grausamkeit der Spanier und der grossen Verwüstung des Landes, enthalte dasselbe dennoch neunzig mit

1584. Mauern versehene Städte und Millionen Einwohner, welche unter dem Schutze des Königes bereit wären, sich seinem Dienste aufzuopfern. Die Unterhandlungen, die Hauptsache betreffend, zogen sich sehr in die Länge; der Hof war mit Geschäften überhäuft und verlegen. Es giengen eine Menge Berathschlagungen vor. Der König und die Königin Mutter liessen sich die Anträge gut genug gefallen, und würden sie wohl angenommen haben; sie durften aber nicht. Schon fieng die Ligue an die Macht des Hofes zu beugen; täglich fassen die Unruhen weiter um sich, und der Zeitpunkt war keineswegs bequem für so eine Uebereinkunft, da der Sturm immer mehr überhand nahm. Nach drey bis vier Monathen intrigenvoller Unterhandlungen, mußte der König ihnen so gut als seine Ohnmacht gestehen, und verabscheidete dann die Gesandten bey ihrem letzten Verhör im Februar 1585. mit der Erklärung: Er fühle sich sehr erkenntlich für ihre Anerbietungen; der schlimme Zustand seines Reiches aber erlaube ihm nicht, dieselben jtzt anzunehmen; er hofte indessen, seine Feinde, die ihn gegenwärtig aufs äusserste beunruhigten, mit Gottes Hilfe zu bessern Gesinnungen zurückzubringen; und wenn er dann in seinen Staaten den Frieden wieder hergestellt hätte, so würde er sich auch für seine Freunde verwenden. Da aber ihr Bedürfniß dringend wäre, so gäbe er ihnen den Rath, sich an die Königin von England zu wenden, die jtzt freye Hände und Muth hätte, sie in Schutz zu nehmen; er selbst wolle, da er mit dieser grossen Monarchin in gutem Vernehmen stehe, an dieselbe zu ihren Gunsten schreiben. Mit solchen Gnadenbezeugungen entließ er sie. Die Gesandten

wurden auf dem Rückwege kostfrey gehalten, und in 1584.
des Königes Schiffen abgeführt.

Diese fruchtlos abgelaufene Gesandtschaft schlug den Muth der Niederländer nicht zu Boden; einen oder zween Monathe nachher gieng eine andre zahlreiche Deputation nach England ab. Paul Buys, Pensionar von Holland, war als Wortführer bey derselben; der nämliche, der schon der Generalstaaten Versammlung nachdrücklich angerathen hatte, eher Englands als Frankreichs Hülfe zu suchen, weil letztres, bey aller Geneigtheit, jtzt nicht in der Lage wäre Beystand zu leisten, und daher voraus sagte, die Reise dahin würde vergeblich seyn. Damals that es ihm so wehe seine Einschläge vereitelt zu sehen, daß er seine Stelle niederlegte und auf seinen Landsitz zog. Bey dieser zweyten Gesandtschaft aber, nahm er sein Amt auf die erste Auffoderung dazu wieder an, ward einer der Gesandten, und leistete sowohl bey der Unterhandlung als bey dem Tractats-Schluß, der hernach erfolgte, wichtige Dienste.

Die Königin von England wußte genau was in Frankreich vorgegangen war; daß jtzt eine grosse Gesandtschaft an sie gelangen, und was diese begehren würde; sie legte ihren Plan darnach an, und war entschlossen, nicht davon abzugehn. Sey es nun, daß sie darüber empfindlich war, obschon sie nichts davon merken ließ, daß man erst nach Frankreich, und weil es dort fehlgeschlagen hatte, an sie kam, oder daß sie vielmehr ihrem politischen Grundsatze treu bleiben wollte, ihre Macht nicht über die Gränzen des Meers auszudehnen — kurz, sie hatte ihre Wahl getroffen: Die Souveränität über die Niederlande von sich abzulehnen, denselben aber nichts desto

1584. minder kräftigen Beystand zu leisten, damit der Krieg dort fortgesetzt und Spanien ihr so vom Halse gehalten würde.

Die flamändischen Gesandten wurden demnach auf Befehl der Königin bey ihrer Ankunft in England mit denselben Ehrenbezeugungen empfangen, die sie in Frankreich erhalten hatten. Elisabeth ließ sie nicht lange warten, gab ihnen bald Verhör; und da ihr die Oberherrschaft über die Provinzen unter anständigen Bedingnissen angetragen wurde, erwiederte sie: Sie wäre dankbar für die Zuneigung und das gute Vertrauen, worinn sich die Provinzen keineswegs betrögen; wichtige Staatsursachen aber erlaubten weder ihr noch der Krone von England, sie ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Sie betrachte sie nicht als ihre Unterthanen, sondern als ihre Freunde und Verbündeten; und als solchen sey sie ganz geneigt ihnen mit ihrem Rathe, mit ihren Finanzen, mit ihrer Land- und Seemacht allen Beystand zu leisten, um sie bey ihrer Freyheit zu schützen.

Zufolge diesen Versprechungen wurde dann zu Non-Such ein Traktat geschlossen, worinn die Königin einen Zuzug von 6000. Mann auf ihre eigenen Unkosten bewilligte, die sogleich eingeschifft werden sollten. Hiernächst streckte sie ihnen beträchtliche Geldsummen vor, und die Staaten wiesen ihr die Städte Flessingen, Briel und das Schloß Ramekens in Seeland zur Sicherheit dafür an, unter der Bedingung dieselben wieder einzulösen, wenn sie ihr nach dem Frieden die Summen erstatten würden. Um ihnen auch mit ihrem Rathe beyzustehn, versprach sie endlich, ihnen einen General oder Gouverneur

zu geben, der von Stande ſeye, und nebſt zween 1584.
andern Räthen in ihrem Namen den Zutritt zu dem Staats-Rath der Vereinigten Provinzen haben ſollte. Zu gleicher Zeit nahm man Abrede, welche Vollmacht ſo wohl dieſe Räthe als die engliſchen Garniſonen im Militär erhalten ſollten, ohne ſich in bürgerliche Geſchäfte zu miſchen.

Die Geſandten kamen voll Zufriedenheit über ihre Verrichtungen zurück, und die Königin hielt pünktlich, was ſie verſprach. Zu ihrem General ernannte ſie den berühmten Grafen von Leyceſter, von welchem wir hier einiges anführen müſſen. Er gefiel den Holländern ſo wenig, daß ſie, noch ehe er zwey Jahre da war, groſſe Klage über ihn führten, und die Königin ihn zurücknehmen mußte, ohne daß ſie deßwegen den Provinzen ihre Freundſchaft entzog, oder aufgehört hätte ihnen beyzuſtehn. Wirklich war er ein Mann von hohem Stande und bedeutendem Anſehn. Er hieß ſonſt Robert Dudley und war der vierte von den fünf Söhnen Johanns, Grafen von Northumberland, der zugleich mit ſeinem Sohne Guilford, dem Gemahl der unglücklichen gegen die Königin Maria zur Monarchin ausgeruſenen Johanna Gray, enthauptet wurde. Dieſe hatte bekanntlich ein ähnliches Schickſal; und das ganze Haus wurde unterdrückt und verfolgt, ſo lange Maria regierte. Ihrer Schweſter, der Prinzeſſin Eliſabeth, gieng es nicht viel beſſer; ſie lag ſelbſt eine Zeit lang im Gefängniſſe. Ein ähnliches Mißgeſchick vereinigte die Prinzeſſin und den jungen Dudley zu einem Briefwechſel; ſie waren ungefähr in demſelben Alter. Als Eliſabeth auf den Thron gelangte, ſetzte ſie dieſes Haus in ſeine vorige Ehre und Vermögen

1584. wieder ein; sie hub sogar den Milord Robert über seine Erwartungen empor, machte ihn zum Grafen von Leyceſter, zum Ritter vom Hosenband, zum Groß-Stallmeister, und endlich beynahe zu ihrem ersten Minister. Zugleich war er ihr erster erklärter Günstling, und man glaubte sie lange mit ihm vermählt. Die Engländer sprechen weder von seiner Religiosität, noch von seiner Rechtschaffenheit, noch von seinen persönlichen Eigenschaften, vortheilhaft. Er ergab sich sehr dem Pracht und der Weichlichkeit, und hielt einen Hof gleich der Königin. Als die Wagschale seines Glückes sank, bat er sich noch diese Bedienung in den Niederlanden aus; kaum aber war er da, so betrachtete er sie für eine ehrenhafte Verbannung. Er wollte den Vicekönig spielen, und bey dem einfachen, von Elend gebeugten Volke alle seinem Stolze, seiner Verschwendung und Eitelkeit genug gethan wissen. Er wurde also in Ungnade zurückberufen, und starb zu Cornbury in der Einsamkeit.

Zweyter Abschnitt.

Der Prinz von Parma wird Meister im Felde und erobert alle Städte in Flandern. Neue, fürchterliche Unruhen in Gent. Imbize kömmt wieder in diese Stadt; sein tragisches Ende. Die Stadt ausgehungert und aufs äusserste gebracht, ergiebt sich endlich auf Capitulation; ihre Aussöhnung wird im Lager zu Bevern unterzeichnet. Brüssel, Mecheln und andre Städte ergeben sich. Berühmte Belagerung von Antwerpen, und Uebergabe nach hartnäckiger Vertheidigung.

Nicht allein der Tod des Prinzen von Oranien war es, der die Conföderation und ihre Projekte so stark erschütterte; auch innere Gebrechen hatten ihre Angelegenheiten seit zwey und drey Jahren sehr zu ihrem Nachtheile verändert. Die gentischen und flanderschen Unruhen, der Abfall der Wallonischen Städte und Provinzen, die Erhebung und der Fall des Herzogs von Alençon, hatten ihre Parthey und gemein geschwächt; das platte Land war von den fremden Hülfsvölkern, die Städte durch Faktionen und Zwytracht zerstört; der Tod des Prinzen von Oranien vollendete diesen Verfall. Der Prinz von Parma, aufmerksam auf eine solche Lage der Dinge, hatte schon die Uebermacht im Felde gewonnen; man konnte ihm keine Armee entgegensetzen. Durch die Eroberung von Tournay und Oudenarde hatte er schon festen Fuß in Flandern gewonnen, die Schelde besetzt, und Gent hart genöthigt, wo alles gegen einander erhitzt, und die Theurung sehr 1584.

1584. drückend war. Schon lange hatte er auf diese Stadt gelauert, mußte aber erst manchen günstigen Umstand noch abwarten, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Die Katholiken und die vornehmsten Einwohner, die unter den täglichen Volks-Tumulten am stärksten litten, waren nunmehr dem Frieden nicht mehr so abgeneigt, wie ehedem. Ueberdas gewann der Prinz an Achtung und Rufe; unausgesetzt anerbot er vortheilhafte Bedingungen; die Religion ausgenommen waren alle seine Capitulations-Akkorde ziemlich nachgebend. Ueberall handelte er groß und edelmüthig, und hielt sein Wort unverbrüchlich. Da er nach dem Tode des Prinzen von Oranien sein Aeusserstes versucht hatte, die Provinzen zu einem allgemeinen Frieden zu vermögen, allein im Ganzen nichts ausrichten konnte, so wendete er dieses Mittel nun einzeln bey seinen Eroberungen an; und dadurch bahnte er sich den Weg zu immer neuen, so lange er sich seiner Macht ungehindert bedienen konnte, die sich täglich vermehrte.

Die Unruhen in Gent hatten den Vereinigten Provinzen so wohl als der Stadt selbst so grosses Unheil zugezogen, daß keine Hülfe mehr möglich schien. Schon zwey bis dreymale hatte der Prinz von Oranien wieder Ruhe gestiftet; gewöhnlich aber folgte ein Rückfall, der die Sache ärger machte als sie vorher war. Als der Prinz noch lange vor seinem Tode wieder von dort abgegangen war, raste das Uebel mit gröfserer Wuth als je. Die Parthey der Katholiken und Geusen stritten sich wechselsweise um die Uebermacht, gleich der Ebbe und Fluth eines unruhigen Meers. Weder die einen noch die andern wollten einen Herrn über sich wissen, und

fügs

fügten sich mehr Jammer zu, als der stolzeste Tyrann 1584.
nicht hätte thun können. Beyde litten von einer sie mit noch gröſſerm Elende bedrohenden Theurung, welche die Folge einer Art von Blokkade war, und ihnen alle Lebensmittel und Zufuhr abschnitt.

Die Katholische Parthey ergriff den Augenblick, wo sie sich am Steuerruder sah, dieser Noth ein Ende zu machen, und negozierte seit dem Monathe März 1584. mit dem Prinzen von Parma. Man hielt deswegen einen Congreß in Tournay, und brachte in Vorschlag, auch Brabant an der Unterhandlung Theil nehmen zu lassen; der Prinz aber wollte dieses nicht, aus Furcht es möchte ein Vorwand seyn, die Sache in die Länge zu ziehen. Brügge, Ypern und das freye Land von Sluis, deputirten nach Gent; und die Abgeordneten der vier Flamändischen Abtheilungen giengen dergestalt daselbst ab und zu. Man gab Sicherheits-Päſſe, und beobachtete wenigstens stillschweigend einen Waffenstillstand, so daß auch der Präsident Richardot, der Herr von Masnüy, und ein Spanier Namens Segura, als die Commissarien des Prinzen, in Gent frey aus und eingiengen, während dem man am Frieden arbeitete.

Die Unterhandlung gieng langsam von statten; dennoch schien sie gelingen zu wollen, als auf einmal im Monathe May ein Pöbelauflauf alle Hofnung wieder zerschlug, und der Magistrat nebst der Direktion von Gent einen andern Ton annahm. Denn itzt waren die Geusen wieder einmal Meister geworden, und warfen nicht nur den schon ziemlich weit vorgerückten Friedensschluß über den Haufen, sondern schrien selbst tollkühn zum Kriege, suchten

1584. den Commissar Segura, der sich geflüchtet hatte, in ihre Hände zu bekommen, verletzten den Waffenstillstand; und die Feindseligkeit erneuerte sich wieder in täglichen Scharmützeln an den Stadtthoren.

Ein ähnlicher Volkstumult hatte schon vor einigen Monathen Imbiz wieder in die Stadt eingeführt. Und hier wollen wir die Geschichte dieses Mannes beendigen. Im August 1583. war einen ganzen Tag lang das heftigste Getümmel über der Erwählung eines neuen Magistrats; auf den Abend endlich fiel einem ein, Imbiz dazu vorzuschlagen. Die Faction der Ketzer and das gemeine Volk beklatschte den Einfall so, daß man ihn noch vor Nacht in seiner Abwesenheit zum Haupt von Gent ausrufte. Sogleich sendete man Deputierte an ihn, welche ihn zur Rückkehr einladen mußten. Er hatte sich seit vier Jahren zu Frankenthal bey dem Pfalzgrafen Johann Casimir aufgehalten, samt dem Prediger d'Athenus, der ebenfalls wieder mit ihm nach Gent zurückkam. Dort nahm er seine Stelle wieder ein, und setzte seinen Despotismus von neuem fort; doch mit mehr Mißtrauen und Vorsicht als ehedem, denn er war um mehrere seiner Freunde und Clienten gekommen; das französische Gouvernement hatte ihm viele abwendig gemacht; zudem trug er itzt andre Pläne im Kopf, und dachte in Geheim auf Rache, und auf Festsetzung seiner Herrschaft unter höherm Schutze. Die welche ihn berufen hatten, sahen ihm in die Karten, bemerkten seine Geneigtheit zu dem Frieden der zu Tournai unterhandelt wurde, und lauerten itzt so genau auf seine Schritte, daß sie nun entdeckten, Imbiz hätte während seiner Abwesenheit ein Complot angezettelt, Gent und Termonde den

Spaniern in die Hände zu ſpielen; der Prinz von 1584.
Parma habe deswegen Briefe mit ihm gewechſelt, und den Herrn von Eecke an ihn nach der Pfalz geſendet, einen Akkord mit ihm zu ſchlieſſen. Den 22. März 1584. beſtäthigte ſich dieſer Verdacht, durch eine offenbar gewordene Vorbereitung zu Ausführung ſeiner Verrätherey. Acht Flöſſe und eben ſo viele Schiffe mit Leitern, Brücken, Hürden, Hacken und Brettern befrachtet, erſchienen auf der Schelde an der Brüſſelſchen Porte; und die Schifleuthe ſagten, ſie müßten damit in der nächſten Nacht den Fluß hinunter nach Wetteren, wo ein ſpaniſches Lager ſtuhnd. Kein Menſch wußte das geringſte von einem ſolchen Befehl oder von der Abſicht dieſer Rüſtung, als Imbiz; man murrte darüber, und verdoppelte die Wachen. Da aber die Begleitung zu jenem Transport nicht fertig war, ſo gieng derſelbe auf die Nacht noch nicht ab, ſondern erſt bey Anbruche des Tages ließ ſich ein Haufen Parmeſaniſcher Truppen nahe an den Wällen von Gent ſehen, der ſich aber ſogleich zurückzog, als er ſich bemerkt fand, die Sturmglocken erſchallten, und alles zu den Waffen griff. Den 23. war den ganzen Tag Lerm; man ſchrie durch die Straſſen: Verräther! Mörder! Die Magiſtratsperſonen von allen Collegien und Collationen begaben ſich in der größten Unordnung auf das Rathhaus. Imbiz ſelbſt kam, ſich zu rechtfertigen, und man ſetzte ihm heftig zu. Noch meinte er mit Gewalt durchzudringen, und hatte das Regiment, deſſen Oberſter er war, anrücken und das Rathhaus beſetzen laſſen. Einer der Schöppen aber ſprang aus dem Fenſter, und ließ durch alle Straſſen die Trommel rühren;

1584. die Bürgerschaft bewafnete sich, fiel über das Regiment her, und überwältigte und entwafnete dasselbe. Als Imbiz dieses vernahm, wollte er heraus, den gräßlichen Lerm zu stillen, wurde aber von dem Volke nicht nur mit einer Fluth von Flüchen und Scheltwortern empfangen, sondern sogar geschlagen und mit Hellebardenstössen zurückgetrieben. Zween aufgefangene Briefe aus dem spanischen Lager an ihn, trug man öffentlich den versammelten Räthen und Doyens zu. Aus diesen lag das ganze Complot am Tage: Termonde sollte mit Leitern erstiegen werden. Imbiz gestuhnd es ein; auch daß die Spanier die Unternehmung begünstigt hätten, keineswegs aber für sie, sondern um diese Stadt der Stadt Gent zu unterwerfen, um so dann von Antwerpen her freye Zufuhr zu erhalten. Allein diese Gründe wollten niemandem genugthun. Noch am Abend des unruhigsten aller unruhigen Tage wurde er aller seiner Würden als Haupt der Stadt, oberster Feldherr u. s. f. entsetzt, sodann in Verhaft genommen, und wohl bewacht nach dem Wacquenschen Pallast, und einige Tage darauf nach dem Prinzen-Hofe gebracht. In der Nacht bemächtigten sich die Commissarien und Capitäne seiner Schriften. Sie fanden ausserdem auch drey Kanonen und einen guten Vorrath von Waffen aller Art in seinem Hause. Dieß brachte das Volk in eine solche Hitze, daß es ihn, wär' er nicht bewacht gewesen, auf der Stelle würde getödtet haben. Seine Garde hatte man sogleich abgedankt. Seitdem Imbiz gefangen saß, hatte die Parthey welche den Frieden wünschte wieder einmal die Oberhand gewonnen, und setzte ihre Unterhandlungen in Tournai fort, würde aber

wohl bey der jtzigen Lage der Sachen nie damit zu 1584.
Ende gekommen seyn. Als nun im Monathe May alles wieder abgebrochen und umgeworfen wurde, so zeichnete sich die andre Parthey, welche den Krieg wollte, nebst der Geusen-Faktion, mit hunderterley Streichen der Rache gegen die Marannen, Spingoulen und Papaien (halbverstümmelte Namen, mit denen sie die Spanier und Katholiken benannten) aus; und die Verrätherey Imbizes diente vollends dem Volke zum Vorwande, Zetter über jene zu rufen. Jtzt machte man ihm förmlich seinen Prozeß Er wurde mehrer Capitalverbrechen angeklagt. Die schwersten betrafen seine ehemalige Tyrannie, seine eigenmächtig mit Gewalt der Waffen ausgeführten Expressungen; ferner daß er Mannschaft für sich geworben hätte. Auch des Mords klagte man ihn an, indem er die Herrn Roelands und Musaert, den Oberamtmann und Notar von Axel hätte berufen, und dann auf dem Wege nach Gent von seinen Creaturen umbringen lassen. Dasselbe, hieß es, hätte er mit Herrn von Bonnivet vorgehabt. Dieser kam auf Befehl des Herzogs von Alençon, eine Weile vor seinem Herrn, nach den Niederlanden; auf der Strasse nach Termonde ließ ihn Imbiz anfallen, um ihn zu tödten und zu plündern; er und sein Gefolge aber vertheidigten sich so tapfer gegen die Räuber, daß er nur einiges Gepäcke verlor. Ueberdas machte man ihm seinen Ehrgeiz zum Verbrechen, und daß er sich eine Leibwache gehalten, auch Geld und Denkmünzen mit seinem Namen und Wappen geschlagen hätte; ferner die ränkevolle Art mit der er öffentliche Aemter und Stellen vergab, und seine treulose Verwaltung der

1584. öffentlichen Gelder, die er entweder für sich behielt, oder nach Willkühr verwendete. Der hauptsächlichste Klagsartikel war indessen immer sein verrätherisches Vorhaben, die Stadt den Spaniern zu überliefern, welches er während seines Aufenthalts in Frankenthal ausgeheckt hatte. Die ganze Anklags-Akte bestuhnd in 42. Punkten, wovon aber das angeführte alles Wesentliche enthält. Imbiz, der, wie wir schon oben mehrmals gesehn, im Unglück nie standhaft war, verantwortete sich sehr schlecht; gestuhnd alles ein, und suchte sich blos damit zu rechtfertigen, daß alles mit Wissen seiner Mitregenten und Mitbürger geschehen wäre; über seine letzte Verrätherey wußte er nichts weiter zu sagen, als daß er solche nicht während seinem Aufenthalt in der Pfalz angesponnen hätte. Dabey suchte er seine und seiner Vorelstern Verdienst ungemein so geltend zu machen, und prahlte mit der Macht und dem furchtbaren Ansehn zu welchem er die Stadt erhoben hätte. Seine frühern Verbrechen würden ihn wahrscheinlich nicht aufs Schaffot gebracht haben. Denn sein Prozeß lag meist in den Händen seiner ehemaligen Anhänger, unter welchen sich wohl mehrere als mitschuldig fühlten; aber seine Verrätherey machte den wüthendsten Haß gegen die Spanier wieder rege, und lenkte die Rache eines ganzen Volks auf den Verräther. Auch die von der andern Parthey wollten ihm zu übel, als daß sie auf seine Rettung Bedacht genommen hätten; und kurz, sein Untergang schien allgemeiner Wunsch zu seyn. Er wurde also zum Tode verurtheilt, ins Stadtgefängniß gebracht, und den 4. August auf einem eigens dazu errichteten Gerüste auf dem St.

Pharaildenplatze enthauptet. Er mochte ungefähr 70. 1584.
Jahre haben.

Welche Bemerkungen laſſen ſich hier über die Unbeſtändigkeit des Volkes machen! Der Mann, den wir in ſeinem Steigen und in ſeinem Falle ſahn, ſetzte alle Mächte, die ſich in die niederländiſchen Unruhen miſchten, in Furcht, und lenkte gleichſam den Gang derſelben. Dreyſſigtauſend Menſchen ſtuhnden auf, ihn vor fünf Jahren frey zu haben, als ſie ihn gefangen glaubten; man mußte ihn herausgeben, ihren Tumult zu ſtillen. Und dieſe ganze Menge, die ihn einige Jahre her theils angebetet, theils ſklaviſch gefürchtet hatte, ſah itzt mit ruhigem Aug' und kalter Gleichgültigkeit ſeine Hinrichtung an. Nicht das geringſte Hinderniß ſetzte ſich entgegen; und von dem Augenblick ſeines Todes an war er ſo ganz vergeſſen, daß alle Tagebücher und Nachrichten jener Zeit, die ſonſt alle ſeine Schritte bis auf den Augenblick ſo treu verfolgen, zwar einmüthig ſagen, ſein Körper ſey in ſeinem Familiengräbniße beygeſetzt worden, da er aber in mehrern Kirchen dergleichen hatte, nicht einmal einig ſind, ob er bey St. Bavon oder bey St. Niklaus liege.

Das Jahr 1584. dringt uns die Bemerkung auf, daß im Laufe dreyer Monathe deſſelben der Tod dreyer berühmter Männer und der Hauptperſonen in dieſem langen Trauerſpiel erfolgt iſt. Den 10. Junius ſtarb der Herzog von Alençon auf die Art, wie wir oben erzählten, an einer Krankheit. Denſelben Tag einen Monath nachher, den 10. Julius, wurde zu Delft der Prinz von Oranien ermordet. Und nur ſechs Tage weniger als einen Monath

1584. darauf, den 4. August, wurde Johann Imbiz zu Gent enthauptet.

Imbize's Tod, samt den immer wiederhohlten heftigen Zuckungen und rasenden Tumulten, vergrösserten die Verwirrung und das Elend der grossen Stadt Gent immer mehr; die traurigen Folgen davon liessen sich noch mehr als einen Monath fühlen; es war Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln. Man findet in jenen Tagebüchern, wie dringend die Noth war; wie man alle überflüssigen Verzehrer abschaffte, und um welchen Preis die geringste Nahrung gekauft wurde. Sie geben uns eine genaue Beschreibung von den Scheusalen und steten Abwechslungen, von Zwisten und Grausamkeiten, welche täglich vorfielen. Hier ist nicht der Ort, diese besondern Anekdoten von Gent zu wiederholen, da solche ohnehin in mehrern handschriftlichen Nachrichten von Bedeutung aufgezeichnet sind. Indessen ist das Schicksal dieser Stadt so enge mit dem Schicksal aller übrigen Provinzen verknüpft, und sie spielte die lezten Jahre hindurch eine so wichtige Rolle in diesen Unruhen, in der sie freylich nicht zu ihrem Vortheil erscheint, daß wir nothwendig etwas ausführlicher davon reden mußten. Wir eilen nun damit zu Ende.

Der Prinz von Parma nahm sich vor, Gent immer stärker, aber nur stufenweise zu nöthigen, und mit Hunger zu bezwingen. Es gelang ihm wirklich. Schon zu Anfang des Jahres war die Stadt eingesperrt und mit Mangel bedroht, da man in Tournay an einem Frieden für Gent, Brügge, Ypern und das freye Land von Sluis arbeitete. Ypern ergab sich zuerst; Brügge und das freye

Land sahen die entsetzlichen Spaltungen der Gen- 1584.
ter, wo jeden Tag eine Faktion die andre unter-
schlug, und giengen schon im Monathe May einen
besondern Frieden ein. Schon einige Zeit vorher
wurde der Stadtkreis von Gent eingenommen; da-
her erfolgte dann eine vollkommene Belagerung, und
Einsperrung von allen Seiten. Nur vermittelst der
untern Schelde, blieb einige Gemeinschaft mit
Brabant über Termonde offen, woher noch etwas
Lebensmittel hereinkamen; dieß dauerte aber nicht
lange.

Als Ryhove, Imbize's Spießgeselle, den Fall
des letztern, und jene Verrätherey vernahm, die
auch ihm drohte, da er eben jtzt Commendant von
Termonde war, entdeckte er wirklich auch einige
Offiziere von seiner Garnison als Theilhaber an
jenem Complot, und verstärkte das Corps seiner
Truppen, welche ihm aber bald zur Last fielen.

Nachdem der Prinz von Parma seinen Plan auf
Gent ausgeführt hatte, dachte er auf die Belage-
rung von Antwerpen; und da er jtzt Meister im
Felde war, so hielt er ein Corps Truppen in Lillo,
um den Fluß über Antwerpen zu decken. Ryhove
wollte dem Prinzen die Stirne bieten, und detaschierte
einen Theil seiner Garnison dahin; er selbst aber
gieng bald nachher nach Holland, um da einige
Vorkehrungen zu treffen, und Hülfe zu suchen. In
seiner Abwesenheit lockte man sein Volk auf eine
andre Seite, das Corps von Lillo fiel auf Ter-
monde los und schloß den Ort ein; derselbe konnte
sich nicht mehr vertheidigen, und übergab sich den
17. August.

1584. Der Herr von Ryhove, ehedem eben so berühmt als sein College Imbiz, kam nach dem Verlurst seines Gouvernements nicht mehr nach Flandern, sondern blieb in Holland, und starb dort einige Jahre nachher, an einer langwierigen Krankheit, welche sich mit einer Hirnwuth oder Raserey endigte. Sein jüngster Sohn war Gouverneur von Bergen op Zoom im J. 1622. als der Marquis Spinola die dortige Belagerung aufheben mußte.

Nach der Einnahme von Termonde warf der Prinz von Parma ein Lager bey Wetteren auf. Noch ehe der Winter eingefallen, hatte das ganze Waes-Land durch Vermittelung des Herrn Servais von Stecland, des Groß-Baillifs, und einiger andrer Mitglieder des Collegiums, die von der Sache wußten, einen Frieden eingegangen. Die Schlösser Ruppelmonde, Tamise, Wißekerke, und was irgend einem festen Platze gleich sah, wurde dem Prinzen übergeben, der itzt mit seiner Armee in dieses Land einrückte, und bey Beveren, in der Nähe von Antwerpen und Gent, sein Lager aufschlug.

Dieser letztern Stadt waren sodann alle Wege gesperret, und es mußte ihr gehen, wie gewöhnlich allen grossen Städten in diesem Fall. Sie war bald ausgehungert, und nach aller der Noth, in der sie sich schon einige Monathe befunden hatte, itzt vollends aufs äusserste gebracht. Unausgesetzt dauerte Zank und Zweytracht fort, und das hauptsächlich durch die Hartnäkigkeit der Reformierten oder Geusen, die, auf Anstiften ihrer zahlreichen Geistlichen, Wunder erwarteten. Diese letztern schmeichelten sich in ihren Predigten immerhin die Gewissensfreyheit zu erhalten,

und dauerhaft zu besitzen. Sie sendeten nach Holland, England, Frankreich und Brabant um Hülfe aus; und wirklich schickten ihnen dieselben Speise zu, so lange der Paß offen war. Am Ende aber konnte sie nichts länger retten. Man schläferte das unwissende Volk noch mit träumerischen Predigten und Reden ein: Bald sollte der Prinz von Conde, bald der Herzog von Nevers, nach Cambrai gekommen seyn, ihnen mit einer grossen Armee zu Hülfe zu eilen und sie zu entschütten. Allein diese Träume mußten natürlich bald verschwinden, und dienten nur, das Elend zu verlängern und zu verdoppeln; man hatte indessen nur kein Brod mehr, und aß schon die allerunreinsten Dinge. Endlich zwang die Noth die immerversammelten und unter sich selbst zertheilten Collegien, der Stimme des Friedens Gehör zu geben; wer nicht wollte, gab aus Schwachheit nach, weil er sich nicht widersetzen durfte. Da von Zeit zu Zeit Trompeter aus dem Lager von Beveren kamen, die Stadt aufzufodern, oder aus andern Ursachen, so war der Verkehr gewissermaassen offen; endlich geschah' die Uebergabe an den Prinzen, und den 3. September vereisten die Abgesandten ins Lager. Allein das, was im May vorgefallen war, hatte die damalige gute Stimmung verrückt; man schlug das Anerbieten, sich auf dieselben Bedingnisse wie Brügge zu ergeben, anfänglich ab. Indessen wurden Unterhandlungen gepflogen, und endlich den 17. September die Aussöhnung mit Gent beschlossen, und im Lager zu Beveren unterzeichnet. 1584.

Die Capitulation bestuhnd aus 12. Artikeln. Nur allein die katholische Religion ist in derselben zuge-

1584. lassen; jedes andre Glaubensbekenntniß aber ausgeschlossen; denen die sich nicht zu jener halten wollen, sind zwey Jahre bewilligt, in welchen sie frey abziehen und mit ihrem Vermögen nach Belieben schalten mögten. Die Geistlichkeit sowohl als sonst jedermann wird wieder in seine Güter eingesetzt, und soll von nun an den vorigen Genuß davon haben. Die Stadt bezahlt 200,000. Gulden; einige hartnäckige Notabeln, erst sechs, hernach drey an der Zahl, die man von der Capitulation ausschloß, wurden einige Wochen ins Gefängniß gesetzt, dann aber freygelassen. Die Stadt unterzieht sich der Einquartierung der Garnison; und alles wird auf den vorigen Fuß gestellt. Dieß ist der hauptsächliche Innhalt der 12. Artikel jener Aussöhnung.

Bald darauf rückte eine Garnison wirklich ein; und sobald man von der Stadt Besitz genommen hatte, wimmelte der Fluß von Schiffen, mit allen Arten von Vorrath beladen, dem ausgehungerten Platz Erquickung zuzuführen. Alles gieng in so guter Ordnung zu, daß man noch an demselben Tag Ueberfluß hatte; und die folgenden fielen die Lebensmittel vollends wieder auf ihre gewöhnlichen Preise herab. Nach und nach wurden itzt auch die Magistratspersonen abgeändert; die Mönchen kamen wieder herbey, und wohnten, in kleinen Truppen, bey ihren Freunden und Verwandten so lange, bis ihre Klöster wieder aufgebaut seyn würden; denn es lag alles in einer so schrecklichen Verwüstung und verändertem Zustande, daß man sich nicht mehr kennen konnte. Einige niedergerissene Abteyen, welche ehedem auf dem Lande gewesen, liessen sich wenige Jahre nachher in der Stadt nieder, und bauten sich dort an.

Nach dem was die Geschichtschreiber dieser Zeiten 1584.
sagen, schien es unmöglich, alle Dinge in ihren vo-
rigen Stand zurückzustellen, und zumal die rechtmäs-
sigen Eigenthümer wieder in ihre Rechte, Gerichts-
barkeiten und entrissene Nutznieſſungen einzusetzen.
Auch brauchte es freylich geraume Zeit dazu; den-
noch kam man unbemerkt damit zum Ziele.

Der Rath von Flandern hielt sich seit 1580. in
Douai. Nunmehr sendete der Magistrat von Gent,
mit Bewilligung des Prinzen, Deputierte dahin, den-
selben unter annehmlichen Bedingnissen zu sich zu-
rück in seine Stadt einzuladen. Darüber wurde ein
neues Conkordat errichtet, welches der König be-
kräftigte, und das noch bis auf itzt besteht. Die
Rathsglieder kamen also mit allen den ihrigen zu-
rück, und die Stadt sendete ihnen in eigenen Unko-
sten Wagen, Schiffe und Bedeckung, für sie, ihre
Familieu, Meubeln und Gepäcke bis nach Douai.
Den 9. März 1585. kamen sie in Gent an; den 18. 1585.
darauf eröfneten sie ihr Tribunal wieder, und hiel-
ten ihre erste Sitzung. Diejenigen, welche vermöge
der Erwählung des Erzherzogs Matthias, den Ti-
tel von einem solchen Rathe angenommen, und sich
eben so die Verrichtungen der Rechnungskammer an-
gemaaßt hatten, verschwanden; mehrere davon be-
gaben sich nach Seeland, wo wirklich etliche Fami-
lien derselben noch vorhanden sind.

Dergestalt kam die Provinz Flandern, nach einem
neunzehn bis zwanzigjährigen Kriege, wieder an die
spanische Monarchie. Alle mittlerweile vorgegange-
nen und unzählbaren Zwischenvorfälle endeten also
zulezt nur damit, sie unter ihre alte Herrschaft zu-
rückzubringen. Mit den flamändischen Gränzstäd-

1585. ten kam die Aussöhnung früher als mit den übrigen zu Stand; alsdann folgten allmählig auch die andern nach; es geschahen so viele Belagerungen, Blokierungen, und beynahe so viele Partikular-Friedensschlüsse wurden geschlossen, als Städte und Distrikte einzunehmen waren. Das Land wurde Stück vor Stück eingenommen, während dem seine Hauptstadt, welche seit einiger Zeit mehr noch durch ihre innere als äussere Unruhen gelitten hatte, ihre Rettung durch eine verzweifelte Vertheidigung ertrotzen wollte. Endlich aber erlag sie doch dem Hunger und allem damit verknüpften Elend, ergab sich freylich später als alles übrige, und vollendete so die Rückgabe der ganzen Provinz.

1584. Beynahe eben so gieng es mit **Brabant**. Der Prinz von **Parma** bediente sich derselben Mittel, auch diese Provinz stückweise zu erobern, und gelangte zum Ziele. **Antwerpen** war für ihn ein sehr wichtiger Gegenstand; und schon vor der Uebergabe von **Gent** nahm er, von dem Lager bey **Beveren** aus, seine Maaßregeln auf diese Stadt. Seit 1584. rückte er derselben allmählich näher, und fieng damit an, daß er ihr die Zufuhr erschwerte. Zu dem Ende mußte er ihr die Schelde an der Mündung sperren; und dieses bewirkte er durch die Eroberung von **Lillo** und **Linfkenshoeck**, wo er Redouten aufführte, um die Schiffarth zu hindern. Das Vorhaben des Prinzen wurde bald allgemein bekannt. Seine Staabsoffiziere fanden es zu gewagt, und stellten ihm vor, ungeachtet er itzt das Feld behauptete, so müßte er hier drey verschiedene Armeen haben, für jede Seite des Flußes eine, und eine dritte gegen **Brabant**, um der Stadt alle Lebensmittel

abzuschneiden, ehe er sie belagern könnte. So wie 1584.
man nun auf spanischer Seite alle Zurüstungen machte, erwachten auch die Feinde wieder. Was man noch an guten Truppen hatte, zog sich nach Antwerpen; man versah die Stadt mit Mund- und Kriegsvorrath zum Ueberfluß. Philipp von Marnix, Herr von St. Adelgonde, derselbe der die Unruhe-Scenen im Lande eröffnete, bey welchem auch das erste Compromiß geschlossen wurde, mit einem Wort der vertrauteste Freund des verstorbenen Prinzen von Oranien, übernahm das Commando und die Vertheidigung. Seeland rüstete Flotten aus, Holland Fußvölker; alles was noch an der Conföderation hieng, setzte sich in Bewegung für diese Stadt. Auch die auswärtigen Mächte nahmen lebhaften Antheil. Man hielt diese Unternehmung für so wichtig, daß sich mit ihr das ganze Schikſal der Niederlande entscheiden sollte. Der Herbst dieses 1585.
Jahres gieng noch mit den gewaltigsten Zurüstungen von beyden Seiten hin; so daß die Hauptvorkehrungen erst im J. 1585. anfiengen, und mit dem größten Eifer betrieben wurden. Denn der Prinz von Parma ließ sich von seinem Plane nicht abwendig machen; weder die Räthe noch die Beredsamkeit seiner Generalen konnten ihn erschüttern, so wenig als die Gefahren, die doch täglich vor seinen Augen wuchsen. Immer fest auf seinem Vorhaben hielt er sich in seinem Lager bey Beveren, und lenkte von da aus alle nöthigen Zurüstungen. Er hatte überdas noch einen Beweggrund zu seiner Handlungsweise, der ihm Verdruß genug machte, über welchen er sich aber nicht beklagen durfte, so üble Folgen derselbe auch nach sich ziehen konnte. Spanien

1585. nämlich, sey es um seine Kräfte für andere grosse Absichten zu sammeln, die in den folgenden Jahren sich äusserten, oder aus Gründen die nur den Prinzen betrafen, sandte — kein Geld mehr. Die Truppen mußten dieses natürlich an ihren Besoldungen entgelten; mit ihren Meutereyen und Aufruhren hatten sie ehedem alles verdorben, und der Prinz kannte die Art der spanischen Ausschweifungen aus ältern Tagen. So war es ihm denn nicht wenig darum zu thun, ihnen Beschäftigung zu geben; zu dem Ende ermunterte er sie mit der Hofnung einer Eroberung von solcher Wichtigkeit, wie die von Antwerpen und ganz Brabant, und verlor keine Zeit sein Werk zu beschleunigen. Während dem man sich nun vor dieser Stadt herumbalgte, Schlösser und Redouten einnahm, und wieder andre aufbaute, bedrohte dasjenige Corps, das in Brabant lag, die grössern Orte, und machte sich von den kleinern wirklich Meister. Es nahm Willebröeck und Vilvorde weg; denn die Provinz war ziemlich an Truppen und Munition entblößt, weil man auf Kosten aller andern bloß für Antwerpen gesorgt hatte. Die Eroberung dieser zwey Plätze setzte die Stadt Brüssel in solche Verlegenheit, daß sie bald darauf in Hungersnoth gerieth. Man hatte nämlich einen Transport, der für sie bestimmt war, aufgefangen und die Bedeckung geschlagen. Darüber geriethen die Einwohner in Zerwürfniß; und die Noth wurde so groß, daß sowohl Temple, der Commendant von der Besatzung, als der Magistrat, jeder ihre besondern Gesandten in das Lager von Beveren abschickten, wo denn doch eine Aussöhnung, vermittelst einer ehrenvollen Capitulation, aber erst den 10. März

1586.

1586. vor sich gieng. So wie Brüssel sich ergeben 1585.
hatte, geschah' es auch wenige Monathe darauf mit Mecheln und andern Brabantischen Städten. Selbst Nimwegen wurde um diese Zeit erobert.

Indessen dauerte die Belagerung von Antwerpen immer fort; täglich fielen kleine Treffen in der Nähe vor. Der Pater Strada liefert in seiner Geschichte ein, wie es scheint, sehr genaues Tagebuch von allen merkwürdigen Vorfällen, welche sich während dieser Belagerung eräugnet haben, und giebt zumal eine Beschreibung von der bewaffneten Brücke, die man vor der Stadt aufschlug. Diese seltsame Brücke war über Antwerpen, von Calloo auf Lillo oder ganz nahe an diesen Orten hingezogen; sie hatte 2400. Fuß Länge, an beyden Enden mit einer festen Redoute versehen. Gegen Antwerpen und gegen dem Meere wurde sie von schwebenden Aussenwerken bedeckt, mit Balken und eisenbeschlagenen Pfählen befestigt; das Ganze lag an zusammengeketteten Schiffen, mit Pallisaden umgeben und an Ankern hängend, so daß die Brücke mit der Ebbe und Fluth frey steigen und fallen konnte. Man arbeitete lange mit unglaublichen Unkosten an diesem Werke, das der Prinz von Parma erfand, und mit Beyhülfe der flamändischen Ingenieurs Barocci, Plato und Ludwig Cambien, ausführte. Schon wollte man an der Möglichkeit der Bewerkstelligung desselben verzweifeln, als es unvermuthet gelang, und gegen Ende des Februars 1585. nach ungeheuern darauf verwendeten Summen und Arbeit fertig dastuhnd. Bis itzt konnten die Seeländer den Fluß herab, hinauf und herüberfahren, ungeachtet aller Hindernisse, die man ihnen entgegensetzte.

1585. Nun aber sperrte diese Brücke das Meer und die Mündung des Hafens von Antwerpen gänzlich. Der Feind wendete alles an, sie zu zerreissen; Tag und Nacht griff man sie mit Schiffen, Brandern, und vom festen Lande her an. Ein gewisser Friederich Genibelli, von Mantua gebürthig, der, wie Strada sagt, in Italien als Ingenieur gedient hatte, nach dem Berichte van Meterens aber lange schon zu Antwerpen wohnte, hier verheurathet und überall sehr wohl bekannt war, ein treflicher Künstler, Physiker, und besonders ein Feuerwerker vom ersten Rang, anerbot seine Dienste zur Zerstörung dieser Brücke. Zu dem Ende nahm er vier grosse platte Fahrzeuge mit hohen Borden, mauerte dieselben mehrere Etagen hoch auf, füllte den mittlern Raum mit einem besonders zusammengesetzten Pulver aus; warf dann auf dieses eine ungeheure Last von Quadern, Grabsteinen, mit Ketten behängten Pfählen und eisernem Hagel, und ließ über alles wieder eine flache gemauerte Decke ziehen, auf welcher er ein großes helles Feuer anzündete. Als diese vier grossen Brander, begleitet von zehn oder zwölf kleinern, und auf gleiche Weise brennend, sich der Brücke näherten, griffen die Spanier zu den Waffen, besezten dieselbe von einem Ende zu dem andern, und meinten, diese Branderflotte eben so leicht abzutreiben als jene kleinern, die sie täglich vor Augen sahen. In einer gewissen Entfernung trieben nun die Steuermänner die vier grossen Brandschiffe in den vollen Zug des Stroms, eins hinter dem andern, und flüchteten sich dann auf den Schaluppen. Auf den ersten Allarm hatte sich der Prinz von Parma, mit mehrern hohen Offizieren, in einen

hölzernen Thurm an der einen Seite der Brücke be- 1585.
geben; hier ſahen ſie die flammende Flotte daher-
ſchwimmen. Einige von den Fahrzeugen verirrten
ſich; drey von den groſſen giengen im Strom und
an den Geſtaden gar unter; nur das vierte, nebſt
einigen kleinern, ſchwamm auf die Brücke los. Ein
Fähndrich, der etwas Ingenieur-Kenntniß beſaß,
bat den Prinzen auf den Knieen, daß er ſich doch
wegbegeben möchte, weil hier ſicherlich Gefahr ſey.
Derſelbe gab endlich nach, und entfernte ſich mit
den Generalen Del Vaſto und Gajetani. Kaum
waren dieſe vom Thurme herunter, und auf dem
Wege gegen der Schanze St. Margaretha, als das
Schiff an die Brücke anſtieß, und berſtete. Und
nun geht es über alle Beſchreibung, ſo wie über alle
Vorſtellung, welch gräßliche Wirkung dieß Fahrzeug
that, das man nachwärts ſo richtig die hölliſche
Maſchine nannte. Der Knall war fürchterlicher, als
man je etwas gehört hatte; die Erde ſchien einſtür-
zen zu wollen; eine halbe Stunde rund umher ward
alles zu Boden geſchmettert; man ſpürte die Er-
ſchütterung auf neuntauſend Schritte weit; niemand
blieb auf den Füßen; der Prinz und ſeine beyden
Begleiter hatten das gleiche Schikſal, und wurden
alle von den Stein- und Eiſen-Regen verwundet.
Dem erſtern, der ohnmächtig hingeſtrekt lag, fiel
ein Pfahl zwiſchen Kopf und Schulter; dennoch er-
hohlte er ſich bald wieder. Die hölzerne Schanze,
von der er ſo eben herabgeſtiegen, war verſchwun-
den. Der Marquis von Richenburg, andre ſagen
Roubais und Billi, kamen ums Leben; man fand
ihre Körper, ſamt allen denen, die bey ihnen gewe-
ſen, weit weggeſchleudert. Der Fluß, oder eher Meer-

1585. busen an diesem Ort, öffnete seine Tiefen, und warf seine Wogen mit solcher Gewalt auf alle Seiten aus, daß die Schanzen, Redouten und Dämme augenblicklich bedeckt waren, und das Wasser weit über sie hinanschwellte. Eine andre dieser Maschinen hatte sich gegen die flanderſche Küste hingelenkt, und richtete daselbst ebenfalls gewaltige Verheerung an; die andern versanken ohne Wirkung. Man kann sich vorstellen, wenn diese vier Maschinen auf einmal, oder doch nacheinander an die Brücke gekommen wären, welche verwüstende Umwandlung erst dann diese ganze Gegend gewonnen hätte. Die eben beschriebene Schreckensscene gieng auf den Abend vor; ein Todesschrecken darüber dauerte die ganze Nacht hindurch; weil aber weder itzt noch am Morgen kein Angriff von Seeland her, auch kein Ausfall aus der belagerten Stadt erfolgte, so faßte der Prinz und die Seinigen wieder Muth, und fiengen an, die Brücke allmählich auszubessern; denn mehrere Schiffe an derselben waren entweder zermalmt, verbrannt, oder versenkt, und eine Oefnung von vielen Klaftern eingebrochen; man verschloß diese wieder mit Pfahlwerk, und gelangte mit grosser Mühe dahin, den Paß von Neuem zu sperren. In Antwerpen und an der seeländischen Küste hatte man zu spath erfahren, welche Wirkung der hölliſche Brander gethan, um davon Vortheil zu ziehen.

Genibelli fuhr zwar fort, Maschinen von andrer Art zuzurüsten; ließ aber seine Arbeit eine Weile ruhen, weil man itzt mit einem neuen Projekt umgieng, Antwerpen durch Ueberschwemmung beyzuspringen, so wie man es bey der Belagerung von Leyden gethan. Zu dem Ende aber mußte man sich des Damms

von Cauwenstein bemächtigen, und denselben durch- 1585.
stechen. Man traf mit den Belagerten Abrede darüber; den 26. May griffen die Seeländer den Damm an, und kamen so weit, daß es nur noch um die Durchbrechung zu thun war. Allein die Signale kamen in Verwirrung, die Nachhülfe blieb aus, und die Spanier gewannen die Oberhand. Es erfolgte ein schweres Treffen, wobey man mehr als 2000. Mann einbüßte; die Seeländer wurden vom Damm zurückgetrieben, und die Spanier bemächtigten sich seiner von Neuem und besserten ihn aus.

Eine Menge vorgefallener Scharmützel, Diversionen, Erfindungen von allerley neuen Arten oft sehr fürchterlicher, aber meist eben so unnützer Maschinen, kann ich hier nicht anführen, da ich kein Tagebuch von dieser Belagerung schreiben will. Aber mit Einem Worte zu sagen: Man vergaß von beyden Seiten nichts, was zur Eroberung und zur Vertheidigung dienen konnte.

Unterdessen mußte die Stadt, beym Anblicke der noch wenigen schönen Ueberreste ihrer ehemaligen Herrlichkeit, endlich des Kriegs müde werden. Sie zerfiel in Faktionen. Gerade wie in Gent hatte der Calvinismus eine Zeitlang die Uebergewalt; und das Volk war hier nicht weniger als dort tollkühn und aufrührisch. Die Lebensmittel giengen auf, und wurden täglich theurer. In einigen Volksaufläufen schrie man schon mit lauter Stimme nach Frieden. St. Adelgonde und andere Deputierte fiengen seit dem Junius an zu kapitulieren, und machten mehrere Hin- und Herreisen deswegen; so dauerte es noch bis den folgenden Monath; endlich übergab sich die Stadt den 17. August 1585. Die dießfälli-

so wenig friedlich in den Genuß der Früchte einer so schweren Arbeit zu theilen. Umgestümmer Religionseifer, Privateigennutz, und der Ehrgeitz mehrerer Partikularen erzeugten Verwirrung, Kirchenraub, Gewaltthätigkeiten aller Art, und kurz allgemeine Anarchie. Nach gemeiner Erfahrung aber wird ein dergestalt anarchischer Staat bald seinen Feinden zur Beute; und dieses erwahrte sich an mehrern der besagten Provinzen pünktlich.

Der Prinz von Oranien hatte diese Zweytracht schon allzuwohl erfahren, und ihre unglükseligen Folgen vorhergesagt; und weil er an der Aufrechthaltung der allgemeinen Union verzweifelte, dachte er darauf, wenigstens einen Theil davon zu retten; dies that er eben in der Utrechter-Vereinigung vom J. 1579. Diese war weit einfacher, aufrichtiger und uneigennüziger, und machte keine Trennung zwischen Heiligen und Profanen, so daß keine einzelnen Staatsglieder ihre Wirksamkeit hemmen konnten. Die Einwohner der in derselben begriffenen Länder, giengen die ersten mit vereinigter Kraft auf den gemeinschaftlichen Feind los, stimmten in ihrer Gemüthsart mehr miteinander ein, und waren entschlossener die Waffen zu führen und sich in ihrer Freyheit festzusetzen. Der Prinz, welcher die Neigungen und die Kräfte dieser Provinzen vollkommen kannte, wählte sie darum gleichsam zum Mittelpunkt der Vereinigung, an der die übrigen nur in einer schiefen Richtung hiengen. Auch waren diese sieben Provinzen ihm am treuesten zugethan, und stuhnden unmittelbar unter der Leitung seines Raths und seiner Werkzeuge. Alles Volk hieng an ihm. Als er nun in ihrer Mitte meuchelmörderscher Weise ums Leben

gebracht wurde, entſtuhnd die äuſſerſte Betrübniß, die ſich weder verbergen noch verhüllen konnte. Ganz Europa erſchallte von ihren Trauerklagen. Die Sprache aller Geſandten an den auswärtigen Höfen, ihre Schlüſſe und Reden daheim, die Schaumünzen ſogar welche bey dieſer Gelegenheit geſchlagen wurden, mit Einem Wort Alles bewies ihre Niederſchlagenheit und Unentſchloſſenheit. Unter dieſen Denkmünzen war beſonders eine, welche die ſchwierige Lage der Sachen fürtreflich ausdrückte; ſie ſtellte ein Schiff ohne Maſt, ohne Segel und Steuer im wüthenden Meere vor, mit der Inſchrift: Incertum quo fata ferent (ungewiß wohin es vom Schikſal verſchlagen wird). Man beklagte den Prinzen, und alle Klagen waren aufrichtig gemeint. Man verhärtete ſich in der Noth, ſetzte den Krieg aus Verzweiflung oder aus Rache fort, und verwarf jeden Friedensvorſchlag.

So augenſcheinlich aber Spanien in dieſem Kriege dem ſo kleinen Diſtrikte, einer bloſſen Trümmer der Conföderation, mit ſeiner Macht überlegen ſchien, und ungeachtet täglich von ſeinen Verbündeten und Nachbarn von ihm abfielen, ſo hielten ſich die Sieben Provinzen, izt zu einer neuen zwar ganz unausgebildeten Republik vereinigt, noch ſehr gut.

Gleich in den erſten Jahren zeigte es ſich, daß dieſe Stiftung mehr Feſtigkeit hätte, als man ihr zutraute. Ihre Kräfte und Hülfsquellen entwickelten ſich nach und nach, befeſtigten dieſen neuen Staat und gaben ihm Ausdehnung. Von itzt an hätte man ſchon ſagen können: Das Schikſal erklärt ſich für ihn. Wer hell ſah, konnte muthmaaſſen, dieſe Vereinigung würde den Unruhen, und dem langen blu-

tigen Kriege, der diese schönen Provinzen beynahe ganz zugrundgerichtet hatte, ein Ende machen. Es war von Ferne zu vermuthen, daß der größere Theil der Provinzen, wenn sich das Ungewitter gelegt haben würde, sich auf seinem ehemaligen Angel umdrehen und unter die Herrschaft von Spanien zurückkehren, andre aber nie wieder dahin zurückfallen würden. Von itzt an ließ sich in die Zukunft hinaus sehen, es wären auch hier Gränzen gesetzt, und die Vorsehung würde die Scheidmarche ziehen. Allein es mußten noch viel Blutvergiessen, häufige Revolutionen, unvorhergesehenen Ereignisse, auswärtige Händel, und zwanzig Jahre Krieges vorhergehen, ehe die wirkliche Entscheidung erfolgen konnte.

Um der Zeit dieser Entwicklung nicht vorzugreifen, wird es wichtig seyn zu untersuchen, welches die unbekanntern oder doch unbemerktern Quellen waren, aus denen man Muth und Hofnung für das ausserordentliche Unternehmen schöpfte.

Die Republik war, wie schon gesagt, in ihrer Kindheit, und bestuhnd aus Sieben Provinzen, von denen aber drey, höchstens viere, als die zunächst am Meere liegenden, die ganze Last auf sich trugen.

Man erinnere sich, daß die Handelschaft, bey ihrem durch die Unruhen verursachten Sinken, sich nach Holland flüchtete. Bey der ersten und zweyten Eroberung von Antwerpen, wendeten sich wohl 100,000 Flüchtlinge mit aller ihrer Industrie und Vermögen dahin. Diese Leuthe gewöhnten sich bald an den Arbeitsfleiß und an die Eingezogenheit der Landeseinwohner, und bereicherten sich dadurch in einem Lande, wo alle Lebensbedürfnisse, ausser de-

nen, welche Fischerey und Viehzucht liefern, mangeln. Daher wird man es kaum glaublich finden, daß seit 1586. und 1587. gerade den allerschwierigsten Jahren für den neuen Staat, schon jährlich mehr als achthundert befrachtete Schiffe in seinen Seehafen ab und zusegelten, deren doch nur einer oder zween wohl gelegen sind. Ausserdem hielten sie zu derselben Zeit über hundert Linienschiffe, zum Behuf und Bedeckung dieser Kauffahrtey und Fischerey; neben 24,000. Mann gut besoldeter Landtruppen, mit dem erfoderlichen Artillerie-Train, und was sonst dazu gehört; und dieses alles auf eigene Unkosten, ohne irgend eine fremde Beyhülfe.

Das Volk vermehrte sich unendlich, und der Geist des Prinzen von Oranien lebte immer in demselben fort. Unversöhnlicher Haß gegen die Spanier, Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit, belebte diese zahlreiche und arbeitfleißige Nation. Die Weisen, welche am Staatsruder stuhnden, sahen wohl ein, daß die Politik erfoderte, diesen trefflichen Gemeingeist zu benutzen. Sie pflanzten also die Freyheitsfahne auf, um die Handelschaft von allen Theilen der Welt herbeyzulocken; und dieser Entwurf gieng nach und nach sehr gut von statten. Die Hansee-Städte, die Italiäner und andre Kaufmannschaft treibende Völker, erbost über die Grausamkeit der Spanier, und über ihren schweren Verlust zu Antwerpen und andern Orten, wählten für die Zukunft zu ihrer Niederlage Amsterdam. Ich rede aber hier bloß von dem ersten Aufkeimen des Handels, der in den Jahren 1580. und den nächst folgenden, während der meisten Eroberungen des Prinzen von Parma, schon so beträchtlich war. Denn es wird in der Folge

mehr als einmal Gelegenheit geben, sein Steigen wahrzunehmen, als nämlich zum Behuf der Kaufleuthe die Städte vergrössert werden mußten, die Holländer sich der spanischen und portugiesischen Kolonien bemächtigten, in Indien eine eigene Monarchie gründeten, und sich zu Geschäftstragern aller vier Welttheile machten. Hier ist es hinreichend zu bemerken, daß ihre Handelschaft von da an die beßte Hülfsquelle für sie war, und sie in den Stand setzte, einen so kostbaren Krieg auszuhalten.

Als sich Antwerpen im J. 1585. den Spaniern ergab, hielt man diesen Verlurst für die Vereinigten Provinzen, so wie für alle übrigen, in jeder Betrachtung für unersetzlich. Allein durch einen unvorgesehenen Streich des Schicksals fiel derselbe zum größten Vortheil der erstern aus. Der Pensionar de Witt sagt in seinen Memoiren rund heraus: Der König von Spanien hätte eine grosse Unklugheit bey der Eroberung von Antwerpen begangen, daß er ihr die Schelde nicht öfnete, in der Meynung dadurch diese allzumächtige Stadt zu entkräften; und so bald der König es vernachlässigte, sich der See zu versichern, hätte er dadurch dem Handel, der Fischerey und Schiffarth, die sich noch in Flandern erhalten hatten, den letzten Stoß gegeben. Die Fischerey, setzt er hinzu, fiel gänzlich an Holland, und ein Drittheil der Manufakturen gieng nach England hinüber. In der That verließen viele Kaufleuthe nach der Eroberung von Antwerpen, im Laufe jener zwey Jahre, welche die Kapitulation zum freyen Abzug anberaumte, die Stadt, weil sie den Untergang der Handlung voraussahen. Eben so gieng es in Brüssel, Gent, Ypern, Brügge,

so daß einige tausend Menschen nach Holland auswanderten, und ihren Reichthum, ihre Korrespondenz und Geschicklichkeit mit dahin zogen. So wie also die mit Spanien wieder ausgesöhnten Provinzen an Kräften abnahmen, so zogen die Vereinigten Provinzen ihren Vortheil davon, und gewannen für die Kräfte und Befestigung ihres neuen Staats.

Eine andere Ursache welche die Holländer muthvoll machte, alle spanischen Anträge von' sich abzulehnen, war ihre höchst wahrscheinliche Hoffnung auf den Beystand auswärtiger Mächte. Frankreich konnte ihnen freylich mehr nicht geben als Gunstbezeugungen und gute Worte. England aber unterstützte sie thätig und nachdrücklich. Indessen schlug dieser Beystand selbst beynahe zu ihrem Nachtheil aus, und legte ihnen ein neues Hinderniß in den Weg, welches sie aber ebenfalls glücklich besiegten.

Wie schon gesagt, so übergab die Königin Elisabeth das Kommando ihrer Hülfstruppen dem Grafen von Leyceſter, der zugleich ihr Repräsentant bey der Regierung der Provinzen seyn sollte. Wir haben oben eine dürftige Skitze von seinem Herkommen, seiner Erhöhung und seinem Charakter entworfen. Dieser Mann, in England wegen seines eigenmächtigen Einmischens in mancherley Geschäfte sehr gehaßt, war so zu sagen der erklärte Günstling der Königin, und eitel genug so gar für ihren Liebhaber gelten zu wollen; der sich herausnahm sich mit ihr zu verheurathen, ungeachtet er bereits zwo Frauen hatte; denn ein schlimmer Leumund nannte seine erste Gemahlin als noch lebend, da er schon die zweyte ehlichte. Er war der süsseste Höfling

seiner Zeit, ganz in Wollust und Weichlichkeit versunken. Mit dem glänzendsten Gefolge kam er über Meer, eben als der Prinz von Parma Sluis belagerte. Er wandte alles an, dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, konnte aber nichts ausrichten, und legte sodann den Holländern die Schuld bey, woraus gleich bey seiner Ankunft ein Zerwürfniß mit ihm entstuhnd, das sich von da an immer vergrösserte. Wenn wir schon oben bemerkten, daß er seinen Stolz und seine wohlriechenden Wasser mit nach den Niederlanden brachte, so müssen wir hier noch weiter hinzusetzen, daß er solcher Sächelchen allzugewohnt war, und derselben weder bey der Armee noch bey der Flotte entbehren konnte. Diese Weichlichkeit stuhnd mit den rauhen, bäurischen Sitten der Einwohner in einem solchen Abstand, daß sie ihm lauter Spott und Verachtung zuziehen mußte. Bey allen vorfallenden Staatsgeschäften waren erst ganze Tage erfoderlich, ihm seinen Rang und seine Vorrechte sicherzustellen. Er betrug sich, wie wir schon einmal bemerkt haben, als Vice-König, und überschritt nicht selten seine Gouverneurspflicht, die er, nach ältern Begriffen zu modeln, und, neben den militarischen, auch auf politische und Finanzgeschäfte auszudehnen suchte. Darüber fand er dann starken Widerspruch bey einigen Staatsgliedern, die sich schon groß genug fühlten, mit ihm als Republikaner zu sprechen. Dieß erhitzte die Zwistigkeiten noch mehr, die Holländer führten bittere Klagen über ihn am Hofe zu London; er beschuldigte sie hinwieder der Undankbarkeit. Auch hatte er sich, gleich Don Juan und dem Herzoge von Alençon, beygehen lassen, sich Meister von einigen festen Plätzen

zu machen. Um diesen Entwurf zu vereiteln, wechselte man die Besatzungen ab, bewachte die Thore der Städte desto sorgfältiger, und gab geheime Ordre, ihm den Einzug mit einem gröſſern Gefolge zu versagen, als eine gewisse bestimmte Zahl ausmachen würde. Wirklich erfuhr er in einigen Städten so einen Abschlag. Es kam ein Komplot zum Vorschein, nach welchem die Stadt Leyden ihm ausgeliefert werden sollte; die Urheber desselben wurden zum Tode verurtheilt. Dieses alles geschah' mit mehr Eifer als Klugheit; denn man bedurfte damals des Schutzes der Königin Elisabeth noch sehr; und Leyceſter stuhnd in dem gröſten Kredit bey ihr. Um diese Zeit verbreitete sich auch eine Sage, Leyceſter hätte dem Prinzen von Parma den Vorschlag gethan, sie beyde wollten die niederländischen Provinzen, auf Kosten Spaniens und der neuen Republik unter sich theilen, und sich verbünden, diese Theilung mit aller Gewalt, die sie in Händen hätten, sicher zu stellen. Diese dunkele Sage bestäthigte sich nie, war auch nicht wahrscheinlich; so falsch sie aber war, that sie dem spanischen Prinzen groſſen Schaden. Die Königin von England, der häufigen Klagen endlich müde, zog nähere Kundschaft ein, und erkannte, wiewohl etwas späth, daß sie an dem Grafen von Leyceſter keine gute Wahl getroffen hätte, und derselbe am allerwenigſten für so eine Staatsverwaltung taugte. Sie handelte darum sehr weise, als sie den Grafen ohne weitere Erklärungen zurückrufte, und ohne einen andern an seine Stelle zu setzen, oder sich weiter in die politische Regierung der Holländer zu mischen, denselben ihren Beystand leiſtete wie vorher. Leyceſter gab seine Abdan-

kungs-Akte erst nach seiner Rückkehr in England von sich, und sendete sie durch das Ministerium an die General-Staaten. Seine Feinde hatten seine Abwesenheit benutzt; die Königin empfieng ihn sehr kalt, und sein vermessener Stolz verdarb ihm seine Sache vollends bey ihr; er schrieb an die Stände der Vereinigten Provinzen Briefe, strotzend von Eitelkeit und Schmähungen. Endlich nahm er auch seine Entlassung vom Hofe, und begab sich nach seinen Gütern in Rillingnort, eine der abgelegensten Provinzen vom Hofe, starb aber auf dem Wege ehe er dort ankam, den 14. September 1588. die Einen sagen an einem Fieber, die andern an Gift.

Die Republik bekam nach diesem Sturme einige Ruhe, und richtete nun ihr Aug' auf den Prinzen Moritz, der insgemein der Graf Moritz von Nassau heißt, weil sein älterer Bruder der Prinz von Oranien immerfort in Spanien gefangen saß. Er war jtzt zwanzig Jahre alt, und ließ die vortreflichsten Eigenschaften von sich blicken. Man setzte ihn also wirklich in alle Stellen seines Vaters ein; denn bisher hatte er bloß die Titel derselben. Dieser Prinz brachte bey seinen fortrückenden Jahren die Republik auf den Gipfel der Ehre, und auf denjenigen Punkt, wo man anfieng, sie unter die unabhängigen Mächte Europens zu zählen. Die Tapferkeit und Klugheit dieses Prinzen, von welchem wir in der Folge mehr zu sagen Anlaß haben werden, war ein unerwartetes Glück für den neuen Freystaat, und diente ebenfalls seine Verfassung schon in ihren Anfängen festzugründen.

Zu diesen eben erzählten Hülfsmitteln, welche die Hofnung der Holländer für das Aufkommen ihres

Staats

Staats nährten, gesellte sich noch der ganz zufällige Umstand, daß man nämlich zu bemerken anfieng, wie die Verfolgungen des Feindes sich nach und nach milderten. Der König von Spanien rückte mit seinen lange gebrüteten Projekten hervor, die alle seine Schätze und Kräfte erfoderten. Die spanischen Minister beneideten, verdunkelten und vernachlässigten den Prinzen von Parma in seinen Feldzügen. Dadurch wurden dieselben in Kurzem nicht allein verzögert, sondern der Prinz selbst mitten im Laufe seiner Siege aufgehalten, und das Alles, um ihn von diesem Pfad abzuführen und zu andern Endzwecken zu gebrauchen.

Im J. 1586. verlor Alexander Farnese seinen Vater, den Herzog Oktavius, und einige Monathe nachher die Herzogin Margaretha von Oesterreich, seine Mutter. So wurde er nun Herzog von Parma und Piacenza und stuhnd, nach der Einnahme von Antwerpen und nach der Unterwerfung der neun oder zehn empörten Provinzen, auf dem Gipfel des Ruhmes. Schon lange aber war er am spanischen Hofe ein Gegenstand des Neids, und seine Erhebung und Eroberungen reitzten itzt die Eifersucht so sehr, daß er ihre Wirkung aufs lebhafteste erfahren mußte. Dieser Prinz hatte seine Fortschritte in den Niederlanden eben so viel und mehr noch seiner Güte, seiner Sanftmuth und seinen angenehmen Sitten, als den Waffen, zu danken. Er wußte die Herzen und die Hochachtung des Volks zu gewinnen. Auch wenn er Städte belagerte und bestürmte, handelte er dennoch immer menschlich gegen die Einwohner, bewilligte ihnen gemässigte Kapitulationen, versah sie mit Lebensbedürfnissen, und hielt ihnen

seine Zusagen durchaus. Dieses ruhmwürdige Betragen brachte ihm die größten Vortheile, und brandmarkte die vorige Aufführung der Spanier aufs äusserste in einem Lande, wo das Andenken ihrer Treulosigkeit und Grausamkeit unauslöschlich von einem Geschlechte zum andern sich fortpflanzte.

So wie es dem Prinzen von Parma glückte, aus der Lage der Sachen Vortheil zu ziehen und die Oberhand zu gewinnen, so bedurfte er Verstärkung an Truppen und Geld, und dieß auch da noch, als sein Glück mit vollen Segeln fortlief. Man kennt aus der Geschichte die bewundernswürdigen Fortschritte Hannibals in Italien, wo er die Römer in drey auf einander folgenden Treffen schlug. Nach den Siegen bey Tesin, Trebia, Thrasymene und Canna, sandte er die Nachricht davon mit Siegeszeichen begleitet nach Carthago, wo sein immerwährender Gegner Hannon im Senate beflissen war, seine Handlungen zu tadeln und seine Nachrichten gehässig auszudeuten: „Ich habe die Römer, zwar mit Einbüssung vieler Todten und „Gefangenen, geschlagen; also sendet mir neues Volk. „Ich habe so viele Städte erobert, schöne Provinzen „Euch unterworfen, und grosse Beute gemacht; also „sendet mir Geld"! — „Könnte er anders reden, „wenn er wäre geschlagen worden", sagte Hannon. Aehnliche Aeusserungen erfuhr der Herzog von Parma im Rathe von Spanien; man führte dieselbe Sprache über ihn, und behielt, wie schon oben gesagt ist, alle ihm nöthigen Sendungen zurück, da er eben in der Belagerung von Antwerpen begriffen war.

Die Achtung, welche er ſich in den Niederlanden erworben hatte, und das Zutrauen, welches die meiſten von den Zurückgefallenen in ihn ſetzten, erregte Wünſche und wohl gar eben ſo unbeſonnene Anträge, als man dem Don Juan gemacht hatte: Er möchte nämlich die Eroberungen für ſich ſelbſt behalten; die Niederländiſchen Provinzen wären wohl ſeine Italiäniſchen Beſitzungen werth, wenn er auch dieſelben darüber hintanſetzen müßte. Das war wenigſtens die Sprache des dritten und vierten Theils der Nation; und man wußt' es in Spanien. Das Vorhaben des Grafen von Leyceſter, von welchem vorhin die Rede war, nebſt einigen Sagen, daß die Holländiſche Republik geneigt wäre, das engſte Bündniß mit dem Herzog einzugehn, wenn er nicht mehr ſpaniſcher Statthalter ſondern wirklicher Herr wäre, und eine Menge dergleichen verworrene Träume, gaben dem Neide Gelegenheit, ſein Betragen und alle ſeine Handlungen in ein falſches Licht zu ſtellen. Dennoch, ſagt man, ſtimmte der König von Spanien nicht in dieſe verkehrte Vorſtellungen ein, und ließ ihm ſtets Gerechtigkeit wiederfahren; ſelbſt noch ein oder zwey Jahre nachher, als die Bosheit ſeiner Feinde ſolche Gerüchte von neuem in Umlauf brachte, bey Anlaß des Untergangs der groſſen ſpaniſchen Flotte und der verunglückten Unternehmung gegen England, auf welche wir itzt ſogleich zu reden kommen.

König Philipp II. ſah, daß es ihm auch durch 1588.
einen zwanzig und mehrjährigen Krieg nicht gelungen war, die aufrühriſchen Provinzen unter ſein Szepter zurückzuführen. Auſſert den neuſten Eroberungen des Herzogs von Parma, die ihn zum Theil

1588. viel Blut und Geld gekostet hatten, auch wohl nicht die sichersten seyn durften, so lange ein starker Drittheil dieser Provinzen sich zu einem Freystaat bildete, und dem Anscheine nach sein Unternehmen kräftig durchsetzen würde, hatte er wenig erzielt. Ungeachtet aber dieser Krieg ihn um seine beßten Truppen gebracht, die Schätze Indiens verschlungen, und Spanien erschöpft hatte, so glaubte er nichts desto minder, er habe noch nicht genug gethan, und müßte auf einmal die gesammte Macht seiner Monarchie aufbieten, um die Verschworenen, und alle, welche die Rebellion unterhielten, gänzlich auszureuten.

England hatte sich von dem ersten Augenblick an durch die Unterstützung der Empörung Flanderns, weit anhaltender und nachdrücklicher als andre benachbarte Mächte, ausgezeichnet. Dieß beleidigte den König von Spanien aufs höchste; und nicht weniger haßte er die Königin Elisabeth persönlich. Sie hatten sich nämlich zur Zeit der Königin Maria, in England selbst, kennen gelernt; und Philipp behauptete, ihr in den Verfolgungen ihrer Schwester so viel Beystand geleistet zu haben, daß er sich nachher um ihre Hand bewarb. Auch hetzte ihn der Pabst Sixtus V. aus Eifer für die katholische Glaubenslehre zum Rächer des neuen Schisma auf, zu welchem sich Elisabeth bekannte. Schon Dieß allein wäre hinreichend gewesen, den katholischen König zum Entschlusse zu bringen, England zugrundzurichten. Es kam aber auch noch eine andre Staatsraison hinzu, daß er nämlich von Ferne jene grosse Revolution in Frankreich leitete, welche bald hernach ausbrach. Denn schon seit

geraumer Zeit unterstützte er den Krieg der Ligue mit grossen Unkosten; und er würde die gehofften Vortheile davon leichter gewonnen haben, wenn er nicht mit England und Holland im Streit gelegen hätte. 1583.

Der König arbeitete an beyden Entwürfen zu Einer Zeit; dennoch hieng das Unternehmen gegen Frankreich noch von einigen zufälligen Ereignissen ab, deren glücklichen Erfolg für seinen Plan er noch abwarten mußte, ehe er mit demselben ans Licht tretten konnte. Sein Projekt gegen England soll Philipp, wie Strada sagt, schon im J. 1583. also fünf Jahre vor dem Ausbruche desselben, ins Reine gebracht haben.

Fest entschlossen, diesen Krieg mit allem nur möglichen Nachdrucke zu führen, ließ er, unter mancherley Vorwand, und so geheim als es nur immer möglich war, die gewaltigsten Zurüstungen machen. Der Herzog von Parma erhielt Befehl, dasselbe in den Niederlanden und eben so geheim zu thun. Er war zum obersten Befehlshaber für diesen Krieg bestimmt; und die grosse spanische Flotte sollte sich mit derjenigen vereinigen, die er selbst rüstete, und beyde unter seinen Befehlen auf Einen Zweck wirken.

Die beyden Kronen Spanien und England lagen nunmehr in offenbarem Kriege gegen einander, und ihre Unterthanen übten wechselweise Raub sowohl auf dem Meere als an den Küsten. Der geschickte englische Seefahrer und berühmte Weltumsegler Franz Drake griff die spanischen Kolonien, die Canarischen und Philippinischen Inseln, St. Domingo und andre Besitzungen der Spanier in jenen Meeren an, verwüstete sie und verursachte beträcht-

1588. lichen Schaden. Im folgenden Jahre that er den spanischen Küsten selbst eben so grossen Abbruch, besuchte alle ihre Meerhafen, that öftere Landungen, und verbrannte und plünderte mehrere Plätze; obgleich er eigentlich bey dieser zweyten Seereise bloß zur Absicht hatte, die spanische Flotte, von der schon damals viel Geredes war, zu belauern und ihre Ausrüstungen näher zu beobachten. Auch sah er wirklich, wie unermüdet man sich allerwerts damit beschäftigte. Wirklich war kein Hafen, wo nicht auf Befehl des Königes an neuen Fahrzeugen gearbeitet wurde. Aller Orten wurden Galeeren, Fregatten und andre Schiffe, alle von der größten Art, wie man sie sonst nach Indien brauchte, mit unglaublichem Aufwand von arbeitenden Händen und Geldsummen, entweder ausgebessert oder neu gebaut.

Während dem dieses in Spanien vorgieng rüstete sich der Herzog von Parma ebenfalls mit aller Macht, seinen erhaltenen Aufträgen zufolge, in Flandern. Er sammelte Schiffe, ließ sie umbauen, warb und preßte Schifsvolk. Diese Flandersche Flotte, welche ganz aus inländischen Schiffen bestuhnd, und mit erfahrner See-Mannschaft bemannt war, sollte die ersten Einfälle an den gebirgigten Küsten Englands und an der Mündung der Themse wagen, welche den Flamändern besser bekannt waren, als den Spaniern; auch hatten jene zu einem solchen Unternehmen weit tauglichere Soldaten sowohl als Schiffe.

Unterdessen konnte diese furchtbare Zurüstung, so wie sie an beyden Orten betrieben wurde, nicht lange geheim bleiben; sie machte ein zu grosses und

drohendes Aufsehn; ganz Europa beunruhigte sich 1588.
deßwegen.

Um ihren eigentlichen Endzweck zu verbergen und die Neugierde abzufertigen, wendete man in Spanien und an allen Orten vor, der König wäre entschlossen, dem niederländischen Kriege auf einmal ein Ende zu machen, und den Rest von Rebellen, der noch unter dem Namen der Vereinigten Provinzen das Haupt emporhübe, zu demüthigen. Um dieses Spiel noch geheimer zu halten, bediente man sich sogar neuer Friedens-Anträge. Der Kayser entwarf noch einmal Präliminarien in dieser Absicht; und Steffan Bathori der König von Pohlen, der mit den Holländern in einigen merkantilischen Verbindungen stuhnd, kam zum voraus mit seinen wohlgemeinten Erinnerungen an sie. Ja es gieng noch weiter. Zween Kaufleuthe, der eine von Antwerpen, der andre, der mit jenem in Briefwechsel stuhnd, ein zu London angesessener Genueser, tratten unversehens mit Vergleichungs-Entwürfen zwischen Spanien und England hervor; und bald war allgemein von Friedens- und Handlungs-Verträgen die Rede. So wohl Philipp als Elisabeth schienen geneigt dazu zu seyn. Friederich II. König von Dänemark anerbot dabey ebenfalls seine Dienste, und wollte den Mittler machen; zog sich aber sogleich zurück, als er bemerkte, wie alles von beyden Seiten nur auf ein täuschendes Spiel abgesehen war. Dennoch giengen fernere Unterhandlungen vor. Der Herzog von Parma ernannte Bevollmächtigte von Seite seines Königes, England ebenfalls; und man wechselte Briefe. Mylord Darby begab sich mit noch drey oder vier andern Personen nach

1588. Ostende. Die ersten Unterredungen wurden unter Zelten gehalten, welche der Herzog von Parma zu dem Ende in den Dünen zwischen Ostende und Nieuport aufschlagen ließ, und wo man die Engländer sehr kostbar bewirthete. Hier wurde sehr viel von Frieden und Waffenstillstand gesprochen, und die kleine Stadt Bourburg, nahe bey Graveline und Calais, zur Conferenz-Stätte bestimmt.

Hier giebt uns Strada, nach seiner Gewohnheit, eine weitläufige Erzählung von den dasigen Verhandlungen, und Auszüge von Briefen, die er aus dem Parmesanischen Archiv erhalten; macht unabsehliche Schlußfolgen, und führt die Reden an, welche darüber in London und anderwerts gehalten wurden. Er stuhnd, wie es scheint, in der festen Beredung, Elisabeth hätte die drohenden Zurüstungen Philipps gefürchtet, und von Seite ihrer eigenen Unterthanen gebundene Hände gehabt; und dieses, nebst einigen andern Ursachen, die er mehr nur muthmaaßt, wäre der Grund gewesen, warum sie das Ungewitter so dringend zu beschwören suchte. Auch bin ich selbst geneigt zu glauben, die Engländer mögten den Frieden dem Kriege vorgezogen haben, wenn sie ihre Rechnung dabey hätten finden mögen; sie waren aber nicht so kurzsichtig, daß sie nicht wußten, was anderwerts vorgieng. In der Folge zeigte es sich, daß sowohl die eine als die andre Macht nur Zeit gewinnen wollte. Spanien, um seine Zurüstungen zu vollenden; England, um die beßte Jahrszeit unthätig hingehen zu machen, die Drohungen auf ein anderes Jahr hinauszuschieben, und sich desto besser in Vertheidigungsstand setzen zu können.

Wie betrüglich übrigens diese Unterhandlung geführt 1588.
wurde, läßt sich daraus abnehmen, daß der König von Spanien, gerade zu der Zeit, als es den beßten Anschein zum Frieden hatte, die Ausrüstung seiner Flotte Tag und Nacht betrieb; die italiänischen und andre Truppen, mit welchen sie bemannt werden sollte, wirklich anmarschieren ließ, und daß seine Emissarien, Spionen und Pensionisten, welche in England, Schotland oder Irrland eine Revolution anzetteln sollten, die Britannischen Inseln in demselben Zeitpunkte mehr als je überschwemmten.

Auf der andern Seite war die Königin von England des festen Sinnes, die Vereinigten Provinzen nicht zu verlassen; und sie benahm sowohl den Spaniern, welche das allzuleicht von ihr zu erhalten hofften, als den Holländern selbst, welche auf ihrer Seite es befürchteten, alle Zweifel darüber, indem ihr Admiral Drake auch zu derselben Zeit mit seinen Verwüstungen und Plünderungen an den spanischen Küsten fortfuhr.

Nach drey bis vier Monathen zweckloser Unterhandlungen wurde der Kongreß von Bourburg eben so schnell aufgehoben als man das Geschäft unternommen hatte; und itzt waren die Partheyen noch mehr gegen einander erbittert, als vorher.

Dieß ist das Hauptsächlichste von den Hergangenheiten der Jahre 1586. und 1587. Ich habe die Einnahme von Zütphen und einiger andrer Orte mit Stillschweigen übergangen; denn diese Städte waren bald in der, bald wieder in einer andern Hand; und der Krieg zu Land stuhnd gewissermaaßen stille, oder wurde wenigstens nur sehr langsam geführt, weil das Augenmerk allgemein auf das gerichtet war, was zur See vorgehen würde.

1583. Der Herzog von Parma zumal war ganz damit beschäftigt, betrieb seine Rolle aufs Emsigste, und konnte dennoch in der von den Spaniern bestimmten Zeit nicht damit fertig werden. Denn itzt rechtfertigte sich der obenangeregte Tadel des Pensionär de Witte, der es Spanien zum groben Fehler anrechnet, daß es bey der Eroberung von Antwerpen die Schelde nicht öffnen ließ, wodurch es dann die Handelschaft der Spanischen Niederlande zu Grunde richtete, und nunmehr schon den größten Nachtheil davon erfuhr. Denn itzt lag eine ziemliche Menge von Transportschiffen und andern kleinen Fahrzeugen, die man im Lande zusammengerafft hatte, vor Antwerpen und auf der untern Schelde bey einander. Als sie nun mit Provision beladen oder zu andern Endzwecken ins Meer auslaufen sollten, fand sich die Mündung verschlossen; denn die Schanzen Lillo, Liefkenshoek, Callo und andre, die man in den Händen der Seeländer gelassen hatte, verhinderten die Gemeinschaft mit der offenen See durchaus. Dieser ganze Zug mußte also erst den Fluß hinangebracht, und in andre nebenliegende Flüße, Canäle, und Wasserleitungen, die mit der Schelde zusammenfliessen, hinübergeleitet werden. Zu dem Ende mußte man mehrere derselben erweitern und räumen, und neue Einschnitte und Verbindungen von einem Canal zum andern ausgraben, um die Menge Schiffe zum Lande hinauszubringen, und einen Auslauf für dieselben zu erhalten. Und weil die Sache nunmehr Eile hatte, so erfoderte dieß Werk eine Menge Arbeiter und eine ungeheure Summe Geldes. In der That ist es seltsam, daß man noch dieser Erfahrung bedurf-

te, und erst so spath auf Auswege für einen Fall 1588.
dachte, der doch wohl nicht unter die unabsehbaren gehörte. Wir werden in der Folge noch von einem Hinderniſſe zu reden haben, welches bald ganz unüberwindlich wurde. Kaum brach itzt das Frühjahr von 1588. an, als ganz Spanien in Bewegung kam. In allen Meerhafen ſetzte man Schiffe auf die See, und befrachtete ſie; und zu Lande wurde Kriegs- und Speiſe-Vorrath herbeygeführt. Zu den letzten Zurüſtungen preßte man auſſerordentlicher Weiſe die Arbeiter.

Dieſe Unternehmung lag dem Könige unglaublich am Herzen, und jedermann beeiferte ſich, ihm dabey gefällig zu ſeyn. Gleich bey der erſten Vorbereitung darauf hatte Philipp ſeine furchtbare Schiffs-Armee dem Don Alvaro von Bazan, Marquis von St. Croix übergeben; derſelbe ſtarb aber während der Zurüſtungen, und man ſchreibt ſeinen Tod einigen harten Worten zu, mit denen ihn der König anfuhr, als das ungeheure Werk nicht ſo ſchnell fortginng, als er es erwartete. Alsdann erhielt Don Alphons Perez von Gusman, Herzog von Medina Sidonia die Befehlshaberſtelle. Nach dem allgemeinen Urtheil aber erſetzte er ſeinen Vorgänger weder an Kenntniſſen noch an Genie; indeſſen war es ein Mann vom höchſten Rang und Reichthum, und als ſolcher rüſtete er ſich dann wirklich zu dieſer Reiſe wie auf eine Geſandtſchaft mit dem prachtvollſten Gepäck und Gefolge.

Was die Zahl dieſer Flotte betrift, ſo ſind die Schriftſteller darüber nicht einig, und iſt es wohl eine Hyperbole, wenn man ſagt, daß ſie aus tauſend Segeln beſtanden habe. Da man ſeit den zerſchla-

1588. genen Konferenzen mit England kein Geheimniß mehr aus ihrer Bestimmung machte, so trieben die Spanier itzt so viel Prahlerey damit, und streuten Listen von jedem Geschwader, das in jedem Hafen stühnde, ins Publikum, daß die Totalsumme allen Mächten Furcht einjagte. Man nannte diese Flotte schon zum voraus in Spanien die Unüberwindliche. Ein alter Astrologe hatte das J. 1588. als das Stufenjahr der Welt bezeichnet; man hielt es darum für wahrscheinlich, daß diese Flotte sie unterstützen würde.

Nach der wahrscheinlichsten Berechnung aber bestuhnd dieselbe aus 138. Linienschiffen, oder vielmehr aus solchen, die, um ihrer ungeheuern Grösse willen, alles, was man sich sonst unter Linienschiffen denkt, weit überstiegen. Dabey waren 60. eben so monströse Galeonen, welche ordentlich schwimmenden Schlössern und Festungen ähnlich sahen. Dieselben waren so dicht gebaut, daß sie ihren Kanonenschuß aushielten; und wirklich fand man nachgehends eine Menge Kugeln in ihren Wänden stecken, die nicht durchschlagen mochten.

Der große Admiral-Galeon, auf welchem der Herzog von Medina Sidonia kommandierte, stellte gewissermaassen eine Stadt, mit einem citadellartigen Thurm in der Mitte, vor; und auf demselben waren ausser dem Herzog und seinem zahlreichen Gefolge 1200. Mann Soldaten an Bord.

Die Galeassen, in allen ihren Verhältnissen um einen Drittheil gröſſer als die größten Galeeren, hatten dreyhundert Ruderer. Dieß war die Art von Schiffen, welche in der Schlacht von Lepanto auf Seite der Venetianer Wunder thaten; daher man

einige derselben von ihnen kaufte, um nach ihrem Mu- 1588.
ster mehrere zu erbauen. Man sieht solche in dem Arsenal zu Venedig, und sie werden so wie die Galeeren häufig in dem Archipelagus und Mittelländischen Meere gebraucht; auf dem neuen bisdahin unbekannten Meere aber bediente man sich ihrer seit dieser Zeit nicht mehr; denn da die meisten dieser Fahrzeuge in der Expedition von 1588. zu Grunde giengen, so sah man ein, daß der Ozean sie nicht vertrüge.

Alle Masten, Bäume, Stangen u. s. f. hatte man auf diesen gigantischen Schiffgebäuden mit Seilwerk umflochten, und nichts vergessen sie unverletzlich zu machen, wobey man jedoch mehr nach theoretischen, als aber durch Erfahrung erprobten Grundsätzen zu Werk gegangen war. Alle andern Schiffe, woraus die Flotte bestuhnd, waren Kriegsschiffe von verschiedenem Range, gewöhnlich Galeeren, Pattachen und andre, welche man heut zu Tage wieder anders benennt, alle entweder ganz neu, oder doch in sehr guten Stand gestellt.

Beym Auslaufen dieser Flotte begab sich eine grosse Menge sowohl Spanier als Fremder, theils zum freywilligen Dienste auf derselben, theils als Zuschauer an ihr Bord. Die Vornehmsten darunter waren der Herzog von Pastrana, Sohn des Prinzen von Eboli von welchem seiner Zeit Rede war, den aber andre für einen Sohn des Königes hielten; die Prinzen von Ascoli, Terrenova, Vespasian Gonzaga, der Marquis von Pennafiel, und überhaupt eine große Anzahl hohen und niedern Adels. Von auswärtigen waren der Marggraf von Burgau, Amadeus von Savoyen, und Don Jo-

1588. hann von Medicis, die Bastarde dieser Häuser; sogar ein junger Marokkanischer Prinz fand sich da ein.

Achtzehntausend Mann der besten Truppen wurden darauf eingeschiffet, samt ihren Generalen, Offizieren, Kaplanen, Priestern und einer Menge Mönchen; ausser den sechstausend Mann eigentliches Schiffsvolk. Man zählte also, die Bedienung und das Gefolge miteingerechnet, über die 30,000. Menschen. Speisevorrath hatte man auf sechs Monathe mitgenommen. Die Kanonen von Erz waren 1600. ausser den eisernen, und allem andern Kriegsgeräthe, im höchsten Ueberfluß. Auch Pferde und Maulthiere fand man da.

Diese See-Armade nun bedrohte England, die Vereinigten Provinzen, und vielleicht noch andre Staaten, und setzte ganz Europa in Erstaunen. Man wußte kein Beyspiel von einer so furchtbaren Flotte, ausser der, mit welcher einst Xerxes gegen die Griechen im Archipelagus erschien. An Menge und Schwere der Schiffe aber hatte der Ozean eine solche Last noch nie getragen.

Auf die wiederhohlten, dringenden Befehle des Königes gieng sie endlich den 29. May 1588. von dem Hafen von Lissabon aus, und nahm ihren Lauf an den Küsten von Gallizien über Corruna hin, wo eine andre aus der ganzen Seemacht dieser Gegend bestehende Eskadre zu ihr stossen sollte. Ehe sie aber hier ankam, erlitt sie vor dem Cap Finisterrä einen gewaltigen Sturm, so daß die portugiesischen Galeassen mächtig litten, zwey bis drey derselben sogar zu Grund giengen, und die übrigen in sehr übelm Zustande wieder zum Vorschein kamen; auch

die Galeonen hätten Schaden genommen, und mehrere andre Fahrzeuge waren verloren. Der Sturm hatte die ganze Flotte auseinander getrieben, und die Sage gieng schon, sie wäre ganz zerstreut. Es sammelte sich aber wieder eine ziemliche Anzahl von den Küsten, an welche sie verschlagen wurden; und alle ankerten itzt im Hafen von Corruna, wo man sie ausbesserte. 1588.

Dieser Sturm gleich beym Ausfahren der Flotte, hatte das Ansehen von einer höchst schlimmen Vorbedeutung, und gab den Feinden noch einen Monath oder zween Zeit, sich desto besser in Vertheidigungsstand zu setzen.

Die Königin schlummerte zwar weder bey den ersten Nachrichten von dieser Rüstung, noch ehe sie etwas von ihrer Bestimmung wissen konnte, noch während der Konferenzen zu Bourburg, und hatte wirklich schon einige Maaßregeln darnach genommen; gegen Ende des Monaths May aber gab ihr der König von Frankreich in Geheim gewisse Nachricht, daß diese fürchterlichen Anstalten gegen sie und ihre Königreiche gerichtet wäre. Sie wußte, daß ihre Staaten durch Emissarien, Spionen und eine Menge Fremder, die sich für Kaufleuthe ausgaben, angesteckt wären; daß Papst Sixt V. donnernde Bullen gegen sie geschmiedet hätte, in welcher er sie eine Bastardin, Kezerin, und Abtrünnige von ihren eigenen Reichen erklärt, und daß die Flotte diese Bullen mit sich führte; daß also die Spanier dieselben vollziehen sollten, und es auch mit ihrem gewohnten Fanatismus zu thun versuchen würden. In der Besorgniß einer innern Revolution nun, sicherte sie sich vor den Non-Conformisten dadurch, daß sie

1588. einige derselben in die entferntesten Provinzen versandte, oder sonst nach Landes Weise unter Caution stellte. Sie ließ ihre Landmacht ergänzen und beträchtlich vermehren; an den Küsten fliegende Truppen lagern, und die Hauptarmee nach Greenwich und die Mündung der Themse verlegen; und sie selbst hielt Revüe dieser Armee unweit London, in grosser Pracht, als Amazone gekleidet.

Für die Seemacht brachte man etwas über hundert Schiffe von verschiedenem Rang, alles fürtreffliche Segler und in dem beßten Stande zusammen. Eine Eskadre unter dem Admiral Seymour kreuzte vor dem Flusse. Der Kern der Flotte versammelte sich in dem Hafen zu Plymouth, unter dem Kommando der Admirale Howard und Drake; und nach spanischem Beyspiel schiften sich viele Lords und andrer junger Adel mit derselben ein.

Auf das Ansuchen der Königin rafften die Holländer ihre äusserstem Kräfte zusammen, und leisteten ihr in der Folge ausgezeichnete Dienste. Sie brachten bis auf 90. Segel von allen Größen auf, unter denen mehrere Kauffahrtey-Schiffe itzt zum Kriege ausgerüstet wurden. Eine kleine auserlesene Flotte von 35. Schiffen, unter dem Kommando Justins von Nassau, eines Bastards des verstorbenen Prinzen von Oranien, kreuzte vor Dünkirchen.

Mit solchen Vorbereitungen erwarteten die Engländer die spanische Flotte, festen Entschlusses sich zu vertheidigen, und ihr Arbeit genug zu machen.

Noch ehe Philipp II. diese grosse Expedition unternahm, hatte er alle Maaßregeln zu ihrem unfehlbaren Erfolge genommen. Er versuchte Frankreich in sein Interesse zu ziehen, oder wenigstens dieser

Krone

Krone allen Verdacht zu benehmen. Daſſelbe that 1588.
er gegen Jakob VI. in Schotland und ſeinen Rath; und dort gelang es ihm vermittelſt Geld und Verſprechungen beſſer. Die Königin von England aber kannte den König und das Schotländiſche Miniſterium zu wohl, als daß ſie dies verlegen machen konnte. Sie wußte, daß man dort nichts ohne ihre Einwilligung thun würde; den König ſelbſt feſſelte die Hoffnung, einſt ihr Nachfolger zu werden.

Schotland war damals in einer bedauernswürdigen Lage, und durchaus ohnmächtig irgend jemand dem Beyſtand zu leiſten. Mehr als zwanzig Jahre der ſchrecklichſten Unruhen hatten dieſes Königreich verwüſtet, ſeine religioſe und politiſche Verfaſſung vernichtet. Die unglückliche Königin Maria wurde als achttägiges Kind nach dem Tode ihres Vaters Jakobs V. auf den Thron erhoben; eine Regentſchaft verdrängte die andre, jede gleich nachtheilig für das Reich. So war es auch die Regierung der Maria ſelbſt, ihre dreyfache Heurath, ihre häuslichen Zwiſte, und der Ehrgeiz des Grafen Murray, ihres unehelichen Bruders, welcher itzt ebenfalls die Regentſchaft bekleidete, die er dadurch zu verlängern ſuchte, daß er die Königin von ihren eigenen Unterthanen vertreiben und gefangen nehmen ließ. Endlich brachte die ruchloſe Wuth der Calviniſten, die innerlichen Kriege, die Giftmiſchereyen, Meuchelmord und Verrätherey, dieß elende Reich auf den höchſten Grad des Unglücks. Maria entrann aus dem Gefängniß und flüchtete ſich nach England, wo Nationalhaß, Eiferſucht, die neu entſtandenen Unruhen über ihre Flucht, falſche Staats-Intereſſen und ſchwarze Intriguen ſie achtzehn Jah-

1588. re lang von einem Gefängniß ins andre warfen, bis sie ihr Leben mit der schauerlichsten Katastrophe endigte, und sie auf dem Schlosse Fodringhey den 18. Febr. 1587. enthauptet wurde. Diese Begebenheit, wie man sie auch immer wenden will, bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck in der sonst so glorreichen Regierung der Königin Elisabeth. Die Geschichte Schotlands von dieser Zeit ist übrigens äusserst merkwürdig und sonderbar; viele Geschichtschreiber haben dieselbe bearbeitet, jeder nach seiner Art. Das Gründlichste und Unpartheyischste darüber scheinen mir die Memoiren von Jakob Melvill zu seyn; denn er selbst war ein Schotländer und Sohn des Marschalls Keith; er wurde zu vielen Geschäften und Gesandtschaften zwischen Frankreich und England gebraucht, und war Staats-Sekretär und Minister zur Zeit jener mannigfaltigen schrecklichen Auftritte. Gegen Ende seines Lebens begab er sich in die Einsamkeit, und schrieb jene Denkwürdigkeiten für seine Kinder nieder. Dieselben sind zwar, besonders für den auswärtigen Leser etwas dunkel, dagegen aber sehr gedrängt, und mit viel Bescheidenheit geschrieben. Da inzwischen die Geschichte von Schotland, so merkwürdig sie sonst immer ist, mit den Unruhen der Niederlande nur in sehr geringer Verbindung steht, so wollt' ich hier bloß eine Skize von der damaligen Lage König Jakobs VI. geben.

Dieser Prinz wurde, während der Empörung des Reichs gegen seine Mutter, welche eben damals verfolgt und ins Gefängniß geworfen wurde, zum König ausgerufen, als er erst ein Jahr alt war. Er kam aus einer Vormundschaft in die andre, und wur-

de von Leuthen gelenkt, welche England ergeben 1588.
waren; man begreifts also leicht, welchen Vortheil der König von Spanien sich von einem Bündnisse mit Schotland versprach. Ein oder zwey Jahre vorher hatte die Königin, seine Mutter, noch eine ihr getreue Parthey in Schotland; mit ihrem Tode aber war sie ganz erloschen; und der König selbst, so viel er auch auf Rache wegen des Tods seiner Mutter denken mochte, und so sehr ihn die Spanier dazu aufhezten, mußte dieselbe in sich unterdrücken, weil er die Absicht hatte der Königin Elisabeth auf dem Englischen Throne zu folgen. Also war die Vorsicht, welche Spanien von dieser Seite nahm, zwecklos, ungeachtet es noch so viel Geld darauf verwendete; und die Engländer, wie schon bemerkt ist, würdigten Philipps dießfällige Schritte nur keiner Aufmerksamkeit, und entkräfteten alle mit geringer Mühe.

Doch, wir kommen wieder auf die große spanische Flotte zurück. Nach ihrer gewaltigen Zerrüttung durch jenen Sturm, lag sie im Hafen von Corruna, um dort ausgebessert zu werden; und schon gieng ein Gerücht, daß die ganze Expedition auf das künftige Jahr würde verschoben werden. Allein der König gab die gemessensten Befehle, daß sie aufs neue in Bewegung gesetzt werden sollte; und so stach sie den 21. Julius 1588. wieder in die offene See. Sie richtet ihren Zug gegen England, und läuft mit vollen Segeln in die unter dem Namen der Mancha bekannten Meerenge ein. Beynahe wäre von ihr die englische Flotte in dem Hafen von Plymouth überrascht worden, wo sie sich ganz ruhig hielt, und dem allgemeinen Gerücht zufolge nicht

1588. erwarten durfte, den Feind sobald unter Augen zu bekommen.

Der Admiral Howard erhielt von den französischen Küsten her, die erste Nachricht von ihrem Anmarsche. Nun lag ihm alles daran, die offene See zu gewinnen, und es gelang ihm, mit unbeschreiblicher Mühe, wenigstens, gleich den andern Tag in der Frühe, mit sechs Schiffen auf Rekognoscierung auszulaufen. Er traf bald auf die spanische Flotte; sie bedeckte das ganze Meer, und steuerte in gerader Linie auf Plymouth zu.

Beym Anblicke der Insel Wight machten die Spanier halte, um die Königliche Ordre zu eröffnen, und grossen Kriegsrath zu halten. Die Königlichen Befehle giengen dahin: Man sollte in die Meerenge bis zwischen Calais und Dünkirchen vorrücken, und sich da vertheidigungsweise verhalten, bis der Herzog von Parma mit der flamändischen Flotte zu der ihrigen stiesse. Mehrere der vornehmsten Offiziere und erfahrene Seeleuthe kamen also mit ihrem Plane zu kurz, nach welchem sie gerne die englische Flotte zu Plymouth selbst angegriffen, in Brand gesteckt oder zerstreut, eine Landung gemacht und die Stadt eingenommen hätten: Hätte das eine oder andre ihnen auch fehlschlagen sollen, so war doch abzusehen, daß ein solcher Angriff die ganze englische Macht auf diese Seite lenken müßte, womit es alsdann dem Herzog von Parma leichter geworden wäre, anderstwo eine Landung zu thun. Wirklich bewiesen sie, wie treflich die Gelegenheit zu einem solchen Streiche sich darbiete, und beklagten sich daher ungemein über die allzugemessenen und einschränkenden Befehle des Königes, die weder der Klug-

heit so vieler erfahrener Männer, noch dem Zufall die geringste Spielung liessen, da doch besonders ein Seekrieg von hunderterley Abwechselungen des Windes und andern Zufällen abhiengen, welche unmöglich voraus berechnet werden könnten. 1588.

Diese Vorschläge waren so wohl überlegt, und hatten so viel Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges für sich, daß die Spanier selbst jene Königliche Ordre eines handgreiflichen Fehlers beschuldigten. Der Herzog von Sidonia aber blieb derselben unerbittlich getreu, hatte eine grosse Mehrheit der Stimmen auf seiner Seite, und führte also die Flotte auf die vorgeschriebene Höhe. Sie segelte in zunehmender Schlachtordnung, und so dicht geschlossen als möglich, gegen Dünkirchen an. Die Engländer eilten, so viel sie mochten, den Hafen von Plymouth zu verlassen, und hielten sich an der Rhede in Bereitschaft zum Gefechte; konnten sich aber keine Vorstellung von dem eigentlichen Vorhaben der Spanier machen, welche itzt vor ihren Augen tiefer in den Canal vorrückten.

Die spanische Flotte schifte nun Calais vorüber, schloß sich, ehe sie Dünkirchen erreichte, noch enger ineinander, und warf die Anker aus. Der Herzog von Medina Sidonia gab seine Signale, und hatte, schon als er bey der Insel Wight anlangte, den Herzog von Parma durch Boten über Land benachrichtigen lassen. So ließ er an denselben auch itzt einmal über das andre Mahnungen abgehen, ihn zur Ausfarth aufzufodern; allein der Herzog befand sich in der größten Verlegenheit.

Wir haben nämlich schon oben bemerkt, mit welcher Mühe und Unkosten er die flachen Schiffe und

1588. andre dergleichen Fahrzeuge, die er im Lande aufgefunden hatte, die Schelde, deren Oefnung man aus der Acht gelassen, hinanbringen mußte; und es war noch Glück genug für ihn, daß jene Schiffe nur von der kleinern Art waren. Dennoch mußte er mehrere kleine Flüße, als die Sive, die Moere, Yperlee und andre, hie und da, und besonders wo sie zusammenstieffen, erweitern. Nachdem sie nun endlich nach vielen überstandenen Schwierigkeiten an den Ort ihrer Bestimmung gebracht waren, so stuhnden sie theils bey Sluis, theils bey Nieuport und an andern Orten mehr in Bereitschaft, auf der See sich zu vereinigen. Die eigentliche Flotte, welche aus ungefähr 30. Kriegsschiffen bestuhnd, lag zu Dünkirchen, und wartete auf die Verstärkung welche sie noch aus allen Ecken her erhalten sollte. Und hier führten nun die Holländer in Verbindung mit den Engländern einen bewundernswürdigen Streich aus.

Justin von Nassau legte sich mit seiner Eskadre von 35. Schiffen vor Dünkirchen hin, und die übrigen nunmehr kriegerisch ausgerüsteten Kauffahrtey-Schiffe, samt allen andern holländischen Fahrzeugen an der Zahl 90. pflanzten sich vor den Seehafen und allen Ausfuhrten so gut hin, daß sie von Lillo an, längs den flanderschen und seeländischen Küsten, bis an die entgegengesetzte Seite über Dünkirchen weg, einen ordentlichen Blokierungs-Cordon zogen, und also nirgends keine Schalnppe auslaufen konnte, ohne Gefahr in den Grund gebohrt zu werden.

Schon hatte der Herzog von Parma dem Grafen von Mansfeld das Gouvernement für die Zwi-

schenzeit aufgetragen, in welcher er gesonnen war, 1588.
selbst das Kommando über die Flotte auf sich zu nehmen. Er gieng also über Brügge nach Dünkirchen ab, und fand zwar sein Admiralschiff, so wie die ganze übrige Flotte, in Bereitschaft; allein in dem Meerhafen belagert und eingeschlossen. Der feindliche Cordon verstärkte sich noch täglich, und keine Barke war im Stand auszulaufen. Indessen lag die grosse spanische Flotte im Canal vor Anker, ohne sich weder den englischen noch flanderschen Küsten nähern zu können; und zwar dieses wegen den unter dem Wasser liegenden Fels-Klippen, Untiefen und Sandbänken, wohin sich die grossen Schiffe keineswegs wagen durften. Unterdessen nun auf dem Lande alles voll Schrecken und Unruhe war, und noch die letzten Vorkehrungen mangelten, blieb die erwähnte Flotte ganz unthätig an ihrer Stelle liegen und erwartete die Ankunft der flanderschen zu ihr, samt den Vorräthen, welche diese ihr zuführen sollte. Die Galeonen und Galeassen konnten blos vertheidigungsweise wirken, und waren so viele beynahe unbewegliche Kolossen in diesem Meere, das nicht zu den ruhigsten gehört. Auch mangelte es den Spaniern nicht an Gelegenheit, sich in der Vertheidigungskunst fleißig zu üben; denn seit dem 30. Julius bis auf den 12. August vergieng kein Tag und keine Nacht, wo sie nicht von den Engländern beunruhigt wurden. Diese waren nämlich weit geübter, hatten leichtere, lenksamere, fürtreflich segelnde Schiffe, wußten von allem Winde Vortheil zu ziehen; und, ohne an die spanische Flotte selbst zu gerathen, beschädigten sie dieselbe durch ihre Kanonen, die sie in vollen Ladungen auf sie losbrennten, mit ungemeiner Geschicklichkeit und Behendigkeit.

1588. Die englische Eskadre an der Rhede zu Plymouth, sah nicht so bald jene ungeheure Flotte ruhig neben ihr vorübersegeln, als sie anfieng ihr nachzusetzen und sie von allen Seiten anzufallen; und so bald sich ein Fahrzeug nur im geringsten von der Flotte entfernte, wurde es sogleich umzingelt, und von Kanonenschüssen zerlöchert. Die Galeassen und Galeeren hatten zwar etwas mehr Fertigkeit von der Menge ihrer Ruder; die Engländer schossen aber mit zusammengeketteten Kugeln nach diesen, um sie an den Rudern und Stricken desto mehr zu beschädigen. Es war eine so furchtbare, anhaltende Kanonade, daß alle Küsten und Inseln bis weit in Frankreich hienin dadurch beunruhigt wurden. Während dem der Herzog von Parma, von Brügge, an den Dünen hin, nach Dünkirchen reiste, ja noch zu Dünkirchen selbst, durfte er eben nicht fragen, ob die Flotten schon aneinander gekommen wären; er war aber ganz ausser Stande seine Ordre zu vollziehen, oder einige Hülfe zu leisten.

Itzt nun zeigte sich erst, worin die Hauptabsicht des Königes von Spanien bestanden hatte. Der Herzog von Parma hätte nämlich auf dem Flusse vorangehn, und, immer im Rücken durch die furchtbare spanische Flotte bedeckt, Landungen wagen, sodann auf diese Art wirklich bis nach London vordringen, und sich dieser ungeheuer grossen, mächtigen, volkreichen Hauptstadt, des Mittelpunkts und Schatzes von ganz England, welche dabey von aller Besatzung entblößt war, bemeistern sollen. Itzt befand sich der Herzog von Medina Sidonia mit alle seinen Instruktionen und Ordern ganz in seinem Plane verrückt, und in der größten Verlegenheit;

nicht allein weil der Herzog von Parma nicht zu 1588.
ihm stossen konnte, sondern weil ihm selbst das ganze Unternehmen gleichsam fehlschlug, ehe er noch zu dessen Ausführung schritt. Schon fiengen seine Vorräthe an zu schwinden, und für seine beschädigten, täglich den mächtigsten Angriffen ausgesetzten, des Ausbesserns höchst benöthigten Schiffe wußte er ganz keinen Zufluchtsort. Schon ehe er auf die Station kam, wo er sich vor Anker legte, hatte er drey oder vier seiner ansehnlichsten Schiffe verloren.

Vom 31. Julius an hörte das Seegefecht nicht mehr auf. Eine seiner Galeassen war so übel zugerichtet, daß sie nicht mehr nachkommen mochte, und den dritten Tag hernach dem Feind zur Beute wurde. Der grosse Galeon von Sevilla, unter Kommando Don Pedro Valdez — den man lange für denselben hielt der im Jahr 1574. Leyden belagert hatte, aber nur ein Anverwandter von jenem war — verlor seine Masten, und mußte sich den Tag nachher an den Admiral Drake ergeben. Auf denselben Tag, nämlich den 1. August, gerieth der Vice-Admiral d'Ocquendo in Flammen, und die Engländer bemächtigten sich des halb verbrannten Schiffes.

Den 2. 3. 4. und 6. August fielen ähnliche Gefechte vor. Lord Seymour vernahm, wie die feindlichen Flotten so wohl die spanische als die flamderische so viel Arbeit hätten, so daß wenig von denselben zu besorgen stühnde; er rückte also mit seiner Eskadre von zwanzig Schiffen aus der Themse hervor, und kam, den Admiral Howard und die Blokkade von Dünkirchen zu verstärken.

1588. Den 7. August fielen die Engländer die spanische Flotte mit Brandern an; denn jener berühmte Friederich Gennibelli, von welchem oben bey der Belagerung von Antwerpen die Rede war, stuhnd jtzt in Diensten der Königin von England. Er füllte acht Fregatten, oder wie man sie heissen will, die am meisten gelitten hatten, mit brennbaren Materialien an, und ließ sie Nachts zwey Uhr mit einem günstigen Winde und Fluth lichterloh brennend gegen die Flotte anlaufen. Die Spanier sahen das nicht sobald, als sie sich der ehemaligen sogenannten Höllen-Maschinen erinnerten, diese nun für ähnliche Werke hielten, und die ganze Armee mit dem Geschrey: Antwerper-Feuer! Antwerper-Feuer! in solche Bestürzungen setzten, daß die meisten Schiffe ihre Ankerthaue abhieben, und auseinander fuhren, um diesen schrecklichen Brandern auszuweichen.

Den 8. fiel ein ähnliches Seegefecht bey Gravelines vor. Die Unordnung, welche das Entsetzen vor den Brandschiffen sowohl als die Ströme und Winde anrichteten, machte, daß sich die Flotte auf den Ankern nicht ferner sicher glaubte; und so verlor sie dann ihren Standpunkt. Eine der größten Galeassen scheiterte bey Calais; das Schifsvolk rettete sich zwar, die Ladung aber fiel den Engländern in die Hände. Dieses Gefecht war so heftig, daß zwey bis drey Schiffe in der Nacht versanken. Die beyden grossen portugiesischen Galeonen waren entmastet; die eine fiel den Holländern in die Hände, die andre überließ man ihrem Schicksal; ihre Mannschaft flüchtete sich auf die Dünen von Blankenberg und Ostende.

Alle dieſe Gefechte waren ohne Handgemeng; die 1588.
Artillerie that alles dabey, und kaum war ein Schiff unbeſchädigt davon gekommen. Indeſſen hatten auch die Engländer von dem ſpaniſchen Geſchütze gelitten, ziemlich Volk und einige Schiffe verloren; ihr Verluſt aber kam mit dem des Feindes in keine Vergleichung, indem ſie weder einen Officier noch ein beträchtliches Fahrzeug eingebüßt.

Die ſpaniſche Flotte war itzt, unter immerwährendem Gefechte, Dünkirchen bereits vorbey paſſiert; und wenn der Herzog von Parma nun auch wirklich hätte auslaufen können, ſo war es itzt ſchon zu ſpäth. Er glaubte die Spanier würden wiederkommen, und ließ daher Anker und anderes Takelwerk verfertigen, um ſie alsdann damit zu verſehen. Allein ſie waren auf einer wirklichen Flucht begriffen, auf welcher die Engländer ſie bis zum 12. Auguſt verfolgten, wo dieſe dann ſelbſt nöthig hatten, ſich auszubeſſern, und darum in ihre Meerports eingelaufen waren.

Nach dieſem Mißgeſchicke hielt der Herzog von Sidonia wieder Rath, und es wurde beſchloſſen, durch das Nordmeer nach Spanien zurückzukehren, weil man die Engländer im Rüken hatte, welche nun von dem Canal gänzlich Meiſter waren. Seine übelzugerichtete Flotte bemächtigte ſich noch einer ſeeländiſchen Barke, nahm ihre Mannſchaft zu Steuermännern mit, und wagte ſich ſo auf jenes weite Meer, den groſſen Umweg um die drey britaniſchen Inſeln zu machen. Allein da ſie ſich nirgends erhohlen konnte, und mehrere groſſe und kleinere Schiffe gräßlich zerſchoſſen waren, ſo verſank eines nach dem andern; zwey oder dreye verirrten ſich auf

1588. dem Wege, und giengen an der norwegischen Küste zu Grunde; der Ueberrest nahm seinen Lauf durch die orkadischen Inseln, ohne daß er auf Schottland landen durfte. So sehr hatten sich die Sachen in diesem Reiche geändert, welches die Spanier wohl wußten, ungeachtet des Bündnisses von dem oben die Rede war.

Nachdem der Herzog von Sidonia Fairhill und die orkadischen Inseln vorübergesegelt war, so gab er den Schiffen welche am meisten Schaden gelitten, und jtzt Mangel an Wasser und anderm Vorrathe hatten, den Befehl, auf dem nächsten Wege die biskayschen Hafen aufzusuchen. Er selbst aber wagte sich, mit zwanzig oder fünf und zwanzig noch besser berathenen Schiffen, auf eine solche Höhe hinaus, daß er sich mehr als achtzig Meilen vom Land entfernte, und endlich, jedoch auch wieder mit Verlurst, in Spanien anlangte. Diejenigen Schiffe welche sich in dem mittelländischen Meere von ihm trennten, litten auf dem Rückwege aufs äusserste; manche giengen an den Küsten von Ireland, andre bey Rochelle, Havre de Grace und an den französischen Küsten verloren. Am Ende erreichte dann eine Trümmer von dieser furchtbaren Flotte nach der andern die spanischen Meerhafen, und langte im Monathe September 1588. man kann sich leicht vorstellen, in welch einem erbärmlichen Zustande, wieder an.

Wir haben oben gesehen, mit welch unglaublichem Aufwande diese Seerüstung vorbereitet wurde; und jtzt sehen wir ihre Zerstörung. Es hatte dieselbe fünf Jahre lang die Arbeit vieler tausend Menschen, und Schätze gekostet die über alle Vorstellnng gehen.

Schon zum voraus nannte man sie die Unüber- 1588.
windliche; und in weniger als vierzehn Tagen war sie überwunden und zerstückt. Sie loff mit 138. Schiffen aus den spanischen Hafen aus, von welchen ungefähr hundert von ganz ungewöhnlicher Grösse und Stärke waren; brachte aber nur 53 / 54. zurück; von den grossen Galeonen kamen die wenigsten, von den vier kolossalischen Galeassen nicht Eine, wieder. Truppen und Schiffs-Mannschaft waren unter die Hälfte hinabgeschmolzen. Wie die Flotte sonst mit allem Ueberflusse versehen gewesen, so war sie es auch mit baarem Gelde. Man fand in jedem von zwey der grossen Schiffe, die den Engländern zur Beute wurden, 55,000. Stück Dukaten. Man hat berechnet, daß diese Flotte, ohne die Baukosten, die Ladung und die Bemannung in Anschlag zu bringen, nur von der Zeit ihrer Ausfarth an, den König täglich 30,000. Dukaten gekostet hat.

Allmählich verbreitete sich das Gerücht von ihrer Zerstörung, und man mußte nun auch Philipp II. davon sagen. Er gab bey dieser Gelegenheit wieder einen Beweis von seiner Standhaftigkeit und von seinem Phlegma, aus welchem man so viel Rühmens macht. Die Minister und Hofleuthe waren nicht wenig verlegen, wie sie es ihm anbringen wollten; als aber der, dem dieß kitzlichte Geschäft aufgetragen war, dem Könige sagte, man habe üble Nachrichten von der Flotte, verlangte er den ganzen Detail zu wissen, hörte nun alles ruhig ab und sagte: Er danke Gott, der ihm das Vermögen gegeben, eine andre auszurüsten, wenn er solches bedürfte. Andre behaupten, er habe ganz kalt geantwortet: Das wäre wohl ein unvorgesehener

1588. Zufall; er hätte seine Armade nicht gegen Sturm und Winde gesendet.

Uebrigens hörte man bey der Zurückkunft dieser zerstümmelten Flotte in allen Häfen nichts als Klagen und Jammern. Der Herzog von Medina Sidonia gieng auf eines seiner Güter ohne sich an den Hof zu begeben, und hielt sich in seinen Klagen noch bescheidener; hingegen der Herzog von Pastrana und viele andre Ritter waren so voll Aerger, daß sie sich in ihren Vorwürfen nicht mässigen konnten. Ihre Aeusserungen kamen auch unter das Volk; und dieses vergrösserte das, was geschehen war, nach seiner Weise. Itzt warf man die ganze Schuld und Schmach auf den Herzog von Parma und seine Nachlässigkeit. Alle seine Feinde und Neider erwachten von Neuem wieder; man schilderte ihn, als ob er sich von Flandern und England hätte gewinnen lassen, an dem Untergange der unüberwindlichen Flotte zu arbeiten, welches der spanischen Nation um so schmerzlicher war, als man vorher voll Trutzes mit derselben gedrohet hatte. Schon wollte man hierinn ein abermaliges Heurathsprojekt zwischen der Königin Elisabeth und dem Herzog erblicken, welcher Wittwer von einer Prinzessin des jüngern Zweiges von Portugal war, und von dessen Sohne Rainuz man also vermuthete, England dürfte denselben in seinen Ansprachen auf dieses Reich unterstützen.

In den Niederlanden hingegen streute man aus, der Herzog von Parma hätte sich sehr klug aufgeführt; er hätte von den schlimmen Absichten der Spanier auf seine eigene Person Kunde gehabt, und darum bloß ihre Nachstellungen von sich abzu-

halten gesucht. Seine Ungnade wäre schon vor dem Auslauf der Flotte beschlossen gewesen; nur um ihn hinter das Licht zu führen, hätte man ihn zum General-Befehlshaber ernennt; und so bald er bey der Flotte angekommen wäre, würde sich der Herzog von Castrana nach der königlichen Ordre, die er bey sich führte, zum General-Statthalter erklärt haben. 1588.

Solche Sagen giengen überall, jeder legte dieselben nach seiner Weise aus; sie durchloffen ganz Europa. Der Herzog erhielt Briefe aus Italien, welche ihn sorgfältig warnten. Dieß alles schmerzte ihn im Innersten; er sandte darum den Präsidenten Richardot nach Spanien, um hierüber seine Beschwerden einzulegen. Dieser hörte zwar auf der Reise viel schlimmes Gerede; indessen fand er doch den König anscheinend zufrieden, und das war von allem die beßte Rechtfertigung für den Herzog. Wenn auch allenfalls der Monarch etwas gegen ihn eingenommen schien, so war es doch jtzt sein Spiel, nichts davon merken zu lassen. Denn so eben stuhnd er im Begriffe, mit seinem andern Plane gegen Frankreich hervorzutretten; und darinne wollte er dem Herzoge von Parma so viel Arbeit geben, daß es ihm ganz an Zeit und Lust mangeln sollte, sich anderwerts höher emporzuschwingen.

Ich habe von dem Gange des niederländischen Krieges selbst, darum nichts angeführt, weil er bey der neuesten grossen Begebenheit in Stecken gerieth und gleichsam stillestuhnd. Zwar wurden einige Plätze in Oberyssel und am Niederrhein eingenommen; allein die Vortheile, welche eine Parthey über die andre erhielt, wogen sich auf.

1588. Zum Frieden war nie weniger Anschein als itzt. Die Engländer und Holländer blähte die Zerstörung der spanischen Flotte nicht wenig auf, und sie sahen dieselbe für sich mit allem Recht als den vortheilhaftesten Sieg an. Die Königin hielt daher in London einen prächtigen Einzug zu Pferde, mit allen Zeichen eines Triumphes umgeben. Die Holländer, welche ihr so treffliche Dienste geleistet hatten, machten die wichtigsten Fortschritte in ihrer Handelschaft, und genossen dabey den Schutz Englands mehr als je; so kam ihnen kein Gedanke an Frieden. Der Krieg wurde fortgesetzt, während dem itzt neue Ereigniſſe ausbrachen.

Vierter Abschnitt.

Die Ligue in Frankreich wird von dem Pabst und von dem König in Spanien unterstützt. — Bürgerkrieg und schreckliche Unruhen in diesem Reiche. — Die Stände von Blois. — Tod der Herren von Guise. — Ungebundenheit der Liguisten. — Heinrich III. wird ermordet. — Das Haus Valois löscht aus. — Philipp II. versucht alles, die Krone seiner ältesten Tochter zu verschaffen, und läßt den niederländischen Krieg liegen. — Der Herzog von Parma wird mitten in seinen Fortschritten aufgehalten und führt Hülfsvölker nach Frankreich. — Er stirbt zu Arras, da er von einer seiner Reisen zurückkömmt.

Schon die Ueberschrift dieses Abschnittes zeigt, daß darinne von einer ausländischen Angelegenheit die Rede sey; ich weiß wie weit dieselbe uns von

uns

unſerm Zweck abführen könnte, finde es aber darum nicht minder nöthig, hier das Hauptſächlichſte davon aufzunehmen, weil ſolche mit den niederländiſchen Angelegenheiten in der engſten Verbindung ſteht, und einen gewaltigen Einfluß darauf hatte.

Jene mächtige Kriegsrüſtung gegen England, von welcher ſo eben die Rede war, und die Ligue in Frankreich, auf die wir itzt zu reden kommen, verſchafte den vereinigten Provinzen eine Lüftung, welche für ſie von den heilſamſten Folgen war. Die eine wie die andre erſchöpften Spanien auf den Grund, und lieſſen die Holländer nicht allein zu Athem kommen, ſondern gaben ihnen auch alle Bequemlichkeit, ihre neue Republik feſtzugründen, welches ſie, ihres blühenden Handels ungeachtet, doch itzt in der Zeit ihrer Kindheit noch ſo ſehr bedurften.

Um die Geſchichte jenes anſteckenden Uebels in Frankreich kurz zu faſſen, könnte man daſſelbe ſchlechtweg die Krankheit des ſechszehnten Jahrhunderts nennen, welche die nämliche Verwüſtung und Graus dahin führte wie in die Niederlande, und woran faſt ganz Europa zu leiden hatte.

Franz I. liebte die Gelehrten, verſchrieb ſich ſolche aus Teutſchland, und nahm ſie ungemein in Schutz. Zum Unglück aber waren dieſelben ſchon meiſt von den neuen, ketzerſchen Meinungen jener Zeit angeſteckt, und ſtreuten ihren Saamen nun auch in Frankreich aus.

Heinrich II. ſein Nachfolger, ſah den Schaden davon ein, und wollte helfen; das Unkraut aber hatte ſchon Wurzel gefaßt. Man erinnere ſich, was wir oben bey Anlaß des Vertrags von Cambrai im J. 1559. bemerkt haben: Daß nämlich die Kar-

dinäle von Lothringen und Granvelle sich verbanden, jeder an seinem Ort die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Granvelle legte seinen Plan offenbar zu Tage, und beförderte damit den Ausbruch der niederländischen Unruhen. Der Kardinal von Lothringen hingegen mußte den seinen noch aufschieben, und gelegnere Zeit abwarten. Indessen säumte er nicht seine Gesinnungen dem König Heinrich II. einzupflanzen, der dann seine Räthe befolgte. Dieser Fürst fieng also an gegen die Neulinge zu wüthen, und sie mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen; starb aber in seinem besten Alter im J. 1559. an den Folgen eines Tourniers, wobey er mitten in aller Lustbarkeit an einem Aug verwundet wurde. Man bedauerte diesen tapfern König sehr, und schrieb unter sein Bild: Quam Mars non rapuit, Martis imago rapit (Entgieng er dem Krieger-Tod, so mocht' er doch dem Kriegs-Spiel nicht entrinnen.)

Nach seinem Tode fiel das Reich in drey Regentschaften nach einander, welche alle unter der Leitung seiner Wittwe, Catharina von Medicis, stuhnden. Ihr Geist und Charakter machten sie für alle Jahrhunderte berüchtigt; alle Schriftsteller reden laut davon, aber keiner sagt Gutes von ihr. Die Franzosen besonders beschimpften ihr Andenken durch die schrecklichsten Satyren, in Versen und Prosa die Menge. Ich begnüge mich, um über ihre Person nicht zu weitläufig zu werden, und um nicht zu wiederhohlen, was so viele Schriftsteller von ihr melden, nur die kurze, treffende Schilderung Thuans anzuführen.; Fœmina vasti animi & superbi luxus. Circiter triginta annos in regno grassata, ex calamitate publica eam utilitatem cepit, ut omnem

auctoritatem ad se traheret. (Ein Weib von stolzer, eiteler Seele. Dreyssig Jahre in den Ränken der Regierung geübt, wußte sie alles Unheil des Staats zur Erhöhung ihres Ansehens zu benutzen.)

Diese Königin betrachtete, im Anfange ihrer Regentschaft für den jungen Franz II. mit eifersüchtigem Auge die alle Gränzen überschreitende Macht des Hauses Lothringen. Franz II. war mit der Erbprinzessin von Schottland noch bey Lebzeiten seines Vaters Heinrich II. vermählt. Man nannte ihn den König Dauphin; und die Königin Dauphine war jene unglückliche Maria, von welcher wir schon geredet haben, Tochter Jakobs II. Königes von Schottland und Mariens von Lothringen, der verwittibten Herzogin von Longueville, Schwester des Kardinals und des Herzogs von Guise. So waren diese Herren die Oheime von dem regierenden Könige durch seine Gemahlin. Genau zu reden fand damals keine eigentliche Regentschaft in Frankreich statt; denn der Monarch war nicht mehr minderjährig; indessen aber auch nur erst sechszehn Jahre alt, und von so schwächlicher und weichlicher Leibesbeschaffenheit, daß er seine Mutter gerne zur Regentin haben wollte. Die Lothringischen Fürsten aber entzogen ihr alles Ansehn, und lenkten den König ihren Neffen und das ganze Reich nach ihrem Belieben.

Schon hatte der Calvinismus grosse Fortschritte gemacht, schon waren die Hugenotten eine ansehnliche Parthey in Frankreich. Selbst der König von Navarra, der Prinz von Conde und andre grosse Herren hatten sich aus politischen Gründen zu derselben geschlagen, um nämlich dem Hause Lothrin-

gen wehe zu thun. Hätte dieses Haus, sagt ein Schriftsteller, die protestantische Parthey ergriffen, so würden die andern alle auf die katholische Seite gestanden seyn. Es fanden sich sogar solche, als z. B. der Connetable von Montmorenci, der Marechel von St. André und andre, welche die Calvinische Lehre wirklich verabscheuten, und dennoch aus bloßer Eifersucht begünstigten.

Dieselbe Parthey nun ergriff auch die Königin aus den nämlichen und noch stärkern Gründen. Sie unterstützte die Hugenotten mit Nachdruck, doch in Geheim. Diese aber mißbrauchten ihren Schutz, und wurden so vermessen; daß sie die Verschwörung von Amboise anzettelten, wo es darum zu thun war den König, die Königinen, und den ganzen Hof aufzuheben und alle Lothringer umzubringen. Diese abscheuliche Verschwörung schien sich von einem hohen Orte herzuschreiben; aber niemand wollte davon Wissenschaft haben. Die Lothringischen Prinzen indessen erhielten Wind davon, kamen ihr vor, und vereitelten sie.

An mehrern Orten empörte sich itzt der hugenottische Pöbel, richtete grausame Verwüstungen an, schleifte und verbrannte Dörfer und Städte gleich den Ikonoklasten in Flandern. Der Prinz von Conde wurde angeklagt, in Verhaft genommen, und zum Tode verurtheilt; nur der unversehene Hinscheid des Königes rettete ihn. Dieser, welchen die Franzosen nur den kleinen König Franz hiessen, starb nämlich während der Ständeversammlung zu Orleans, welche sich den 5. Dezember 1560. daselbst eröfnete, als er einen Monath weniger als siebenzehn Jahre alt war; und zwar an einem Ohrgeschwür,

das, der gemeinen Sage zufolg, ſein hugenottiſcher Arzt vermittelſt der Sonde vergiftet haben ſoll.

Dieſer Tod brachte groſſe Veränderungen in dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten mit ſich. Die Hugenotten ſetzten alles in flammende Zweytracht, und wurden immer unbändiger. Der Kredit des Hauſes Lothringen fiel gewaltig. Die junge Königin Wittwe wurde einige Zeit nachher nach Schottland zurückgeſendet, wo ſie alle das Mißgeſchicke traf, deſſen wir in dem vorigen Abſchnitt gedachten, und welches nicht ferner hieher gehört.

Karl IX. folgte ſeinem Bruder, und die Königin trat nun die zweyte Regentſchaft an, mit welcher ſie zugleich auch ganz andre Maaßregeln ergriff. Sie bemächtigte ſich nämlich ganz des jungen Königes, und entſpann ſich einen ränkevollen Plan, ſeiner auf immer Meiſter zu bleiben.

Sie war nun ſehr unzufrieden mit der hugenottiſchen Parthey, welche, zufolge der Verſchwörung von Amboiſe, auf ſie hatte greifen wollen, ihren Schutz ſchändlich mißbrauchte, das Reich mit Zweytracht erfüllte, und ſehr zur Unzeit kleine Kriege mit groſſem Aufſehn führte. Es war ſo weit gekommen, daß man Catharinen zwang, ſchriftliche Vergleiche mit ihnen einzugehn, und Edikte auszufertigen, worin die Grauſamkeit dieſer Parthey und ihre Tollkühnheit gebilliget war. Sie entzog ihr alſo ihr Vertrauen gänzlich, und verſöhnte ſich mit dem Hauſe Lothringen und den Häuptern der Katholiken. Gerne hätte man in der Folge jene Edikte wiederruffen; es konnte aber ohne neue Kriege und Unruhen nicht geſchehen. Tauſenderley kleine Vorfälle erbitterten nunmehr die Gemüther gegen einander,

und bahnten endlich die traurige St. Bartholomäus-Nacht an.

Unter dem glänzenden Vorwand eines ewigen Friedens wurden wirklich Artikel festgesetzt, und das Siegel derselben sollte die Vermählung des Königes von Navarra, der hernach unter dem Namen Heinrichs IV. so bekannt wurde, mit der Prinzessin Margaretha von Valois, der Schwester der drey letzten Könige von diesem Stamme seyn. Alles, was in dem Reiche von beyden Partheyen nur groß war, wurde zu dieser Hochzeit eingeladen. Der Admiral Coligni, ein sonst in allen Absichten verehrenswürdiger Mann, stuhnd neben den Prinzen vom Geblüt an der Spitze der protestantischen Parthey. Er kam mit dem auserlesensten Adel nach Paris, wo die Vermählung mit den größten Feyerlichkeiten vorgieng. Wenige Täge nachher starb hier, Johanna von Albret, die Königin von Navarra, welche eben auch mit grossem Gefolge auf die Hochzeit ihres Sohns nach Paris gekommen war, plötzlich. Man gab vor, sie wäre durch ein parfümiertes Paar Handschuhe vergiftet worden; dennoch aber bezeugten ihre Aerzte, strenge Hugenotten, daß sie bey ihrer Zergliederung kein Gift hätten entdecken können.

Während dem nun die Freudenfeste über den geschlossenen Frieden sowohl als über die Vermählung dauerten, eröfnete sich in der Nacht des 23. auf den 24. als auf den Bartholomäus-Tag 1572. jenes Trauerspiel, welches die Nation sowohl als ganz Europa mit Schauer erfüllte. Man führte nämlich das gräßliche, am Hofe selbst lang gedachte Komplot aus, alle Hugenotten im Königreiche zu vertilgen, und wirklich umzubringen.

Der Admiral Coligni war in dem Hotel Betyzi einquartiert, und mehrere von seinem Gefolge in seiner Nähe. Um Mitternacht mußte zum Loszeichen bey St. Germain Auxerrois Sturm geläutet werden. Man bemerkte, daß der König, als die Stunde anrückte, bange hatte, und von seinen blutdurstigen Gesinnungen sehr beunruhigt wurde. Auf das gegebene Zeichen stürzten die Vollzieher dieses abscheulichen Gemetzels hervor; die größten Herren stuhnden an ihrer Spitze. Der Admiral fiel einer der ersten an Degen- und Hellebarden-Stichen, und sein Körper ward aus dem Fenster geschmissen. Auf dieselbe Weise wurden sein Tochtermann, Teligni, der Marquis von Lavardin, die Grafen von Rochefoucault, von Montamare und so viele andre von Adel, wohl 700. an der Zahl, mit kaltem Blute, überall, bis an die Porten des Louvre selbst, ermordet. Das aufgehetzte Volk drang in die Häuser ein, schleppte die Hugenotten heraus, und metzelte sie zu Hauße und in den Gassen nieder, welche vom Blut überflossen. In dieser scheußlichen Nacht wurden sogar viele Katholiken, sowohl aus Unwissenheit als aus Bosheit mit Hugenotten verwechselt, und mehr als 6000. Menschen ohne Unterschied des Geschlechts und Alters kamen jämmerlicher Weise ums Leben.

Ich will mich nicht bey den scheußlichen Umständen aufhalten, welche, besonders von Seite des Königes, der Königin, des Hofes und aller jener kaltblütigen Henker, jedes menschliche Gefühl empören. Die beyden De Thou, Vater und Sohn, ziehen einen Vorhang über diese Greuel, und führen anstatt einer ausführlichen Erzählung derselben die Verse des Statius an:

Excidat illa dies ævo, nec posterа credant
Secula. Nos certe taceamus & obruta multis
Nocte, tegi propriæ, patiamur crimina gentis.

Nichtsdestoweniger vermaß sich ungefehr ein Jahrhundert hernach Gabriel Naude, Bibliothekar des Kardinals Mazarin, diese Handlung zu rechtfertigen. Er giebt zu, daß die Pariſiſche Blut-Hochzeit in seinen Tagen zwar von Protestanten sowohl als Katholiken auf dieselbe Weise verabscheut worden; und dann will er sie doch als ein grosses politisches Staats-Kunststück zu retten und ihre Nothwendigkeit zu erweisen suchen. Eben dieser Verfasser schrieb noch ein Buch, dem er den Titel gab: Apologie grosser Männer, die man der Magie beschuldigte. Mir däucht, Naude hätte wohl etwas Magie bedurft, um mit einer Apologie der Bartholomäus-Nacht sein Glück zu machen.

Jenes Morden war aber nicht für Paris allein veranstaltet. Zufolg ausdrücklichen Befehlen geschah zu Rouen, Lion, Bourges, Bordeaux, Tour, Toulouſe, Angers, Poitiers, Meaux, und in andern Städten dasselbe. Die Geschichte sagt, daß in dem ganzen Königreich, in der Provence, Dauphine, Burgund, Auvergne und Bayonne 30,000. Hugenotten ermordet wurden. Einige Gouverneurs wußten indessen die Ausführung so ungeheuer gewaltthätiger Aufträge von sich abzulehnen. Der Bischof von Lizieux z. B. widersetzte sich derselben gänzlich, und sagte: „Als Hirte wolle er die verirrten Schaafe „wieder in den Pferrich zurückzuführen suchen; aber „keineswegs dulden, daß man sie erwürge". Ungefehr dasselbe erzählt man von dem Bischofe von Grenoble. Während dem Gemetzel zu Paris selbst

nahm man den König von Navarra und den Prinzen von Condé gefangen, und zwang sie, dem Calvinismus zu entsagen. Der König war sogar im Begriffe, den letztern eigenhändig mit dem Schwerdt niederzumachen.

So sehr man sich nun Mühe gab, eine solche Schandthat mit dem Schleyer der Religion, der unumgänglichen Nothwendigkeit, der gerechten Strafe, und einer unverheimlichten Verschwörung zu beschönen, so blieb sie allen auswärtigen Völkern nicht minder ein Abscheu auf immer. Freylich büßten die Calvinisten dabey ein Großes ein; darum aber fehlte noch viel zu ihrer gänzlichen Ausrottung; die Uebergebliebenen wurden um so viel hartnäckiger und erbitterter, so daß alles Zutrauen nun gänzlich verloren gieng.

Seit dieser Zeit fiel Karl IX. in eine tödtliche Schwindsucht, und nahm zusehends ab. Man schrieb es den nagenden Gewissensbissen zu, mit der ihn diese That verfolgte, welche jedermann barbarisch, und unmenschlich hieß. Uebrigens gedenken die französischen Schriftsteller seiner dennoch mit Schonung, und schildern ihn als einen Fürsten von guten Anlagen, die aber seine Mutter verdarb. Der Herr von Voltaire sagt von ihm in seiner Henriade:

Par sa mere elevé, nourri dans ses maximes
Il n'étoit point, comme Elle, endurci dans les crimes.

(Zwar von seiner Mutter erzogen, und mit ihren Grundsätzen genährt, war er doch nicht so, wie sie, im Laster verhärtet.)

Dieses war der allgemeine Ton jener Zeit, daß man ihm zwar die grausamsten Vorwürfe macht, dabey aber viel von der Schuld auf seine Jugendfehl

ler schob, und ihn dafür bedauerte. Dagegen war, ohne einige Zurückhaltung, alles über die Königin her; man erlaubte sich die giftigsten, gehässigsten Vergleichungen, und füllte ganz Europa mit Satyren über sie an. Man könnte ihrer bey Dutzenden zählen.

Der König starb den 30. May 1574. im 23. Jahre und 11. Monathe seines Lebens. Zu seiner Abzehrung gesellte sich noch ein Schweiß, mit Blut vermischt, das ihm zu allen Poren hervordrang. Er hatte sich im J. 1570. mit der Erzherzogin Elisabeth, der Tochter Kayser Maximilian II. verheurathet. Philipp II. begehrte sie nunmehr zu seiner vierten Gemahlin; sie schlug aber seine Hand beharrlich aus. Diese tugendhafte Königin hatte in Frankreich allzuschreckliche Dinge gesehen. Sie war es, die den König einst in seiner Wuth gegen den Prinzen von Conde verhinderte, daß er ihn nicht durchbohrte. Sie gebahr ihm eine einige Prinzessin, welche aber noch in der Wiege verschied. Nun gieng sie in ihr Vaterland zurück, und starb als Religiosin in einem Kloster zu Wien im J. 1592.

Da Karl IX. ohne Kinder starb, so kam die Krone nun auf den dritten Bruder, der seit einem Jahr König in Pohlen war; und ihre Mutter, Catharina von Medicis, bekam nun die dritte Regentschaft in die Hände, so lange der König noch abwesend seyn würde.

Heinrich III. genoß ehedem in Frankreich, noch als Herzog von Anjou, einen sehr guten Namen; man schätzte ihn als einen Prinzen, der zu regieren wüßte, und dabey weise und tapfer wäre. Als Befehlshaber über die Armee hatte er die Schlachten

bey Jarnac, Montcontour und andre, gegen die Proteſtanten, gewonnen. Dieſer Ruhm, nebſt den Unterhandlungen eines geſchickten Bothſchafters und einigen klug angebrachten Summen, lenkten die Wahl der Pohlaken auf ihn; ſie ernannten ihn zu ihrem König, und er wurde i. J. 1574. feyerlich zu Krakau gekrönt.

Ob nun wohl das Klima ſeinem Verſtand und Charakter nachtheilig geweſen ſeyn mögen? Wenigſtens war ſein Betragen itzt, da er nach Frankreich zurückkam, ganz anders. Ja ſchon die Weiſe, wie er Pohlen verließ, war ſo ſelten und ungereimt wie möglich. Nachdem er eines Abends ſpäthe die Nachrichten erhielt, welche ihm den Tod ſeines Bruders verkündigten, machte er noch in der Nacht geheime Anſtalten zur Abreiſe, und eilte den andern Tag, ohne einem Menſchen ein Wort zu ſagen, und ohne von jemanden Abſchied zu nehmen, mit fünf oder ſechs ſeiner Hofleuthe fort. Pferde und Vorſpann hatte er voraus beſtellt; und nun gieng er mit ſchneller Poſt nach Wien, als ob er dem Gefängniß entronnen wäre. Was aber vollends das Seltſamſte war, ſo hatte er nichts auf die Pohlaken zu klagen, noch ſie auf ihn; und wenn er ihnen ſeine Lage vertraulich entdeckt hätte, ſo wäre er im Stand geweſen, ſeinem Bruder, dem Herzoge von Alençon, den Vortheil der Nachfolge auf dem pohlniſchen Thron zuzuwenden. Allein er verließ dieſes Reich mit ſo ſchlechter Art, daß es die Pohlen für den Kopf ſtieß; und ſo gerne der erwähnte Herzog ſonſt auf Abentheuer ausgieng, wie wir aus ſeinem Betragen in den Niederlanden wiſſen, ſo durfte er hier nicht zum Vorſchein kommen.

Indessen ließ die Eile des Königes auf dieser Reise bald nach. Schon in Wien säumte er sich einige Tage; und nachher fand er in Venedig seine Lust daran, das Arsenal und die Stückgiesserey zu besehen, und dem Schiffswettlaufe, Faustkampf und andern Vergnügungen beyzuwohnen, womit die Republik auswärtige Fürsten zu beehren pflegt. Als er auf Avignon kam, verweilte er sich über dem Beschauen einer Prozession der weissen Büssenden, ließ sich sogar in ihre Brüderschaft einschreiben, und nahm ihre Statuten mit sich nach Paris, um da auch eine solche nach ihrem Muster einzurichten. Endlich als er in Paris anlangte, bemerkte man sogleich viel Unruhe an ihm. Die Protestanten hielten sich seit dem Blutvergiessen an der Bartholomäus-Nacht stille; man hatte Friede mit ihnen gemacht, und ließ sie nun auch ruhig, im Besitz einiger Vortheile sogar, welche ihnen in den neusten Edikten zugesichert wurden. Auf seiner Reise über Wien hatte der König den Kayser Maximilian II. über die Religionsangelegenheiten Frankreichs um Rath gefragt. Dieser letztre, ein wohldenkender friedliebender Fürst, rieth ihm, die Ruhe im Reiche zu unterhalten, noch blutende Wunden nicht wieder zu öffnen, und die Dinge nur allmählig durch gutes Beyspiel und sanfte Mittel dahin zu bringen, wo er sie haben wollte. Einige Senatoren von Venedig, die er ebenfalls zu Rathe zog, antworteten ihm auf dieselbe Weise. Kaum aber war der König anwesend, und hatte einige Unterredungen mit der Königin Mutter gepflogen, als man schon wieder neue Vorkehrungen machte, die hugenotische Parthey zu unterdrücken. Dieser Monarch handelte also blos nach seinem Eifer,

ohne seine Kräfte oder den Zustand seines Reichs in Rükſicht auf eine ſolche Unternehmung ins Auge zu faſſen. Er war wirklich ſchon einer der hauptſächlichſten Stifter der Bluthochzeit geweſen, und nun von Neuem geſonnen, nach denſelben Maaßregeln weiter fortzufahren, und kurzweg die Hugenotten in Frankreich auszureuten. So beſchloß man denn, ſie zu bekriegen, und das neueſte Edikt wieder aufzuheben.

Allein ſobald es zu öffentlichen Thätlichkeiten kam, ſpührte man bald, daß die St. Bartholomäus-Nacht bey Weitem nicht alle Feinde vertilgt hätte; ſie wachten von einem Ende des Reichs zum andern auf, wurden von auswärtigen Mächten unterſtüzt, und lieſſen ſich ſo kräftig finden, daß der Hof, nach einigen wenigen mißlungenen Unternehmungen, ſchon klar abnehmen konnte, er würde unumgänglich unterliegen, wenn der Krieg fortdauern ſollte.

Die Königin Mutter war des Spiels gewohnt, zwiſchen Partheyen Feuer zu blaſen, und Fehden zu erregen, und dann wieder zu gelegener Zeit, wie ſie wähnte, die Mittlerin zu machen. Da es aber leichter iſt, die Zweytracht anzublaſen, als ſie wieder auszulöſchen ſo bald man will, ſo entſprachen mehrere ſolcher kleinen Kriege und Friedens-Vermittlungen ihren ſchlimmen Abſichten meiſt übel, und mußte der Hof nicht ſelten ſolche Machenſchaften theuer genug bezahlen.

So gieng es auch itzt. Sie wendete alle mögliche Geſchicklichkeit an, die Unruhen zu ſtillen, und es gelang ihr einſtweilig; allein unter ſo nachtheiligen Bedingniſſen, daß die Hugenotten den gröſten Vortheil davon zogen, und die Friedens-Artikel ſo zu

sagen nach Belieben vorschreiben konnten. Unter andern trat der Prinz von Conde die Stadt Peronne und das Gouvernement von der Pikardie ab.

Jakob von Hümieres, Marquis von Encre, ein sehr vornehmer und mächtiger Herr, verwaltete dieses Gouvernement nebst dem von Roye und Montdidier; er war ein strenger Katholike, hatte grosse Besitzungen in diesen Provinzen, und wurde daselbst beynahe angebetet. Dieser samt dem übrigen zahlreichen Adel in gedachten Ländern, waren über die Schwäche des Hofs, und über die Vermessenheit der Protestanten so aufgebracht, daß sie sich feyerlich entschlossen, ihrerseits sich festzuhalten, und ihre Rechtgläubigkeit um keinen Preiß aufzuopfern. Dieser Entschluß war es, der, nebst einigen andern zusammentreffenden Umständen, im J. 1576. der auf immer berüchtigten Ligue den ersten Ursprung gab.

Zwar war das Projekt nicht mehr neu; schon lange sprach man leise von einer solchen Vereinigung.

Der Kardinal von Lothringen hatte, bey jener Uebereinkunft mit dem Kardinal von Granvelle einen ausgearbeiteten Plan dazu entworfen. Es sollte nämlich mit Einwilligung des Pabstes, zur Beschützung der katholischen Religion, eine Conföderation errichtet werden, sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung gegen jeden ihrer Feinde ohne Unterschied; und die Conföderierten sollten einem besonders dazu erwählten Oberhaupt den Eid der Treue schwören. Dies hieß also eigentlich, in Frankreich ein zweytes Königreich aufrichten. Nun sah der Kardinal täglich, wie schonend man die Protestanten behandelte; wie die Königin Mutter sich mit beyden Partheyen verstuhnd; wie sie bald die einen bald die

andern erhob oder unterdrückte, je nachdem es das Hof-Interesse zu erfodern schien. Auf solche Weise handelte sie gleich bey ihrer ersten Regentschaft unter Franz II. und hernach auch unter Karl IX. Dieses sollte für die Zukunft durch eine solche Ligue verhindert werden. Allein der Kardinal konnte damit nicht zu Stande kommen. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, sein Bruder, ein grosser, in Frankreich sehr angesehener Mann, den er zum Oberhaupt bestimmt hatte, wurde i. J. 1563. bey der Belagerung von Orleans, von einem hugenotischen Edelmann, Namens Polrot, mit einem Pistolenschuß ums Leben gebracht, als er eben in sein Quartier zurückgehen wollte. Dieser Tod verrükte dem Kardinal seinen ganzen Plan. Heinrich, Herzog von Guise, sein Neffe, war noch zu jung, und der Kardinal selbst starb i. J. 1574. wie man damals glaubte an Gift. Alsdann erneuerte man jene Maaßregeln; und der junge Herzog trat, sobald er geschikt dazu war, in den Entwurf ein.

Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise war damals in der Blüthe seines Alters zwischen dreyssig und vierzig Jahren. Alle Schriftsteller, selbst die, welche der Parthey, die er hielt, noch so abgeneigt sind, schildern ihn aufs Vortheilhafteste. Er war der schönste Mann seines Jahrhunderts, von heroischer Statur und majestätischem Blick. Im Feld hatte er sich bey verschiedenen Anlässen ausgezeichnet, und schon im sechszehnten Jahre seines Alters in Ungarn die ersten Dienste gethan. Eine Narbe von einem Schuß, der ihn bey einem Sieg über die Protestanten unweit Chateau-Thierry an einer Backe berührt hatte, erhöhte seine Schönheit und angeneh-

me Gesichtsbildung noch mehr, und man gab ihm daher den Beynamen: Der Belafre, oder Geschmarrte. Mit diesen herrlichen Naturgaben vereinigte sich in ihm eine eben so schöne Seele, ein königliches Herz und ein hoher Verstand. Er war ungemein freundlich, gnädig, freygebig und mildthätig gegen Arme, und streute seine Wohlthaten aus, wo er irgend Bedürfnisse fand. Sein berühmter Name, die Ehre seines Hauses, der Ruhm seines Vaters und seines Oheims, sein eigener Werth, und die gute Sache die er führte, bildeten in allen Absichten einen Fürsten aus ihm, der wenige seinesgleichen hatte. Die Franzosen, besonders die Einwohner von Paris, waren ganz von ihm bezaubert, und vergötterten ihn. Das Volk endlich betrachtete ihn als den Nebenbuhler des Königes, und wagte es, die freymüthigsten Vergleichungen zwischen beyden anzustellen, wobey denn der auffallendste Unterschied nur zu sehr in die Augen sprang.

Heinrich III. hatte alle Zuneigung seiner Unterthanen, und damit auch alle Ehrfurcht und Ansehn verloren. Bald trat allgemeine Verachtung in ihre Stelle. Von dem, was er ehedem gewesen, war er blos noch ein Fantom. Unbeständig und veränderlich, unternahm er heute grosse Plane und weit aussehnde Kriege, und den andern Tag ließ er sie aus Furchtsamkeit oder Nachlässigkeit wieder liegen. Immer unruhig und unentschlossen gieng er schnell von einem Aeussersten zum andern über. So übertrieben auch der Haß gewesen seyn mag, den man auf ihn warf, so schildert ihn doch die Geschichte jener Zeit allgemein als einen den niedrigsten Ausschweifungen ergebenen Fürsten, aus welchen er sich dann zur Abwechse-

Wechselung in Andächteley und mönchische Zucht hin überwarf. Er stiftete die meisten Orden der Büssenden mit spitzigen Kapuzen, und wandelte selbst in solcher Verkappung und mit blossen Füssen in ihren Prozessionen und Wallfahrten mit. Das nannten denn seine Feinde Kinderey, Scheinheiligkeit und Heuchelwerk. Die ganze Nation aber beklagte sich noch viel mehr und aufs ernstlichste über seine gränzenlose Verschwendung bey einer so schweren Zeit.

Der König ließ nämlich sich selbst und seine große Monarchie gänzlich mehrern jungen Favoriten zur Beute, welche man seine *Mignons* nannte, und diese verschwendeten nach seinem Beyspiel ungeheure Summen. Dergleichen nahm er täglich neue an; nur die fünf berüchtigtsten müssen wir etwas näher kennen lernen.

Der erste war der berühmte Herzog von Joyeuse, ein Mann vom höchsten Range, und den man um seine äussere Glücksumstände noch nicht so sehr beneidete, weil er neben denselben wesentlichere, ausnehmend grosse Verdienste hatte. Der König wollte ihn durchaus auf die gleiche Linie mit sich selbst gestellt wissen, indem er ihn zu seinem Schwager wählte, und ihn mit der Prinzessin von Lothringen-Mercoeur, Schwester der Königin, vermählte. Die Hochzeit wurde mit solchem Pracht und Aufwand vollzogen, daß die Prediger auf der Kanzel dagegen eiferten, und das Königreich darüber seufzte. Dieser Herzog von Joyeuse verlor, nebst noch so manchen von der Blume des französischen Adels i. J. 1587. in der Schlacht bey Contras das Leben, wo er eine grosse Armee gegen den König von Navarra angeführt hatte, der hier den glänzendsten Sieg erfocht.

Ein zweyte von diesen Günstlingen war Johann Ludwig von Nogaret und la Valette, in Frankreich unter dem Namen des Herzogs von Epernon bekannt. Dieser gelangte zu den höchsten Ehrenstellen und dabey zu unsaglichem Reichthum. Er lebte unter vier Königen, und starb erst i. J. 1642. unter Ludwig XIII. im 88. Jahre seines Alters. Girard, sein Sekretär, hat seine Biographie geschrieben, welche mehrmals gedruckt worden, und für die Geschichte von Frankreich deswegen besonders wichtig ist, weil der von Epernon sein ganzes Leben durch an allen nur etwas merkwürdigen Begebenheiten, und zwar oft den allerwichtigsten Antheil hatte. Die drey übrigen Lieblinge des Königes hiessen Quelus, Maugiron und St. Megrin, muthwillige junge Leuthe von Stande, welche alle drey i. J. 1578. ums Leben kamen. Die zwey erstern blieben im Zweykampf, und St. Megrin wurde um einer Galanterie willen ermordet, als er erst 18. Jahre alt war. Quelus starb in den Armen des Königes. Er ließ ihnen prächtige Leichenbegängnisse anordnen, wobey der Bischof von Nevers die Leichenrede hielt. In der St. Paulus-Kirche wurden ihnen kostbare marmorne Grabmähler errichtet, mit ihren Bildnissen und andern Verzierungen ausstaffirt. Von Sainte Foix erzählt uns dieß in seinen historischen Versuchen über Paris, und giebt die Denkschriften von diesen Grabmählern in lateinischer und französischer Sprache. Wirklich herrscht in denselben ein so heidnischer Geschmack, und ist so viel von Venus, Amor und den Parzen die Rede darinne, daß sie sich für eine Kirche eben schlecht genung schickten. Der erwähnte Schriftsteller versichert übrigens, diese

Inschriften aus einer Handschrift vom J. 1588. geschöpft zu haben; denn im Jahr darauf, als die Nachricht von dem Tode der Herren von Guise zu Blois nach Paris kam, stürzte das Volk wüthend in die St. Paulus-Kirche, zerbrach und verwüstete diese Grabmähler, und schrie dabey: Es gezieme sich nicht, daß solche Nichtswürdige, die als Gotteslängner gestorben wären, und solche Liebslinge des Tyrannen, so schöne Monumente im Tempel hätten.

Dieses Wenige zeigt uns schon den ganzen Geist der Regierung Heinrichs III. Dieser Fürst gab sich immer mehr in die niedrigste Weichlichkeit dahin, überließ die Geschäfte seines Reichs jedem der sich damit bemengen wollte, und mochte kaum mehr von den wichtigsten Angelegenheiten reden hören. Er entschlief (wie seine Zeitgenossen sich ausdrückten) am Rande des Abgrunds, und die Königin Mutter mochte es wohl leiden; denn es schmeichelte ihrem Ehrgeiz, Regentin zu seyn, obgleich sie auch nicht selten mit den Favoriten ins Gedränge kam.

Bey so bewandten Umständen, mußte jetzt das sind langen Jahren entworfene Projekt der Ligue um so viel leichter zur Reife kommen. Der Traktat zu dieser Konföderazion wurde zu Peronne ins Reine gebracht und unterzeichnet, und der ganze pikardische Adel trat ihm bey. Er fieng sich „Im Namen „Gottes" an, und enthielt 10. Artikel, von denen drey oder viere wirklich an die Königliche Majestät und den höchsten Gewalt griffen, indem sie die Macht der Krone in einigen Punkten auf das einschränkten, was die General-Stände darüber bestimmen würden, und dabey den Krieg gegen jeden

mann erklärten, ohne Ausnahme, der sich denselben widersetzen dürfte.

Man erinnert sich an den berühmten Bredaischen Traktat von 1566. Mit dem von Peronne hatte es gerade die nämliche Bewandtniß. Jener war nur mehr in Geheim und mit vieler Vorsicht gegen einen mächtigen Monarch gerichtet; dieser aber weit öffentlicher, und kräftiger unterstützt gegen einen schwachen König. Gleichwie von jenem, sendete man auch von diesem Abschriften an alle Ende des Königreichs. Der Herzog von la Tremouille, einer der mächtigsten Herren in Frankreich, war damals in übelm Verständniß mit den Hugenotten; er nahm also die Ligue nicht allein für sich an, sondern führte ihr auch den Adel von Poitou, Aunis und la Touraine zu. Andre thaten dasselbe mit ganzen Provinzen aus ähnlichen Ursachen, oder sonst überhaupt aus Mißvergnügen.

In Paris selbst betrug man sich anfänglich etwas zurückhaltender und klüger. Drey oder vier Weltpriester arbeiteten aber mit dem glücklichsten Erfolg für die Sache; sie kamen oft auf dem Zimmer des Pfarrers von St. Benedikt bey der Sorbonne zusammen, welche man darum die Wiege der Ligue nannte. Man bot eine aufrührische Schrift in ganz Frankreich herum, die dann auch weiter in Rom und Madrid gelesen wurde, und, ungeachtet sich niemand dazu bekennen wollte, darum nicht minder ihr Gift weit umher verbreitete. Es war eine Abhandlung, welche beweisen sollte, daß die Krone Frankreich nur allein Karl dem Grossen und seinem Stamme zukomme, und keineswegs den Nachkömmlingen von Hugo Caper, der sich dieselbe unrecht-

mässiger Weise angemaaßt hätte; daß Gott die wahren Katholiken begeistre, den Frieden zu verabscheuen, den man mit den Ketzern eingegangen hätte, und die Lothringischen Fürsten, als die wahre Nachkommenschaft von Karl dem Grossen, wieder in ihre Rechte einzusetzen. Diese Schrift sowohl, als andre Reden und Predigten, verkehrten in kurzer Zeit den Sinn von ganz Paris. Es vereinigte sich nun auch hier eine Union, und man wählte zuerst zehn, dann sechszehn Personen, die den grossen Rath dieser Verein ausmachten, welche sich dann hinwieder mit den besondern Unionen in der Pikardie und andern Provinzen verband. Aus allen zusammen nun bestuhnd denn die Ligue, die von Tag zu Tage mehr anwuchs, und immer furchtbarer wurde; das Sechszehner-Korps von Paris aber setzte sich an der Spitze der ganzen Verschwörung. Diese Sechszehen waren, aus den 16. Quartieren von Paris, in demselben demokratischen Geiste erwählt worden, wie jene Achtzehn in Gent, von welchen wir oben so oft den Anlaß zu reden hatten. Die Genter tyranniſierten Flandern; die Pariſer stiegen jtzt eben so zu einer solchen Verwegenheit hinan, daß sie den Thron umstürzten, und sich anmaaßten, mit demselben nach Belieben zu handeln.

Die Ligue erwartete nur noch ihr Oberhaupt, dessen Anführung sie sich uybedingt unterwerfen wollte; man wußte zwar allgemein wer das seyn sollte, noch war es aber nicht öffentlich erklärt. Jtzt stellte sich Heinrich III. selber an ihre Spitze, weil sie ihm die Unterstützung der katholischen Religion zur Absicht zu haben schien; bedachte aber nicht, daß er vermittelst dieses Beytritts alle Artikel der Konven-

tion unterschreibe, und jedermann die Freyheit gebe, sich ihr beyzugesellen, dadurch aber selbst mehrern seiner eigenen königlichen Vorrechten entsage. Die, welche ihm diesen Beytritt anriethen, thäten es wohl in guter Meinung; allein sie schlug sehr übel aus. Der Herzog von Epernon negozierte um diese Zeit, auf Befehl des Königes, mit dem Könige von Navarra einen Vergleich; sogleich erhuben die eifrigsten Glieder der Ligue ein Geschrey, Heinrich III. selbst wäre ein Ketzer und Begünstiger der Ketzerey; und dieses war genug, ihn von der Oberhauptswürde auszuschliessen, und auf jemand andern zu denken.

Noch fand aber der Herzog von Guise es nicht thunlich, sich selbst dafür anzubieten, und stellte einen andern dar, nämlich den Kardinal von Bourbon, Erzbischof von Rouen und Abt von St. Denis, Bruder von Anton und Oheim von Heinrich dem Könige von Navarra. Er war schon siebenzig Jahre alt, meinte aber dennoch einst noch der Nachfolger Heinrichs III. zu werden, der erst dreyssige hatte. Unterdessen wollten ihn doch die Verbündeten nun einmal an der Spitze ihrer H. Katholischen Ligue gegen seinen ketzerschen Neffen haben. Da der gute Greis sonst schon etwas kindlich war, so machte ihn diese Beförderung vollends gar irre; er legte die geistliche Kleidung beyseite, rüstete sich als Ritter, schnellte die Waffen um, und wollte bey der Armee erscheinen. Er starb nachher im J. 1590. und die wenigen Monathe, die er den König von Frankreich wirklich überlebte, machte man ihm die Freude, in seinem Pallast ihn König zu heissen. Man sagt sogar, es fänden sich in einigen

Kabinetten goldene Münzen von seinem Gepräge, wo er den Namen Karls X. führt. Auch findet sich eine Abbildung von ihm, in einer höchst grotesken Stellung in der Kirche zu St. Denis. In verschiedenen Kapellen und an den Mauern der Kirche umher stehen die Denkmähler der Könige, die Mausoleen Ludwigs XII. Franz I. und andrer. In dem Chor selbst aber sieht man nichts, als den Eingang in die Gruft oder Begräbnißhöhle der Bourbons; nur zur Linken über dem Gitterwerk, womit das Chor verschlossen ist, steht das knieende Bild dieses Kardinals auf einer Console, mit dem Rücken an einen steinernen Pfeiler gelehnt, und bunt bemahlt; in seinem grossen Pluvial und übriger rother Zierde, wovon besonders der Hut, der zum Theil von dem steinernen Pfeiler bedeckt wird, so wohl angebracht ist, daß er anderthalb Fuß von dem Haupt absteht.

Noch vor der Erscheinung dieses Phantoms hatten die unruhigsten Ligueurs und die Sechszehn von Paris den König, der sich einstweilig zum Haupt der Ligue aufgeworfen hatte, wider seinen Willen, in einen langwierigen, grausamen Krieg gegen den König von Navarra, den Prinzen von Conde und die Protestanten verwickelt. Derselbe dauerte mehrere Jahre hindurch, und war sehr unglücklich für Frankreich. Der Bearnenser gewann die Schlachten bey Coutras, Ivri, die Treffen bey Senlis, Arques und andre. Eine Menge Belagerungen, Ausfälle, Ueberrumplungen und barbarische Grausamkeiten, verwüsteten das Reich. Es ist hier nicht der Ort, diesen schrecklichen Bürgerkrieg im Einzelnen zu beschreiben; nur den Ursprung und die Fort-

schritte jener furchtbaren Ligue die so viel Grausen und Unheil erzeugte, wollt' ich einigermaassen ins Licht setzen. Ich übergehe daher alles andre, bis auf die letzten schrecklichsten Scenen. Es waren nämlich dreye besonders, alle gleich entsetzlich, die innert 15. Monathen im Lauf der Jahre 1588. und 1589. vorfielen, und Frankreich an den äussersten Rand des Abgrundes führten.

Noch müßen wir indessen vorher betrachten, was diese Stürme in Frankreich in den niederländischen Unruhen für eine Veränderung bewirkten. Der König von Spanien sah die Entstehung der Ligue und ihre anwachsende Stärke mit Vergnügen, so daß er auf diese Verschwörung grosse Plane baute, und sich entschloß ihr aus allen Kräften Vorschub zu thun. Er beorderte deswegen seinen Gesandten Mendoza, dem Herzoge von Guise, den Ligueurs und den Häuptern von Paris, allerley Anerbietungen zu thun. Anfänglich waren es zwar nur geheime Einschläge und Geld, womit er sie unterstützte; bald aber mußte er aus der Larve hervortretten; Truppen nach Frankreich senden, und dort auf seine Kosten unterhalten; also die Niederlande davon entblössen, und ihre Eroberung aufgeben. Die wahre Absicht der Spanier kam alsdann im J. 1585. ans Tageslicht, da jene flamändische Gesandtschaft dem französischen Monarchen so dringend die Souveränetät über die Provinzen anerbot. Der spanische Gesandte that zwar alles mögliche, die gedachten Flamänder davon abzuhalten; es gelang ihm aber nicht, und als er sah, daß der König und die Königin Mutter jenen Anträgen wenigstens ein aufmerksames Ohr darboten,

ſo ſetzte er die Ligue in Bewegung. Itzt fieng der Krieg öffentlich an. Die Liguiſten bemächtigten ſich zu gleicher Zeit mehrerer Städte in verſchiedenen Provinzen. Toul und Verdun in der Pikardie, Orleans, Chalons, Metzieres, Dijon in Burgund und andre Plätze, wurden mit bewaffneter Hand erobert. Dieß waren die erſten bedeutenden Schritte der Ligue, welche damm auch den König und den Hof in ſolche Verlegenheit ſtürzten, daß er die Unterhandlungen mit den Flamändern abbrach, die Geſandten mit thränenden Augen entließ, und ihnen ſeine Unruhe und Ohnmacht geſtuhnd.

Aehnliche mit klingender Münze unterſtützte Intriguen, thaten auch ähnliche Wirkungen bey den Sechszehnern zu Paris, bey den aufrühriſchen Predigern, bey allen feilen Seelen aus der niedrigſten Volksklaſſe und den ſogenannten Colporteurs der Ligue. Aus dieſer Quelle floſſen dann all' jenes reſpektswiedrige Betragen, jene frechen Aeuſſerungen, den Monarch vom Throne zu ſtoſſen, oder in ein Kloſter zu ſperren, wie man's etwa mit den Königen der erſten Stämme, welche man die Fainuans (die Faulen, Unthätigen) hieß, zu thun gewohnt war; mit einem Wort das ganze aufrühriſche Betragen der Pariſer.

Der König, voll Erbitterung über dieſe mehrere Jahre hindurch anhaltende Beleidigungen, war itzt auf eine mächtige Rache und auf irgend einen Hauptſtreich bedacht, wie er ſein verlorenes Anſehn wieder herſtellen könnte. Zu dem End ließ er einige Truppen anrücken, welche die unruhigſten von den Sechszehnern aufheben ſollten.

Zufälliger Weise war damals der Herzog von Guise zu Soissons, und erfuhr dieses Vorhaben des Königes. Sofort entschloß er sich, seinen Einfluß zu Paris mit des Monarchen seinem zu messen, und jene vorhabende Thätlichkeit mit seiner blossen Gegenwart zu vereiteln. Dieß gab denn Anlaß zu dem ersten der Auftritte, von denen ich vorläufig schon oben geredet habe, nämlich zu jener berüchtigten Straffensperrung in Paris, dem unseligen Tage, durch welchen das Reich gleichsam an allen seinen vier Enden in Flammen gerieth. Der König vernahm was der Herzog im Sinn hatte, und sendete den Präsidenten von Bellievre nach Soissons, mit dem ausdrücklichen Verbot an ihn ab, nicht nach Paris zu kommen. Allein der letztre behauptete, dieses Verbot habe nur den Sinn, nicht bewafnet zu erscheinen, und begab sich daher, um einen neuen Befehl zu vereiteln, sogleich auf mehrern Abwegen nach der Hauptstadt. Den 9. May 1588. gegen Mittag ritt er auf einem zierlichen Pferde, bloß mit einem Gefolge von acht Personen, in Paris ein. Dieß wußte man dort so gut zum voraus, daß mehr als 2000. Menschen in den Strassen wo er hindurch mußte, an den Fenstern und auf den Dächern sogar, seinen Einzug gewärtigten. Auch war er kaum innert der Porte St. Denis angelangt, so erhub sich von dieser ungeheuern Menge ein durchdringendes Freudengeschrey, und man verfolgte ihn mit dem immerwährenden Zurufe: „Es lebe Guise, der Pfeiler der Kirche"! Man warf ihm Blumen zu, besprengte ihn mit wohlriechenden Wassern, drängte sich an ihn hin sein Pferd zu küssen, und was hundert solcher Ausschweifungen

mehr seyn machten. Es war der schönste Tag seines Lebens; auch genoß er ihn mit langsam kosenden Zügen, ritt in sehr kurzem Schritt, den Hut in der Hand, links und rechts die zallose Menge grüssend, welche jeden Augenblick ein neues Jubelgeschrey erhub. Er nahm seinen Weg gerade nach dem Pallast der Königin Mutter, die, durch das Gelerm seiner Vorläufer von seiner Ankunft benachrichtigt, dort seiner wartete. Itzt setzte sie sich in eine Sänfte, und der Herzog begleitete sie zu Fuß bis an den Louvre, immer mitten durch eine unzählliche Menge Menschen. Die Königin begab sich sogleich zum Monarchen, fand denselben voll Grimmes, und auf den Untergang des Herzogs bedacht; denn man hatte ihm gerathen, denselben von seiner Leibwache niedermachen zu lassen. Unterdessen stieg dieser die grosse Treppe hinan, gieng durch den Saal und die Vorzimmer beynahe allein mitten durch alle Garden und eine gedoppelte Reihe Offiziere und Hofleuthe, die ihn meist unfreundlich genug anblickten. Eine Prinzessin flüsterte im Vorbeygehen ihm zu, er möchte auf seiner Hut seyn. Der Herzog schritt immer vorwerts, ohne seine Fassung zu verlieren; legte dabey, entweder aus Gewohnheit oder aus Absicht, von Zeit zu Zeit die Hand an sein Degengehänge, drang bis an das Kabinet des Königes vor, und wirklich hinein. Gleich darauf trat Heinrich mit der Königin Mutter und dem Präsidenten Bellievre in dasselbe. Von Guise machte dem Könige eine sehr tiefe Verbeugung, und sagte ihm mit kurzen Worten, er brächte seinen Kopf mit, um sich gegen die Verleumdungen seiner Feinde zu vertheidigen, und Gerechtigkeit gegen dieselben zu

foderte. Der Monarch war in grosser Verwirrung, wies auf Bellievre, und fragte den Herzog, ob er nicht sein königliches Verbot erhalten hätte? Itzt entstund ein Wortwechsel; die Königin Mutter wußte indessen bald, denselben abzubrechen, und dem Gespräche eine andre Wendung zu geben. Endlich sagte der König: Er gehe itzt zur Tafel; nach Mittag könnte man in dem Garten der Königin zusammenkommen, um da weiter von diesen Dingen zu sprechen — und entfernte sich. Der Herzog gieng durch alle Zimmer mit derselben Hoheit zurück; dasselbe Begleit, dieselben Zurufe warteten seiner, und verfolgten ihn bis an das Hotel de Guise. Hier erst fiel es ihm auf, in welcher Gefahr er gestanden, und hatte den Vorsatz, sich derselben nicht wieder auszusetzen. Zwar fand er sich in dem Garten der Königin um die bestimmte Zeit ein; aber er nahm itzt ein grösseres Begleit mit. Ganz Paris stund an den Fenstern und auf den Mauern, diese Unterredung mit anzusehn. Sie dauerte lange, gieng aber noch ruhig genug vorbey. Man erklärte sich über einige Punkte gegen einander; mehrmalen aber wurde der König hitzig, drohte, und foderte kurz Gehorsam.

Den 12. May mit Anbruch des Tages marschierten die Frnzösischen und Schweitzer-Garden, welche vor der Stadt einquartiert waren, nebst einigen andern Truppen herein; es mochte zusammen ein Corps von ungefähr 6000. Mann seyn. Der König war ihnen entgegengeritten, und führte sie durch die Strasse St. Honore selber an. Von da verlegten die Marschälle d'Aumont und Biron dieselben

in diejenigen Straſſen, Brücken und Quartiere, welche einer Beſatzung bedurften.

Zween Tage vorher hatte der König befohlen, eine ſcharfe Unterſuchung anzuſtellen, was für Fremde ſich in Paris befänden. Dieß geſchah in der Abſicht, um alle Ligueurs, die aus der Pikardie und andern Provinzen, entweder zur Bewillkommung des Herzogs von Guiſe, oder gar auf ſeinen Befehl und mit ſeiner Bewilligung hingekommen ſeyn möchten, aus der Städt zu weiſen. Man wollte alſo alle Gaſthöfe und Bürgerhäuſer ausſuchen. Das aufgebrachte Volk ſtuhnd im Wahn, man habe dabey im Sinn, einige ſeiner vornehmſten Bürger und Beſchützer umzubringen; ja man trieb es ſo weit, ausdrücklich zu behaupten, es wäre ein Komplot zu einer Maſſakre und Plünderung der ganzen Stadt, zu einer Wiederholung der Bartholomäus-Nacht u. ſ. w. und überhaupt loffen ſo mancherley ſchreckende Gerüchte umher, daß ein allgemeiner Lerm entſtuhnd. Gleich beym erſten Vorrücken der Truppen ſchloß man alle Krambuden und Kirchen; und die Bürger griffen zu den Waffen, ſobald ſie die Trommeln und Pfeiffen der Schweitzer hörten. Jene vorgehabte Durchſuchung der Häuſer wurde alſo hie und da mit bewafneter Hand verweigert. Bald ließ ſich auch die Sturmglocke an einem Orte, und gleich hernach auf allen Thürmen von Paris hören. Der Graf von Briſſac befahl das Pflaſter von den Straſſen aufzureiſſen, ließ Ketten über dieſelben hinſpannen, und ſie vertrammeln. Von dreyſſig zu dreyſſig Schritten warf man Sperrſchanzen von Fäſſern, allerley Geräthe, Dünger, Erde, und was man je bey der Hand hatte, alles ſo ſchnell auf,

daß schon um den Mittag die ganze Stadt gesperrt war. Diese Wehren zog man von Strasse zu Strasse bis auf 50. Schritte nahe an das Louvre hin. Zwischen denselben waren nun die Garden eingesperrt, und die Schweitzer wurden mit einem Steinhagel verfolgt, so daß davon ihrer an die Hundert theils getödtet, theils schwer verwundet wurden. Als die übrigen sich auf Gnade ergaben, ließ der Graf von Brissac ihnen die Waffen abnehmen, und sie in Sicherheit bringen. Der eigentliche Name dieses Grafen war Karl von Cosse, Graf und hernach Herzog von Brissac, der sich an diesem Tage ganz besonders ausgezeichnet, und dazu seine persönliche Ursachen hatte. Er machte nämlich Ansprüche auf die Admiralitäts-Stelle von Frankreich, die ihm aber von den Günstlingen des Hofes entrissen wurde. Auch äusserte sich der König einmal über ihn: Er tauge nichts weder zu Wasser noch zu Lande. Als derselbe daher itzt die Schweitzer entwaffnet von sich ließ, sagte er zu den umstehenden Offizieren: „Nun hab' ich endlich mein rechtes Element „gefunden. Wenn ich weder zu Wasser noch zu Land „was tauge, so muß der König doch wissen, daß „ich auf dem Pflaster von Paris meinen Mann „werth bin".

Während diesem Tumulte gieng der Herzog von Guise, beynahe ganz ohne Gesellschaft, in seinem Hotel mit grossen Schritten auf und nieder; Brissac, Bois-Dauphin, und seine übrigen Offiziere, kommandierten indessen die Bürgerschaft, und lenkten die Angriffe. Alle Augenblicke kam Botschaft von der Königin Mutter, und dem Könige selbst: Er möchte doch dieser Unordnung ein Ende machen. Als

lein, er antwortete immer ganz trocken: Man hätte unrecht gehabt, das Volk auf solche Weise zu reitzen. Erst als man ihm sagte, daß man nun auch anfange das Louvre zu umzingeln, auf die französische Garde zu schiessen und Steine zu werfen, gieng er heraus, blos eine Reitgerte in der Hand, bestieg eine Barrikade nach der andern, stellte alle Thätlichkeit ab, ließ die Bürger auf seinen Befehl die Waffen niederlegen, und die Strassen öffnen. Mit den Offizieren der französischen Garden redete er ganz verbindlich, ließ auch die Schweitzer vor sich kommen, und sendete sie dem Könige, doch ohne Waffen, zurück.

Itzt hoffte die Königin Mutter, nach ihrer Gewohnheit, wieder eine friedliche Vermittelung einleiten zu können; allein der Herzog, welcher auf sein Gelingen trotzte, foderte nicht nur Sicherheit in Ansehung der Religion, für sich und seine Anhänger, sondern wollte alle protestantischen Bourbons von der Thronfolge ausgeschlossen wissen. Dieser Artikel erweckte besondern Verdacht, da der König, der letzte vom Hause Valois, keinen Erben hatte. Die Königin Mutter sogar wurde ungehalten über diese Foderungen, und entzog dem Herzog alle ihre Zuneigung; und Heinrich selbst war voll Furcht, die sich durch allerley schlimme Gerüchte vergröſserte. Der Pöbel hatte während der Strassensperrung zum öftern geschrien: Man müßte Bruder Heinrich von Valois in seinem Louvre gefangen nehmen; itzt, hieß es, drohe man den Palaſt zu umzingeln, oder brachte dem Könige sonst die fürchterlichsten Erzählungen zu Ohren, so daß er alle Augenblicke aufs Aeusserste getrieben war. Den folgenden Tag (13. May)

spazierte er wie gewöhnlich in den Thuillerien, gieng dann in die Ställe, zog Stiefeln an, und ritt mit ungefähr zwanzig Offizieren und Edelleuthen im strengsten Galop zur neuen Porte hinaus, bis auf die Höhe Chaillot, wo er sich nach Paris umsah, und schwur, daß er nicht anders in diese Stadt zurückkehren würde als über ihre niedergeschossenen Mauern.

Dieses ist in der möglichsten Kürze die Geschichte jenes berüchtigten Barrikaden-Tages von Paris, und des unglücklichen Bruches, der noch weit traurigere Folgen nach sich zog. Der König floh nach Chartres, hielt daselbst seinen Hof; seine Garden, Minister und übrige Hofhaltung, folgten ihm in den nächsten Tagen in elenden Wagen nach.

Das erste Mittel, welches Heinrich gegen ein so großes Unheil vorzukehren suchte, war die Berufung der Reichsstände nach Blois auf den folgenden Monath September. Das Parlament von Paris verlegte er nach Tours; dann gab er mehrere Edikte, worinn er seinen Unwillen gegen die Pariser und die Ligue äusserte. Diese aber spielte so sehr den Meister in ganz Frankreich, und das königliche Ansehn war durch den Barrikaden-Tag so tief heruntergesunken, daß man ihm in allen seinen Vorkehrungen und Befehlen meist schlechte Folge leistete.

Dennoch versammelten sich die Generalstände zu Blois auf angesagte Weise. Anfangs nährte man einen kleinen Schimmer von Hofnung auf die hilfreiche Maaßregeln einer so erlauchten Versammlung, sah aber bald ein, daß die Ligue auch hier die Mehrheit ausmache. Ich halte mich nicht bey dem auf, was von Seite des Königes oder seiner Feinde in dem kurzen Zeitraum, zwischen der Straßen-Sperrung

rung und den Ständen von Blois vorfiel; es betrug nur wenige Monathe, und alles was mittlerweile begegnete, trug das Gepräge eines unerbittlichen Hasses. Selbst die Ständeversammlung, die sich nachwerts so elend zerschlug, machte das Uebel noch ärger, und erzeugte einen zweyten Auftritt, der für Frankreichs Ruin eben so viel beitrug als der vorige.

Diese Versammlung eröffnete sich nämlich mit grossem Pomp gegen Ende des J. 1588. Der König, die Königin Mutter, die Kardinäle, Prälaten, der hohe Adel, die Abgeordneten aus allen Provinzen und den vornehmsten Städten des Königreichs befanden sich in Blois. Auch der Herzog von Guise begab sich mit grossem Gefolge dahin, und wohnte im Schlosse. Die Materien, welche da in Berathschlagung kommen sollten, veranlaßten weitläufige und eben so unfruchtbare hitzige Wortgefechte. Die Parthey der Ligue zeigte sich sogleich als die mächtigere, und man tadelte und untersuchte die Verfahrensart des Königes mit grosser Freymüthigkeit. Er selbst war immer von Leuthen umgeben, welche das Feuer der Zweytracht anzublasen, und ihm die heftigsten Maaßregeln anzurathen, niemals ermangelte. Alle Günstlinge des Hofes waren von jeher Feinde des Herzogs von Guise gewesen, der ihnen aber ihren Haß mit blosser Verachtung erwiederte.

Endlich konnte der schwache, den gefährlichsten Aufwallungen ausgesetzte Monarch sich nicht mehr besitzen; aus dem widrigen Gange der Geschäfte und den mannigfaltigen Intriguen schien es ihm wahrscheinlich, daß seine persönliche Sicherheit in größter Gefahr sey; er faßte daher den Entschluß, sich kurz und gut den Herzog von Guise vom Halse zu

schaffen. Das konnte nun auf zweyerley Weise, entweder auf dem Wege des Rechtens, oder durch Meuchelmord geschehn; der König wählte dieß abscheuliche letztre Mittel, und suchte anfangs den tapfern Crillon, Obersten von der französischen Garde, den seine Tapferkeit und Tugend so berühmt gemacht, und der sonst freylich kein Freund der Guisen war, zu bereden, eine solche Unthat zu begehen. Allein der brave Mann gab zur Antwort: Freylich wäre ihm der Herzog selber verhaßt, und er sey bereit, sich mit demselben, auf welche Weise der König befehle, sich in offenem Zweykampfe zu schlagen; ihn aber treuloser Weise umzubringen, schlug er rund ab. Itzt wandte man sich an Lognac, den Hauptmann von dem Corps der Fünf und Vierzig, welche die besondre Leibwache des Königes ausmachten, und meist aus Gascognern bestuhnden. Dieser versprach denn dem Monarchen einige von diesen Leuthen zu dem bewußten Endzwecke.

Da das Lokale eines Orts nicht selten über eine historische Begebenheit, die sich dort zuträgt, Licht verbreiten kann, so muß ich eine kurze Beschreibung von dem Schloße zu Blois geben, welches durch so manche hier geschehene Vorfälle berühmt geworden ist. Der Kardinal Bentivoglio, der dieses Schloß mit neugieriger Aufmerksamkeit ebenfalls in historischer Rükficht besucht hatte, sagt von demselben: Che pare riserbato a gli accidenti i piu tragici della Francia (daß es zu den größten Trauerspielen in der französischen Geschichte gleichsam aufbewahrt schien).

Die Stadt Blois liegt entzückend angenehm, ein neues Amphitheater ähnlich, an dem rechten Ufer der

Loire, und wird von einem großen länglichten Hügel im Rücken ganz gedeckt. Vorne gegen Orleans steht die Kathedral-Kirche, die bischöfliche Residenz, nebst andern Pallästen und Gärten am Abhange; den übrigen Theil des Hügels nimmt das große weitläuftige Schloß ein. Man gehet aus der Stadt auf einer Treppe zu demselben heran, und kömmt auf eine große Ebene, auf der zur Linken die Pfarrkirche St. Sauveur steht, die sonst auch den Namen der Schloßkirche führt. Am End jener Ebne befindet sich ein langes prächtiges Gebäude von Bakſteinen, mit mannichfaltigen Zierathen von gehauenen Steinen incrustiert. In der Mitte hat es eine große Porte, und über derselben eine sehr tiefe Nische, in welcher von erhobner Arbeit, die Ritter-Statüe Ludwigs XII. steht, der i. J. 1463. da gebohren wurde, dieß große Gebäude aufführen ließ, und den 1. Jenner 1515. ebenfalls hier gestorben ist. Bey demselben befindet sich noch ein sehr geräumiger Hof, in welchem ein neueres Gebäude von sehr schöner Bauart Front macht, welches Gaston von Frankreich, Herzog von Orleans, Bruder Ludwigs XIII. gewöhnlich Monsieur genannt, in weniger als drey Jahren aufführen ließ, als er sich zu Blois, das ihm als Appanage zu Theil wurde, seine Wohnung auffchlug, wo er sich bis an sein Ende (i. J. 1660). aufhielt. Die Facade an demselben ist zumal in grossem Geschmacke; die Flügel hingegen sind unvollendet gelassen. Zur Linken dieses großen Hofs sind eine Menge niedriger, dunkler, unregelmässiger Gebäude, welche die alten Grafen von Blois bewohnten, seitdem aber zu Wohnzimmern für die Domestiken, und zu Remisen gebraucht wurden. Denſel-

ben gegenüber, dem Eingange zur Rechten, befindet sich ein andres großes Gebäude, höher als die übrigen alle, welches Franz I. in gothischer Architektur errichten ließ; mit Zierathen, Chiffern, und zumal mit Salamandern überladen, die sein Sinnbild ausmachten. Vor demselben ist ein Säulengang oder Galerie, von wo man ebenen Fußes in einen sehr großen und langen Saal kömmt. Zur Rechten hat man darin das Kamin, welches wegen seiner ungewöhnlichen Größe einen guten Theil der Breite einnimmt. Eben in diesem Saal versammelten sich i. J. 1588. die Reichsstände. In einer Ecke nahe an dem Kamin befindet sich eine Wendeltreppe, ganz in der freyen Luft, die man als ein Meisterstük der Baukunst damaliger Zeit bewundert. Dieselbe führt zu vier andern Zimmern hinan, welche alle aneinander stoßen; ein Vorsaal nämlich, ein Saal für die Wachen, und eine Antichambre, alle drey sehr geräumig das vierte ist nur mittelmäßig groß, schlecht beleuchtet, und hat ein altes Täfelwerk mit vergoldeten Lambris; man hieß es das alte Kabinet. Dasselbe hängt mit einem kleinen Vorsaal zusammen, der sodann an eine runde, gewölbte Kammer in einem alten Thurme stößt, der an der Ecke des Gebäudes steht. An der Seite dieses Thurms befindet sich unter dem Dache ein dunkeler Gang, der hinten zu einer heimlichen Treppe zu führen scheint. Die zwey letztgenannten Zimmer sind sehr finster; noch mehr ist es der benannte Gang, auf welchen gar kein Licht fällt. Und hier war es, wo die Tragödie vorfiel, von der wir nun reden wollen.

Sieben Raufbolde von der Garde der Fünf und Vierzigen hatten sich nämlich für eine geringe Sum-

me wirklich dingen lassen, den Herzog von Guise meuchelmörderisch umzubringen. Das schwarze Komplot, an welchem man mehrere Tage arbeitete, konnte jedoch nicht geheim bleiben. Der Herzog fand eines Tages unter seinem Couvert bey Tische ein Billet, worin man ihn warnte. Er las es, ließ sich eine Feder geben, schrieb die Worte unten an: On n' oseroit (man darf es doch nicht), und warf es unter den Tisch. Allein diese großmüthige Verachtung war gegen die Leuthe, mit denen er es zu thun hatte, wohl schlecht angebracht.

Der 23. Dezember, Freytag vor dem H. Abend auf das Weihnachtsfest, ward dann zur Ausführung dieses feigen Verbrechens bestimmt. Der König hatte sich den Abend geäussert, er wollte die Rathssitzungen frühe vornehmen, um hernach bey U. L. Frauen von Clairi zur Kirche zu gehn. Die Räthe und Hofleuthe begaben sich also frühe Morgens ins Schloß.

Hier hatte der Herzog von Guise eine Weile am Kamin-Feuer gestanden, als man ihn zum Könige rufte. Er stieg jene Wendeltreppe hinauf, gieng, den Hut in der Hand, durch alle Zimmer, und grüßte alle Umstehenden. Ein Theil der Mörder stuhnd am Ende der oben erwähnten Antichambre, bey der übrigen Garde, drey oder viere aber in dem alten Kabinette. So wie er dasselbe betretten wollte, öfnete ihm jemand, wie aus Höflichkeit, die Thüre, als ihn zu gleicher Zeit drey bis vier Dolchstiche in den Nacken und Schlund trafen. Alsdann stieß man ihn vollends ins Kabinet hinein, wo die übrigen mit Schwerdt und Degen auf ihn zuhieben, ohne daß sie ihn völlig zu Boden brachten. Denn ungeachtet

er sein Seitengewehr nur zur Hälfte ziehen konnte, fuhr er doch mit allen sieben oder achten tapfer im Zimmer umher. Endlich warfen sie ihm Stricke um die Schenkel, daß er fiel, und vollendeten so ihren Meuchelmord mit Dolch-, Degen- und Hellebardenstichen, unten an einem Bette, welches damals an dieser Stelle stuhnd. Er gab seinen Geist, ohne ein Wort zu sagen, bloß unter einem schweren Seufzer auf.

Im Vorbeygehen zu bemerken: Selbst auf den heutigen Tag befinden sich die Schlösser Blois, Amboise, Montils les Tours, wo ehemals die königliche Familie wohnte, ungeachtet sie ganz unmeubliert sind, übrigens noch in ziemlich gutem Zustande. Die Aufseher weisen dieselben den Fremden gerne, und wissen mit angewöhnter Fertigkeit alle dort vorgefallene Merkwürdigkeiten wie ein Brevier herzuzählen. Der zu Blois wollte uns eines Tags Blutflecken auf dem Fußboden weisen, die nicht wegzuwaschen seyn sollen. Auch wies er uns eine geheime Thüre im Täfelwerk, an der sich, der Sage nach, der König selber hinter dem Bette, während jenem Gemetzel befunden hätte. Sonst sagt uns die Geschichte kein Wort davon, daß Heinrich irgendswo in der Nähe bey diesem unwürdigen Schauspiel gegenwärtig gewesen sey.

Auf den Lerm, welchen die Mörder des Herzogs in dem Kabinet erregt hatten, kamen sein Bruder der Kardinal und der Erzbischof von Lyon, die sich in dem Rathszimmer befanden, die ersten herbey; man machte sie aber sogleich fest, und verschloß sie in die gewölbte Kammer des runden Thurms, deren ich oben Erwähnung gethan. Zu gleicher Zeit be-

mächtigte man sich in dem Schlosse des Kardinals von Bourbon, der Anna von Est, Herzogin von Nemours, als der Mutter der Guisen; der Herzoge von Nemours und von Elboeuf; des Prinzen von Joinville; Brissacs, Bois-Dauphins, Pericards Sekretärs des ermordeten Herzogs, und in der Stadt einiger Deputierten von Paris. Der Oberste von Ornano gieng eilends nach Lyon ab, um daselbst den Herzog von Mayenne, einen andern Bruder der Guisen, ebenfalls gefangen zu nehmen oder umzubringen; allein gleich nach dem Hinscheid des ältern, wurde ein Billet aus dem Fenster geworfen, worauf nur die Worte stuhnden: „Der Herr von Guise ist todt". Dieß Billet hob eine treue Hand auf, und es wurde, mit den nöthigen Erklärungen, sogleich auf Lyon gesendet. Der Kourier traf damit zwey oder drey Stunden vor Ornano in Lyon ein, und der Herzog von Mayenne hatte Zeit, sich nach Burgund zu flüchten, wo er Gouverneur war.

Sobald die That geschehen, und die obenerwähnten Personen in Verhaft waren, eilte Heinrich selbst triumphirend zur Königin Mutter, ihr diese Freudenbotschaft zu verkünden. Sie lag auf dem nämlichen Schloße zu Blois an der Krankheit, an welcher sie vierzehn Tage nachher den Geist aufgab. Sie fragte ihn frostig, ob er wohl alle Folgen eines solchen Schrittes erwogen hätte? zeigte ihm die ganze Abscheulichkeit der verübten That, und weissagte ihm alle das Unglück, welches darauf folgen würde. Er verließ sie ziemlich aufgebracht, und sagte: Da hätte er schon für alles Fürsehung gethan.

Der Kardinal von Guise und der Erzbischof von Lyon brachten den Tag und die folgende Nacht in dem Thurme verschlossen in einem Zustande hin, den man sich leicht denken kann; sie beichteten sich wechselweise sprachen einander Trost zu, und waren jeden Augenblick ihres Todes gewärtig. Der Kardinal stieß in der Verzweiflung über den Mord seines Bruders alle möglichen Schmähungen aus, die ihm seine Wuth nur eingab, und fluchte der Treulosigkeit des Königes laut auch den Tag hernach wieder; so daß Heinrich, der die Rache dieses stolzen Geistes fürchtete, beschloß, auch ihn ermorden zu lassen. Allein dieses zweyte Verbrechen konnte er so leicht nicht ausführen, weil jene aus den Fünf und Vierzigen, die sich zu dem erstern brauchen liessen, geradezu sich weigerten Hand an den Fürst Kardinal und Erzbischof von Rheims zu legen. Er mußte also vier elende Soldaten von der Garde aufsuchen, welche für 400. Thaler, die man ihnen versprach, auch diese verruchte That unternahmen.

Der Kardinal wurde also gehohlt, und, nachdem er dem Erzbischof sein letztes Lebewohl gesagt hatte, in den finstern Gang an der Seite des Thurms geführt, den ich oben beschrieb. Hier sah er bey schwachem Lichtschimmer seine Henker in Bereitschaft; ohne ein Wort zu sagen, hüllte er sein Haupt in seinen Prälaten-Mantel, und stellte sich an eine Mauer, wo ihn seine Mörder gleichsam anspießten, indem sie ihn mit Degen und Hellebarden durchstachen, bis er todt zu ihren Füssen sank.

Dieses war das bejammernswürdige Ende der beyden Brüder von Guise, zweyer Prinzen von der höchsten Geburth, und der zwey größten Män-

ner von Frankreich. Ihr Leben und ihr Tod, und zumal das verachtungsvolle Stillschweigen und die stolze, unerschrokene Fassung, die sie beyde in ihrem letzten Augenblicke behaupteten, waren es würdig, daß man die schönen Verse aus Lucans Pharsalien über den Tod des Pompeius auf sie anwandte:

Ut vidit cominus enses
Involvit vultus. Atque indignatus apertum
Fortuna præstare caput, tunc lumina pressit,
Continuitque animam, ne quas effundere voces
Posset, & æternam fletu corrompere formam;
Seque probat moriens.

Die Königin Mutter, Katharina von Medicis, die sonst eine so grosse Rolle gespielt hatte, vermochte nun nicht mehr viel über ihren Sohn, und hatte keinen weitern Einfluß in die Geschäfte. Sie war der Ligue geneigter als den Hugenoten. Itzt unter Gewissensbissen und tausend Verdruß alt geworden, beförderte der letzte fürchterliche Vorfall, welcher gleichsam vor ihren Augen, und doch ohne ihr Vorwissen geschah, ihren Tod; sie starb an einem falschen Seitenstich und Fieber auf demselben Schlosse Blois, den 5. Januar 1589. im 69. Jahre ihres Alters. Ihr Tod war für den König von nachtheiligen Folgen. Ihre Kenntniß und Erfahrung in der Staatsführung hätten diesen Fürsten noch von verschiedenen Mißtritten zurückhalten können, die ihn endlich zum Verderben führten. Zwar sah er nun bald seine Verwirrung ein, und erblickte den Abgrund, den er sich so unvorsichtig mit eigener Hand gegraben hatte. Die Ermordung der Herren von Guise beraubte ihn aller Achtung im Auslande. Die Ligue dachte auf Rache, und ganz Frankreich

empörte sich. Der Römische Hof, der ihm bisdahin gegen die Hugenoten beygestanden hatte, verließ ihn nicht bloß, sondern mußte ihn zur Ehre des heiligen Stuhles, und aus Grundsätzen, wirklich verfolgen. Die abscheulichen Umstände, welche den Tod des Kardinals von Guise, eines Priesters, Erzbischofs, Primaten und ersten Geistlichen Pairs des Reichs begleiteten; die Gefangensetzung des Kardinals von Bourbon, Erzbischofs von Lyon, und andrer von weniger hohem Charakter, konnte man sich in Rom nicht verbergen; und Sixtus V. war keineswegs der Pontifex, der die Rechte oder Ansprüche des heiligen Stuhls vernachlässigte. Wirklich ergiengen eine Menge Ermahnungsschreiben, Breven und Bullen an den König, worinne man sich nicht eben schonend über die vorgefallene Thatsachen ausdrücken konnte. Eine der bedenklichsten Folgen für den König aber war, daß der ganze französische Clerus von ihm abfiel.

Paris war der Mittelpunkt, und gleichsam die Wurzel der Ligue. Alles gerieth in die schrecklichste Bewegung, sobald man hier vernahm, was zu Blois geschehen war; denn der Herzog von Guise war, wie wir schon vernommen, der Abgott der Pariser. Das Volk überließ sich einer verzweifelten Wuth, riß die Wappen und Chiffern des Königes herunter, zermalte und verbrannte seine Bilder auf offener Strasse. Das Weihnachtsfest gab Gelegenheit, den Unwillen durch Beicht und Predigten noch mehr zu verbreiten. Alle Geistlichen die zur Ligue gehörten, bestiegen die Kanzel, und das Evangelium dieses Tages mußte nur zu einem Texte ganzer Ströme von Verwünschungen gegen Heinrich von Valois

dienen, den man nicht mehr anders nennen durfte. Einer dieser Redner gieng in der Verwegenheit so weit, daß er mitten in seiner Predigt eine Art von Eidesformel vortrug, und seine Zuhörer mit aufgehobener Hand schwören ließ, den Tod der Herren von Guise zu rächen. Der Herzog von Aumale, Karl von Lothringen, und der Maltheser-Ritter Claude, sein Bruder, Vetter der Herren von Guise, waren vorzüglich heftig für ihre Parthey eingenommen, und stellten sich itzt an die Spitze der Ligue in Paris, wo der erste dieser Herren Gouverneur war. Das Gouvernement von der Bastille hatte er Büssy le Clerc, Prokureur bey dem Parlament, dem unternehmendsten und entschlossensten aller Ligueurs übergeben. Dieser verfügte sich mit dreyssig Bewaffneten in den grossen Versammlungs-Saal des Parlaments, und überreichte demselben eine Bittschrift, die darauf antrug, daß dieser Gerichtshof sich mit dem Prevot, den Schöppen und allen wohlgesinnten Bürgern von Paris für die Religion und das gemeine Beßte der Stadt vereinigen möchte; sodann, daß derselbe die Erklärung von sich geben soll: Die Franzosen seyen des Eids der Treue und des Gehorsams gegen den König entlassen, und sein Name müßte, zufolge dem gleich unten vorkommenden Dekrete der Sorbonne, in keinen Edikten mehr gebraucht werden. Während dem man sich nun über diese Bittschrift berathschlagte, wurde Büssy unwillig, und bedrohte den vordersten Präsidenten samt dem ganzen Korps der Versammlung mit der Bastille. Dann zog er eine Liste hervor, und wollte wirklich einige hinwegführen; allein das ganze Korps hielt zusammen, und ließ sich lieber ge-

meinsam von seinen Soldaten begleitet mitten durch das Volk zu dem Gefängniß hinführen; wo Büssy, nachdem er die Bastille von andern Verhafteten geräumt hatte, die Präsidenten Achilles von Harlay, Blancmenil, Potier und de Thou, samt mehr als zwanzig andern Räthen dort einzusetzen, den übrigen aber ihre Strasse zu ziehen befahl. Dieß geschah den 16. Januar 1589.

In der Woche vorher fiel ein noch ärgerlicher Auftritt vor. Der Prevot der Kaufleuthe, die Schöppen und Magistraten von Paris, legten nämlich den Herren von der Sorbonne in einer Schrift zween Gewissensfälle zur Entscheidung vor; erstens eben: Ob die Franzosen wirklich ihres Eids der Treue und des Gehorsams gegen den König los wären, und hiernächst ob sie sich gegen denselben und seine Anhänger zur Vertheidigung der Religion verbinden und bewafnen dürfen? Die aus 70. Doctoren bestehende Facultät, welche die Schwachheit hatte, jene zwey Fragen mit Ja zu beantworten, fertigte ihr Dekret darüber unter dem 7. Januar 1589. wirklich aus. Dieses eben nicht erbauliche Responsum erweckte, wie man leicht denken kann, durch ganz Europa das größte Aergerniß. Die Protestanten zumal erhuben gewaltigen Lerm dagegen; daffelbe erhitzte das Volk zu Paris, diente jener Bittschrift an das Parlament zur Grundlage, und wurde in allen Predigten, Beichtstühlen und bey der Kommunion sogar angeführt.

Mittlerweile wurden in allen Kirchen, den Herren von Guise zu Ehren, Leichenreden und prächtige Exequien gehalten, denen dann das erwähnte Dekret der Sorbonne zu einer vorzüglichen Stütze

diente. Kurz nachher kam der Herzog von Mayenne nach Paris, hielt dort einen königlichen Einzug, und wurde von den Einwohnern unter den ausschweifendsten Freudenbezeugungen gleich einem Schutzgott empfangen. Dieser Prinz nannte sich eigentlich Karl von Lothringen, Herzog von Mayenne, und folgte in der Geburth auf den Herzog Heinrich; der Kardinal Ludwig, war der dritte. Man kann zu seinem Lobe in wenigen Worten sehr vieles sagen. Er besaß nämlich, bis auf die emsige Thätigkeit, alle die schönen Eigenschaften seiner Brüder; und was ihm an jener mangelte, das ersetzte an ihm seine überwiegende Geschicklichkeit und Klugheit. Unten werden wir Anlaß haben, noch mehr von ihm zu reden. Alle diese Lothringischen Prinzen, so wohl von den ausgelöschten Zweigen derselben, als von denen welche noch da sind, und sich seither unter andern Namen weitläufig ausgebreitet haben, stammen gemeinschaftlich von Claudius, dem Bruder Antons des Herzogs von Lothringen her, dem die beträchtlichen Besitzungen, welche dieses Haus in Frankreich hatte, zu Theil geworden, und der sich unter den Regierungen Ludwigs XII. und Franz I. darinne niederließ.

Schon oben haben wir gesehen, wie der Herzog von Mayenne einige Stunden vor Ankunft Alphonsens von Ornano, der ihn zu Lyon gefangen nehmen, oder umbringen sollte, von dort wegfloh. Noch zu rechter Zeit vernahm er nämlich die Ermordung seines Bruders in Blois, und eilte in sein Gouvernement nach Burgund, wo die ganze Provinz, die ihn anbetete, sich sofort für die Ligue erklärte.

Der König, welcher, nach den neuerlichen entsetzlichen Vorfällen, die allgemeine Betäubung, in welche seine Feinde dadurch versetzt waren, hätte benutzen können, um sie vollends zu Boden zu werfen, sich der vornehmsten Plätze zu versichern, und dem Bürgerkrieg entweder zuvorzukommen oder wenigstens demselben Schranken zu setzen, that itzt in Blois und da herum weiter nichts, als daß er schön geschriebene Manifeste ergehen ließ, welche jenes Gemetzel rechtfertigen sollten, und durch Unterhandlungen den Hof zu Rom zu besänftigen suchte; mittlerweile der Herzog von Mayenne den Tod seiner Brüder wirklich zu rächen beflissen war, und beynahe das ganze Königreich bereit fand in seiner Rache ihn zu begünstigen. Heinrichen blieb an diesem Abgrunde von Unfällen keine lange Wahl für ein Rettungsmittel übrig. Nur Eines war möglich, und auch dieses noch mit den größten Schwierigkeiten begleitet.

Der König von Navarra hatte sich nämlich die Unruhen der Ligue zunutze gemacht, den Krieg inzwischen mit Vortheil fortzusetzen. Er war in Poitou eingefallen, und an der Spitze einer auserlesenen und selbst durch auswärtige Truppen verstärkten Armee, bis nach Berry und an die Loire vorgedrungen. Er bot dem Könige von Frankreich die Hand, derselbe nun trug den Frieden oder einen Waffenstillstand, und sogar seinen Beystand gegen dessen Feinde an. Heinrich, von einer solchen Großmuth gerührt, warf sich demselben in die Arme. Der Traktat zwischen diesen beyden Königen wurde in Geheim zu Tours den 3. April 1589. geschlossen. Der Nunzius Morosini hatte zu verschiedenen Malen an Fries

densunterhandlungen mit dem Herzoge von Mayenne gearbeitet, und that es jtzt aufs Neue, als er hinter dieß Geheimniß kam; allein der Herzog dachte allzuheftig auf Rache. Indeſſen wurde das geheime Bündniß bald ruchtbar. Die beyden Monarchen hielten den 30. Aprill eine perſönliche Unterredung im Park zu Montils les Tours. Hier drang der König von Navarra mächtig darauf, daß es jtzt nicht Zeit wäre, ſich weder mit Antragung noch Anhörung von Vorſchlägen aufzuhalten, ſondern daß man dem Ungeheuer der Ligue den Kopf zerſchmettern, und geradezu auf Paris losgehen müßte; er ſelbſt halte ſich für mächtig genug die Pariſer zu bändigen. Wirklich ließ er ſeine Truppen, die anderswo verlegt waren, anrücken; und ſo auch der König von Frankreich die, welche ihm noch übrig geblieben waren. Der Punkt der Vereinigung war alſo die Belagerung von Paris.

Der Herzog von Mayenne war ſchon ins Feld gezogen, warf ſich nun aber ſogleich wieder in die Stadt hinein. Die königliche Armee nahm auf ihrem Marſche die Städte Baugenci, Poiſſi und andre Orte weg, und näherte ſich auf verſchiedenen Wegen der Hauptſtadt. Der Herzog von Aumale lag mit einer Armee gegen Chautilli hin. Der König von Navarra griff denſelben an und ſchlug ihn gänzlich, in der ſo geheiſſenen Schlacht bey Senlis. Was übrig blieb, flüchtete ſich nach Paris. Die beyden Könige hatten alle Poſten an den Straſſen und an der Seine, ſowohl über als unter der Stadt beſetzt; und Heinrich III. hielt ſich in St. Cloud auf.

Bald fühlte die unermeßlich grosse, und nachher noch mehr vergrösserte Stadt, die Beschwerden einer solchen Einsperrung von allen Seiten. Alle Häupter der Ligue waren hier eingeschlossen, und sprachen da freylich den Einwohnern Muth ein. Die Sechszehn von Paris, die aufrührischen Priester, die römischen und spanischen Emissarien, spielten jeder seine Rolle. Muth und Raserey bemächtigte sich aller Köpfe; man hörte nichts als Lästerungen gegen die abtrünnigen Tyrannen, vermengte Heiliges und Unheiliges, und nahm seine Zuflucht sogar zu Zauberkünsten. Sowohl französische als auswärtige Geschichtschreiber sagen, daß man, unter Verwünschungen gegen Heinrich III. die Bilder der Brüder von Guise gleich Heiligen und Märtirern auf die Altäre stellte, und vierzig Messen für die Ausreutung der Tyrannen und der Tyrannie las. Andre bedienten sich zu demselben Zwecke des elendesten finstersten Aberglaubens und abscheulicher Lachsuereyen; sie verfertigten nämlich Figuren von Wachs, welche das Bildniß Heinrichs von Valois vorstellen sollten, und durchstachen dieselben mit Nadeln, um, unter den gräßlichsten Exorzismen und Beschwörungen, ihm den Tod zuzubannen.

Diese Art von Zauberey hat ihren Ursprung im höchsten Alterthum. Man liest in der ältern Geschichte Roms von dem Tribun Atejus, der den Feldzug des Crassus gegen die Parther, den er sonst auf keine Weise mehr zu hintertreiben vermögend war, wenigstens mit seinem Fluch belegen wollte: Er habe unter das Stadtthor, durch welches Crassus auszog, ein Kohlfeuer anzünden lassen, und Kräuter darauf gestreut, unter abscheulichen

Ver-

Verwünſchungen, die ihn den Göttern der Unterwelt überliefern ſollten. Dergleichen Beyſpiele trift man bey den Griechen und Römern mehrere an. Und von der lächerlichen Gewohnheit, ein Bild mit Nadeln zu ſtechen, beſonders, redet ſchon Ovid:

Simulacraque cærea fingit,
Et miſerum tenues, in jecur urget, acus.

Dieſe Art von Zauberey kann man in einiger Rückſicht jenen Irrſternen vergleichen, welche nur zu gewiſſen Zeiten auf der Hemiſphäre erſcheinen. Zum Volkswahn kann man ſie geradehin nicht rechnen; der gemeine Mann fällt nur in der äuſſerſten Noth darauf, und weit eher laſſen ſich Leuthe von hohem Rang und Würden davon bethören. In Frankreich war ſie damals ordentlich Mode. Die Königin Catharina von Medicis hatte dieſen Aberglauben mit ſich nach Frankreich gebracht, ſtudierte wirklich ſolche Künſte, und hieng zumal ungemein an aſtrologiſchen und divinatoriſchen Deutungen. In dem Hotel von Soiſſons in Paris, wo ſie wohnte, ließ ſie in einer Ecke des Hofes eine Säule von doriſcher Ordnung hundert Fuß hoch erbauen, durch deren Inwendiges, wie in den Säulen Trajans und Antonins in Rom, eine Treppe hinangieng. Ganz oben auf dieſer Säule befand ſich eine Sphära armillaris, und mancherley Kreiſe. Der beſagte Thurm ſtuhnd noch vor wenigen Jahren; ſeitdem aber ſoll man, bey den neueſten Veränderungen des Schloſſes, ihn abgebrochen haben. Catharina zog dieſen Aufenthalt den Thuillerien, die ſie doch gebauet hatte, weit vor; denn hier lag ſie eben ihren erwähnten Lieblings-Beobachtungen ob, und ließ ſich von einem gewiſſen Florentiner, Coſimus Rug-

geri, einem grossen Charlatan, darinn Unterricht geben. Auch wurde dieser allgemein für einen Zauberer gehalten, war oft in schlimme Händel verwikelt, und starb einige Jahre nachher als ein lasterhafter Gotteslängner, so wie er gelebt hatte. Mir ist übrigens ganz wohl bewußt, daß in dem Jahrhunderte, von welchem wir reden, überhaupt viel Unwissenheit und Leichtgläubigkeit herrschte, wovon man jtzt zurückgekommen ist; inzwischen lassen sich von Zeit zu Zeit wieder Beyspiele von ähnlicher Schwäche auch in den neuern Tagen wahrnehmen. Noch in dem vorigen Jahrhunderte, heißt es, kam ein andrer Italiäner, ein grosser Künstler dieses Gelichters, zu dem Kardinal Mazarin. Als nun der Minister ihm spottweise mancherley Fragen vorgelegt, und dieser, gleichsam um sich zu rächen, ihm geantwortet, er verstühnde sich auch darauf in die Figur zu stechen, soll der Kardinal darüber in solche Furcht gerathen seyn, daß er den Menschen mit reichlichen Geschenken und Empfehlungen ins Ausland genöthiget habe, das Königreich zu verlassen.

Nach einer so langen Abschweifung kommen wir wieder auf die Geschichte der Belagerung von Paris zurück. Dieselbe wurde mit grossem Nachdrucke betrieben; schon waren manche Bresche geschossen und die Vorstädte in mehrern Stürmen beschädiget worden. Die Belagerten thaten öftere Ausfälle, immer unter der Anführung des Ritters von Aumale, eines Bruders des Herzogs, welcher jtzt der Held der Ligue war. Mittlerweile zeigte sich Hungersnoth; auch übten die Sechszehn mancherley tyrannische Grausamkeiten aus. Die Häupter der Ligue

streueten das falsche Gerücht unter das Volk, als ob man einen Entsatz zu hoffen hätte; und Prediger und Mönchen verwiesen dasselbe auf tausenderley Beyspiele noch weit wunderbarer Rettungen. Aller Orten zumal berufte man sich auf die Geschichte Judiths. Ja die größten Enthusiasten vertrösteten mit der meisten Zuversicht auf übernatürliche, göttliche Hülfe, und warfen sich zu Propheten auf. So viele deklamatische Verheissungen machten besonders gewaltigen Eindruck auf einen jungen Jakobiner- (Dominikaner-) Mönch.

Derselbe war ein Religiose von 25. Jahren, Namens Jakob Clement, von Sorbonne einem Dorfe bey Senlis gebürthig, welcher kurz vorher den Predigerorden angenommen hatte; nach dem einmüthigen Zeugnisse der Geschichtschreiber, ein Mensch von geringem Verstande, abergläubisch und ein Schwärmer, der sich die Märtirer-Krone zu verdienen glaubte, wenn er Paris durch den Tod des Tyrannen befreyen könnte. Von dem öffentlichen Geschrey so wohl, als durch die Auffoderungen andrer Mönche, und den Lohn von oben herab, wie er wähnte, verblendet, gieng derselbe den letzten Julius von Paris weg nach St. Cloud, wo der König sein Quartier hatte, und in dem Hause wohnte, das Girolamo Gondi hatte erbauen lassen. Der Mönch bat sich eine besondre Audienz bey dem Monarch, unter dem Vorwande, aus, daß er ihm Briefe von dem Präsidenten von Harlay und andern (noch ist es auf den heutigen Tag nicht ausgemacht, ob sie ächt oder unächt waren), zu überbringen hätte; einmal hatte der König immer noch treue Anhänger in Paris, von denen er oft Nachrichten erhielt.

Inzwischen gab man auf alle Personen wohl acht, welche sich ihm näherten; und der Mönch der diesen Abend ankam, wurde von dem General-Prokureur la Gueule, der so eben an der Hand war, genau ausgefragt, und von ihm als ein einfältiger, unwissender Mönch erfunden. Den folgenden Morgen, als den 1. Augusti, führte man ihn also in Heinrichs Zimmer, der den Hofleuthen und Garden befohlen hatte, sich zu entfernen, so daß niemand anwesend war, als, nebst dem erwähnten la Gueule, der erste Kammerherr von Bellegarde; und zwar beyde in ziemlicher Entfernung von dem Könige. Itzt überreichte der Mönch demselben, indem er vor ihm niederkniete, seine Briefe; zog, unterdessen der Monarch solche aufmerksam las, ein grosses Messer aus seinem Ermel, stieß es ihm schnell in den Unterleib, und ließ es in der Wunde stecken. Der König schrie auf, zog den Dolch selbst heraus, und versetzte dem Mörder damit noch einen Streich über dem Ohr. Auf den Schrey loffen Bellegarde, la Gueule, die Edelleuthe und Garden herbey; und diese letztern hieben den Thäter, ungeachtet alles Zuredens, daß sie ihn nicht tödten sollten, in Stücken, und warfen seinen Leichnam aus dem Fenster in die Strasse.

Inzwischen brachte man den König zu Bette. Anfangs glaubte man, das Messer wäre neben den Eingeweiden eingedrungen ohne sie zu verletzen, und hofte deswegen der Stich sey nicht tödtlich; auf den Abend aber nahm die Wunde eine grünlichte Farbe an, und es zeigten sich unzweydeutige Merkmale des Brandes. Man sah also, daß die, welche den verruchten Mörder unterrichtet hatten, ihrer

Sache gewiß seyn wollten, und daß das Messer vergiftet war. Der Tod näherte sich mit groſſen Schritten.

Heinrich bewies während der ganzen Zeit eine beyspielloſe Gröſſe der Seele, und legte noch ein des Allerchristlichsten Königes würdiges Glaubensbekenntniß ab. Auf die schreckliche Nachricht flog der König von Navarra mit verhängtem Zügel aus seinem Quartier von Meudon herbey, und zerfloß an seinem Bethe in Thränen. Der sterbende Monarch ernannte ihn zu seinem Nachfolger, und ermahnte ihn, in den Schoos der Kirche zurückzukehren, um da gleich seinen christlichen Vorfahren in Frieden zu leben und zu herrschen. Darauf setzte er seine Andachtsübungen eifrig fort und verschied um 4. Uhr des Morgens am 2. August 1589.

Dieß war das traurige Ende Heinrichs III. Königes von Frankreich und Pohlen, des letzten vom Hause Valois; er war ungefähr 38. Jahre alt, der dritte Bruder der die französische Krone trug; eben so unglücklich als die zween vorhergehenden; gleich ihnen frühe ein Raub des Todes, und wie sie zwar vermählt aber ohne Erben.

Mit seinem Tode hatte jedoch der Bürgerkrieg noch kein Ende. Sein ernannter Nachfolger mußte die Krone, obgleich sie ihm nach dem Rechte des Geblüts gebührte, erst mit Eroberung seines eigenen Königreichs erwerben. Lange verschlossen ihm die Religion, oder wenigstens der Vorwand derselben, den Weg zum Throne; und nur mit der gröſten Mühe konnt' er ihn endlich besteigen. Ein künftiger Theil dieses Werkes wird die kunstvollen Ränke und letzten Bemühungen des Königes von Spanien,

sich desselben zu bemächtigen, in das nöthige Licht setzen. Ich gestehe, die Geschichte der Ligue hat mich weit von meinem Hauptgegenstand abgeführt; ich glaubte aber, daß dieser letztre daher um so viel mehr Licht bekäme, da es ausser allem Streite liegt, daß diese franzöſischen Unruhen auf den innerlichen Krieg der Niederlande einen ungemein grossen Einfluß hatten.

Wirklich schienen sich die entsetzlichen Verwirrungen der Niederlande nach Frankreich hingezogen zu haben, gleich einem Gewitter, das in einer Gegend nachläßt, und mit seinen Verwüstungen über eine andre hinfährt. Spanien hatte sich einen verderblichen zwanzigjährigen Krieg zugezogen, um die Provinzen wieder zu gewinnen, welche es aus eigener Schuld verloren hatte; und als jtzt die beßten Aussichten zu Erreichung seines Endzwecks vorhanden waren, ließ es dieses Vorhaben liegen um einem andern nachzulaufen. Schon sint dem Entstehn der Ligue spührten die Niederlande diesen Einfluß. Grosse Summen Geldes, die für den Flanderschen Krieg bestimmt gewesen, giengen nach Frankreich. Als diese Geldbeyhilfe nicht hinreichend war, so sendete man in Geheim auch Volk; und so, wie sich bey immer zunehmender Hitze der Fehde die Bedürfniſsen mehrten, gab man bald auch Generale und Truppen in gröſserer Menge. Endlich gieng der General-Gouverneur selbst beynahe mit seiner ganzen Armee dahin.

Allerdings schwächte man durch diese Sendungen die in den Niederlanden benöthigten Kräfte, und überließ sie beynahe ganz dem Schicksal. Die Holländer, des Kriegs müde, und blos auf ihren Han-

del bedacht, welcher ſich täglich mehr ausdehnte, begnügten ſich damit, daß ſie ſich Rundung und Sicherheit verſchaften, und nur vertheidigend verhielten; England, aus einem entgegengeſetzten Grunde, zu Gunſten der Proteſtanten, mit Frankreich in Krieg verwickelt, unterſtützte ſie auch nicht mehr mit dem vorigen Nachdrucke. Daher war man denn einige Jahre hindurch in den Niederlanden auf beyden Seiten unthätig; und die Schriftſteller kommen darinn alle überein, daß während derſelben nichts beträchtliches vorfiel.

Seit 1589. hatte Spanien ſein Augenmerk bloß auf Frankreich gerichtet. Man ſah ſpaniſche und flamändiſche Truppen bey der Armee der Ligue; und bey der Schlacht von Ivri im J. 1590. befand ſich ein vollſtändiges Korps derſelben, unter der Anführung des Grafen von Egmont, der hier ums Leben kam.

Der Herzog von Parma, welchem man durch dieſen fremden Krieg den Sieg über Flandern gleichſam aus den Händen wand, war befehligt, ſelbſt mit aller ſeiner Macht Paris zu Hülfe zu eilen, welches von Heinrich IV. belagert und ausgehungert würde. Das Jahr darauf hatte er einen ähnlichen Zug zu Gunſten von Rouen zu machen; und an beyden Orten gelang es ihm, die Belagerung vollkommen aufzuheben. Auf das Jahr 1592. hatte er Ordre zum drittenmal eine Verſtärkung zu liefern. Da er die Politik des ſpaniſchen Hofes kannte, der jtzt ſeinen auf den Herzog geworfenen Verdacht damit gut machen wollte, daß er in allen Angelegenheiten ihn brauchte und preißgab, und er daneben die unangenehmſten Aufträge hatte, welche ihn mit

dem Finanzrath, mit der Rechnungskammer und den Landständen in Zwistigkeiten verwickelten, so hatte er des Verdrusses zu viel, und wurde daneben von der Wassersucht befallen. Einige Zeit hielt er sich in Spaa auf, ohne dort seine Gesundheit wieder zu finden. Alsdann begab er sich nach Arras, um einen neuen Sukkurs, den er nach Frankreich führen sollte, zu beschleunigen; hier wohnte er in der Abtey St. Vaast, wo seine Krankheit in wenigen Tagen so überhand nahm, daß er den 3. Dezember 1592. erst 45. Jahr alt, den Geist aufgab. Alle Schriftsteller stimmen in seinem Lob überein. Und wie sehr er desselben werth war, zeugen schon seine Handlungen, die in dieser Geschichte angeführt worden. Er war, sint der Herzogin seiner Mutter, der einige Statthalter, welcher im Stande gewesen wäre, die Niederlande wieder an Spanien zu bringen. Spuhren und Beyspiele hievon haben wir mehrere gesehn. Die spanische Eifersucht erweckte ihm Neider und Feinde, und machte, daß seine Verdienste wenig in Betrachtung gezogen, und schlecht belohnt wurden. Bey seiner Gemahlin Donna Maria von Portugal, Tochter Odoards, des Herzogs von Guimeraens, eines Sohns des Königes Emanuel, zeugte er: Rainuzen Farneſe, seinen Nachfolger; den Kardinal Odoardo, und Margarethen, die Gemahlin Vinzenz Gonzagas, Herzogs von Mantua.

Siebentes Buch.

Erster Abschnitt.

Graf von Mansfeld, einsweiliger General-Statthalter, erhält an dem aus Spanien angekommenen Grafen von Fuentes einen Gehülfen. Anstalten, um mit einer neuen Kriegsmacht in Frankreich einzubrechen. Fortsetzung des Krieges der Ligue. Benehmen des Herzogs von Mayenne. Ständeversammlung zu Paris, um über die Krone zu verfügen. Der König von Spanien wendet seine letzten Kräfte zu Gunsten seiner Tochter, der Infantin, an. König Heinrich IV. erhält die Oberhand; er wird katholisch, läßt sich von den französischen Bischöfen absolvieren, und macht sich von Paris Meister. Die Prinzen vergleichen sich mit ihm. Die Ligue erreicht ihre völlige Endschaft.

Da der Herzog von Parma voraussah, daß es mit seiner Gesundheit zu keiner Besserung mehr kommen könnte, rief er den Staatsrath und die übrigen Minister zu sich, und erklärte nach ihrem Gutachten, mit den gewöhnlichen Formalitäten, und bis auf weitere Genehmigung Sr. Majestät, den Grafen von Mansfeld zu seinem einsweiligen Nachfolger. Dieser Mansfeld hieß Peter Ernest, war Herr zu Eldrunghen, Ritter des goldnen Vließes, und Gouverneur von Luxemburg. Zum Vater hatte er den Grafen Ernest, und zur Mutter Doro-

thea, eine Gräfinn von Solms. Schon unter Kaiser Karl V. und seit den Unruhen, und dem langwierigen Bürgerkriege der aus jenen erfolgte, spielte er unausgesezt eine ansehnliche Militär-Rolle in den Niederlanden. Er war folglich schon bejahrt, und wegen seiner lange und treue geleisteten Dienste überall bekannt. Seinem Alter, seinem Range und seinen persönlichen Verdiensten gebührte jene Ehrenbeförderung, über welche auch überhaupt jedermann seinen Beyfall bezeugte.

Der Herzog von Parma lebte nur wenige Tage noch, als der Graf von Fuentes in Brüssel anlangte. Niemand zweifelte, daß er mit Vollmacht versehen sey, um jenem in der Statthalterschaft zu folgen. Derselbe war ebenfalls ein grosser Staatsmann und Kriegsheld, dessen Verdienste in der Geschichte bekannt genug sind. Er hieß Don Pedro Henriquez de Guſmann y Toledo, zweytgeborener Sohn des Don Diego, Grafens von Alvade Aliſte, und nannte sich von seiner Frau, Donna Joanna d'Akzevedo, Graf von Fuentes. Was für Aufträge er aber auch immer gehabt haben mag, so bediente er sich derselben nicht, und trat edelmüthig dem Grafen von Mansfeld den Rang ab; nur bot er sich an, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehn. In dem nämlichen Tone schrieb er nach Spanien; und bald darauf folgte die Bestäthigung des Königes zu Gunsten des Grafen von Mansfeld.

Da unter diesen beyden Feldherren ein so gutes Einverständniß herrschte, glaubte man sich alles Mögliche zum Wohl der Niederlande versprechen zu dürfen; und wirklich fieng man bereits an, den beßten

Erfolg davon wahrzunehmen. Allein so geschickt und so harmonischgesinnt sie immer seyn mochten, so waren sie darum nicht minder genöthigt, sich, um die Ligue in Frankreich zu unterstützen, von ihren Truppen zu entblößen. Dazu hatte bereits schon der verstorbene Herzog von Parma Anstalten getroffen; und er würde, wäre er am Leben geblieben, zum drittenmale Hülfsvölker in jenes Königreich eingeführt haben. Die Befehle des Königes waren über diesen Punkt dringend und bestimmt. Aufmerksam auf die Lage der Sachen hatte er sich vorgenommen, seine letzten Kräfte anzustrengen, um den beabsichteten Streich auszuführen.

Die neue Hülfsarmee versammelte sich an den Grenzen, und der junge Graf von Mansfeld führte sie auf französischen Boden. Man schickte bisher Jahr für Jahr nicht nur die beßten Truppen dahin; sondern dieselben kosteten ausserordentliche Summen, da man sich angelegen seyn ließ, sie wohl auszurüsten, ihnen guten Sold zu geben, und, um das Volk, welches man gewinnen wollte, nicht zu erbittern, sie an strenge Kriegszucht zu gewöhnen.

Die Unruhen hatten in Frankreich ihre Krisin erreicht, und sich derjenigen Reife genähert, auf welche Philipp II. in seinem Plan gezählt hatte. Man sparte also keine Kosten, um die Früchte davon einzuerndten. Jene Hülfstruppen befanden sich in der Nähe von Champagne, der Normandie und der Pikardie, und waren bereit, von allen diesen Gegenden aus zu wirken, mittlerweile zu der nämlichen Zeit in Paris bey den Ständen und den Häuptern der Ligue die übrigen Triebräder der Kaballe in Bewegung gesezt wurden.

Während dieser gewaltigen Diversion blieben die Niederlande noch eine Zeitlang zwar immer in dem Kriegszustand, der aber von der einen wie von der andern Seite nur schläfrig, und beynahe unthätig geführt wurde. Einige Unternehmungen erfolgten zwar; aber nur solche, die nichts entschieden, und den Dingen kein Ende machten. Alles was dießfalls von Zeit zu Zeit vorfiel, läßt sich jedesmal in wenige Worte fassen, und können wir darum nichts desto minder in der Erzählung desjenigen fortfahren, was in Bezug auf die grosse Unternehmung in Frankreich die sich nun ihrem Ziel nähert, und worauf aller Augen geheftet waren, besonders wichtig seyn dürfte.

Zu dem Ende muß man auf den tragischen Tod des Königs Heinrichs III. und auf die Revoluzion zurückkommen, welche daraus unter allen Ständen des Königreichs erfolgte, und woran die auswärtigen Mächte einen so grossen Antheil nahmen.

Der sterbende König hatte feyerlich, und nach gesezlicher Form, den König von Navarra zu seinem Nachfolger erkläret. Aber diese Erklärung, so rechtskräftig sie war, schien in der damaligen Lage der Sachen nicht hinlänglich, um jenen auch dafür anzuerkennen. Um sich hierüber zu berathen, versammelten sich die Prinzen und die Grossen des Reichs, nebst den Kronoffizieren, welche am Hofe oder bey der königlichen Armee sich befanden, zu verschiedenen Malen bey dem Herzoge von Piney-Luxemburg. Die Meynungen waren getheilt; einige, aber weit die Wenigern, hielten dafür, man sollte ihn geradezu und ohne einigen Vorbehalt anerkennen. Andere, noch geringer an der Zahl, sezten voraus,

daß er seiner Religion wegen unfähig sey, die Krone eines Allerchristlichsten Königes zu tragen, und entschuldigten sich damit, daß es ihnen ihr Gewissen nicht erlaube, ihn für ihren Herrn anzuerkennen. Die Mehrheit hingegen stimmte dahin, dieses einsweilig und unter der Bedingniß zu thun, daß er sechs Monathe hindurch bey französischen Bischöfen und Theologen in der Religion Unterricht zu nehmen sich verpflichten, sodann aber seine dießfällige Aeusserung von sich stellen, und es jedermann frey stehen sollte, ihn nicht als König von Frankreich anzuerkennen, wenn er sich für eine andre, als für die orthodoxe römisch-katholische Kirche erklären würde. Bey dieser Meynung blieb es; diejenigen, welche anders dachten, vereinigten sich zulezt mit der Majorität; und der Entschluß wurde von allen, bis auf den Herzog von Epernon und den Marquis von Vitry, unterschrieben. Der leztere warf sich darauf in Paris, und gieng bald nachher, aus Gewissenstrieb, zur Parthey der Liguisten über. Uebrigens erstaunte jedermann zu sehen, wie der Herzog von Epernon, welcher unter der vorigen Regierung eine so grosse Rolle gespielt hatte, itzt unter der gegenwärtigen sich so ganz sonderbar betrug. Er war kein Freund der Hugenotten, und hatte es ihnen unzähligemal deutlich bewiesen, daß er es nicht sey. Aber deswegen haßte er nichtsdestoweniger die Liguisten; denn, noch war kaum ein Jahr vorüber, seit er von ihrer Faktion auf einen so hohen Grad beleidiget wurde, daß sie sich seiner todt oder lebendig in dem Schlosse zu Angouleme bemächtigen wollten, worinn er sich, ob er gleich unversehens überfallen und verrathen war, mit einigen wenigen

Hausbedienten zwey Tage hindurch vertheidigt, und endlich den Feind glücklich zurückgeschlagen hatte. Während dem er in Gunsten stuhnd, hatte er seine äussern Glücksumstände ganz ausserordentlich verbessert, die Erbinn des Hauses von Foix-Candale geheurathet, und durch sie nebst einigen ansehnlichen Hofämtern beträchtliche Güter erhalten. Endlich befand er sich im Besitze mehr als eines schönen Gouvernements im Königreiche. Itzt aber schien er darauf zu denken, sich selbst und einen Theil seiner Habe in Sicherheit bringen zu wollen, da er sich noch vor der Belagerung von Paris und vor dem zwischen beyden Königen zu Tours geschlossenen Bündnisse vom Hofe entfernte. In seinen Statthalterschaften führte er einen königlichen Hofstaat. Gewöhnlich residierte er zu Angouleme, der Hauptstadt von Angoumois, welches, so wie Guyenne, Saintonge und andre benachbarte Gegenden, eben seine Gouvernements waren. Noch erblickt man in diesen Provinzen Ueberbleibsel seiner Prachtliebe, und besonders jenen herrlichen Pallast von Cadillan an der Garonne, einige Meilen von Bordeaux. Er war, als der König verwundet wurde, zu St. Cloud, und sprach noch mit ihm vor seinem Ende. Sein Zurückziehen vom Hofe schrieb man Absichten zu, sich unabhängig zu machen, welches in dem Mittelpunkte seiner Statthalterschaften, worinn er Meister war, leicht möglich zu seyn schien. Ausserdem mochte er, wie man dafür hielt, befürchtet haben, daß man in Erwägung der Gunstbezeugungen allen, die er seit so vielen Jahren von der Krone erhielt, ihn vielleicht nöthigen möchte, zu den grossen Staatsbedürfnissen ansehnliche Summen vorzuschiessen. Wie

dem aber auch immer seyn mag, so nahm er von Heinrich IV. unter dem einzigen Vorwande der Religion Abschied, und gieng mit den 2—3000. Mann, mit welchen er dem verstorbenen Könige zu Hülfe gekommen war, nach Angouleme. Einem so schlimmen Beyspiele folgten bald andere, welche, um sich zu entfernen, häusliche Angelegenheiten zum Vorwande nahmen. Dieses Ausreissen, verbunden mit der allgemeinen Bestürzung der Armee, nöthigte den König, die Belagerung von Paris aufzuheben.

Die Bürger, welche die so schleunige Befreyung ihrer Stadt für ein eigentliches Wunderwerk hielten, überliessen sich tausend Ausschweifungen. Ihre fanatischen Prediger wurden itzt gar für Propheten gehalten, und wagten es auf den Kanzeln, Bruder Jakob Clement, den heiligen Martyrer, seligzupreisen. Man verkaufte sein Bildniß, und seine Lebensbeschreibung. In allen Strassen sah man nichts als Dankprozessionen, Freudenfeuer und zügellose Schwelgereyen ohne Aufhören. Die Pfarrkirchen dieser grossen Stadt stellten tägliche Prozessionen zu den Jakobinern an. Unter so vielen Andachtsübungen und Freudenbezeugungen, brach der unanständigste Volkseifer immer auch zugleich in Verwünschungen gegen den verstorbenen und den lebenden König aus. Mehr als jemals sezte sichs der Pöbel in den Kopf, an den Entwürfen der Ligue Theil zu nehmen; und in der Versammlung der Sechszehner waren Leuthe, welche sich einbildeten, daß es nur von ihnen abhange, dem Reiche im Kurzen einen König zu geben.

Wie sich in diesem fürchterlichen Chaos der Herzog von Mayenne benehmen würde, dieses war

übrigens damals der grosse Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Er hatte, als das Triebrad, welches die ganze Maschine in Bewegung sezen sollte, allerdings eine ungeheure Rolle zu spielen. Dieser Prinz (wie wir schon vernommen) vereinigte in sich alle guten Eigenschaften seiner beyden Brüder; war aber weit vorsichtiger, und weniger herrschsüchtig als sie. Kaltblütig dachte er über den verzweifelten Zustand des Königreiches nach; und, ohne sich einem Menschen zu eröfnen, faßte und entwarf er einen Plan, nach welchem er sein ganzes Benehmen einrichtete. Er wäre, hätte er nach der Krone gestrebt, schon bey mehrern Gelegenheiten als König ausgerufen worden. Mehr als einmal wurde ihm dieselbe von mächtigen Partheyen angeboten, die bereit waren, ihn zu unterstützen, wenn es nicht die entschiedene Majorität der Nazion schon gethan hätte. Als er nach dem Tode seiner Brüder in Paris einzog, wurde er zum Generallieutenant des Staats und der Krone von Frankreich ausgerufen. Ein solcher Titel war zwar neu, und uneigentlich; aber um so viel mehr gab er ihm eine so unbegränzte Gewalt, daß, um König zu seyn, ihm weiter nichts als der Namen fehlte. Um nun Zeit zu gewinnen, und sich von den Zudringlichkeiten derjenigen frey zu machen, welche ihm riethen, den königlichen Titel anzunehmen, benutzte er das Dekret des Unions-Conseils, welches den alten Kardinal von Bourbon zum Monarchen erklärte. Von diesem Bourbon ist schon mehr als einmal die Rede gewesen; er war sehr alt, beynahe schon kindlich, und saß, was noch merkwürdiger ist, damals zu Fontenai, le Comte in Poitou, gefangen; denn

er

er wurde an dem Tage von Blois und bey der Ermordung der Guisen in Verhaft genommen, und darauf an erwähnten Ort gebracht, wo er sich wirklich noch befand, als er zum König ausgerufen, mit seinem Namen Münzen geprägt, und in seinem Gefängnisse mit dem Titel eines Monarchen gestreichelt wurde.

Die Geschichte zählt dieses Fantom unter den Namen Karls X. nicht unter die Könige. Bis derselbe sein Gefängniß verlassen würde, verwaltete mittlerweile der Herzog von Mayenne die Stelle eines General-Lieutenants, welche aber in der That so viel als die wirkliche Königswürde war. Unter der Aegide und im Namen eines chimärischen Fürsten, machte er eine Menge von Veränderungen, welche alle dahin zweckten, das Unions Conseil und die Faktion der Sechszehner zu schwächen, die ihm stets lästiger wurden. Die meisten waren von den Spaniern bestochen, und brachten von Zeit zu Zeit, und so oft als es geschehen konnte, ohne ihre wahren Absichten zu verrathen, Sachen in Vorschlag, welche freylich zu ihrem eigenen Vortheile dienten. Unter andern kam einmal aufs Tapet, über das Königreich, das sich in einem so kläglichen Zustande befände, Philipp II. zum Protektor zu machen. Derjenige, welcher in der Versammlung das Wort führte, strich die Macht desselben, als des einzigen Monarchen, der sie in Europa unterstützen könnte, so wie seine grosse Uneigennützigkeit ganz ausserordentlich heraus; da er nämlich für so viele Unterstützung und Aufwand weiter nichts fodere, als daß die wahre Religion in Frankreich hergestellt und gesichert,

und sein Eifer für eine so heilsame Absicht anerkannt werden sollte.

Der Herzog von Mayenne, welcher die ganze Gefahr und Arglist eines solchen Vorschlages kannte, dabey aber gegen Spanien auf äusserster Hut seyn mußte, wich der Schlinge mit sehr vieler Geschicklichkeit aus. Als es in der Versammlung darüber zur Berathschlagung kam, sagte er: „Da die Union „und das erste Verbindungsinstrument der Ligue „auf die Authorität des H. Stuhles gegründet wä„ren, so würde man, wenn es um die Sicherheit „der Religion und darum zu thun sey, zu ihrer Er„haltung einen Beschüzer zu finden, den Pabst be„leidigen, wenn man einen andern als seinen Schuz „suchen wollte". Diese Meynung wurde nicht nur gut aufgenommen, sondern auch befolgt; und selbst die Spanier fanden solche vernünftig. Seine Macht noch mehr zu erweitern, verminderte der Herzog zugleich den Unionsrath, und schwächte den Antheil, den derselbe sowohl, als der Rath der Sechszehner zu Paris, an der Regierung hatte. Dabey bediente er sich des Namens jenes gefangenen Schattenköniges, um zu äussern, daß der Thron nicht erledigt, und, da ein erklärter Monarch vorhanden wäre, der Lieutenant des Staats und der Krone zugleich Lieutenant des erstern, und folglich eine so grosse Polisynodie höchst überflüssig sey. Aber ein solcher Vorwand konnte nicht lange gebraucht werden. Der gute Alte, von welchem man den Namen entlehnte, starb itzt den 9. May 1590. in seinem Gefängnisse zu Fontenoi-le-Comte. Um die Regentschaft zu verlängern, und die Faktionen unbemerkt zum Falle zu bringen, mußten also neue Gründe her-

vorgezogen werden. Es verflossen wohl an die zwey Jahre, ehe der Herzog die Stände, deren Zusammenberufung jedermann mit Ungeduld erwartete, versammeln ließ. Endlich konnt' er dann freylich dem allgemeinen Wunsche nicht länger widerstehen, und bestimmte den 10. Hornung des Jahres 1593. an welchem die gedachten Stände zusammentretten sollten, um einmal endlich über die Krone zu verfügen.

Dieses war nun eigentlich der Mittelpunkt, in welchem sich das Getriebe aller seit so langer Zeit eingeleiteten Staatsränke vereinigte. Die Prätendenten tratten itzt näher hervor; und Spanien bot seinerseits allen Kräften auf, seinen grossen Zweck zu erreichen. Diesen ausführlicher zu entwickeln, scheint hier gerade der rechte Ort zu seyn. 1593.

Nachdem Philipp II. nun 20. volle Jahre vergebens so viele Kräften und so viele Sorgen verschwendet hatte, um wider eine Handvoll rebellischer Unterthanen zu kämpfen, so dachte er, im Verdruß über seine mißlungene Unternehmung, seit geraumer Zeit nun einmal auf andre und grössre Entwürfe. Unter dieselben gehörte der Zug gegen England oben an; und war es ihm nämlich um nichts Geringeres zu thun, als den Thron dieses Königreichs umzustürzen, dasselbe zu erobern, und sich dadurch zur Ausführung seiner übrigen weitaussehenden Absichten ebenern Weg zu bahnen.

Eben so gaben die Umstände der Zeit, der Zustand des königlichen Hauses, und die traurige Lage, in welcher sich damals Frankreich befand, ihm reichen Stoff an die Hand, auch einen auf diese grosse Monarchie sich beziehenden Plan zu entwerfen. Heinrichs II. ansehnliche Nachkommenschaft war im Be-

1593. griffe, auszusterben. Von vier Söhnen lebte nur einer noch, welcher, als der Lezte vom Geschlechte der Valois, ohne alle weitere Erben von einem derselben, regierte. Philipp von Spanien hatte von drey Töchtern die älteste, Elisabeth, zur dritten Gemahlin, welche bereits schon i. J. 1568. gestorben, und zwey Infantinnen, Isabellen und Katharinen, hinterlassen hatte. Heinrichs II. zwote Tochter war Claudia, an den Herzog Karl von Lotharingen verheyrathet. Sie starb i. J. 1575. und hinterließ Kinder beyderley Geschlechts. Die dritte Tochter, Margaretha, nannte sich Herzogin von Valois, und war die Gemahlin Heinrichs IV. Nimmt man auf die Genealogie Rükſicht, so sollte es, nach gemeinen Erbfolgsrechten, scheinen, daß die Krone entweder an Margarethen, welche noch am Leben war, der nähern Verwandtschaft wegen, oder aber an die Infantin Isabelle, vermittelst des Repräsentationrechtes, hätte heimfallen sollen; denn dieses war der Fall nach Heinrichs III. Tode.

Die Ansprüche hingegen, welche König Philipp II. für seine Tochter Isabella machte, fanden sehr grosse Schwierigkeiten, hauptsächlich von Seite jener unveränderlichen und geheiligten Fundamentalverordnung, welche bey den Franzosen das Salische Gesez heißt, und die Weiber vom Throne ausschließt. Die ganze Nazion beruft sich hierin auf die Worte des berühmten Baldus, welcher in seiner Vaterstadt Perugia und zu Padua um das Jahr 1378. die Rechtswissenschaft lehrte: Si in Francia moreretur tota domus Regia, & exstaret unus de sanguine antiquo, puta de domo Borbonia, & non esset alius proximior, esto quod esset millesimo

gradu, tamen jure sanguinis, & perpetuæ consue- 1593.
tudinis succederet in Regno Francorum.

Heinrich, König von Frankreich und Navarra, Sohn Antons von Bourbon, Königes von Navarra, war in einem so ausgezeichneten Falle. Zwar mußte man eben auf neun oder zehn Menschenalten zurückgehen, um die Verbindung zu finden, in welcher sein Geschlecht mit denjenigen Zweigen stuhnd, die in Frankreich regiert haben: Aber er wurde darum nicht minder unstreitig für den ersten Prinzen von Geblüt erkannt. Heinrich III. hatte ihn auf diesen Fuß behandelt; und selbst die Ligue erkannte in der Person seines Oheims, des Kardinals Bourbon, ihn dafür. Also von dieser Seite hatte alles seine ausgemachte Richtigkeit. Hingegen aber wendete man ein, daß sowohl er, als abtrünniger und exkommonizierter Ketzer, als auch die ebenfalls ketzersche Königin Margarethe, seine Gemahlin, ihre Ansprüche auf die Krone deswegen verloren hätten.

Dieses vorausgesezt, konnte nun freylich der Infantin Isabella das Recht an die französische Krone nicht streitig gemacht werden. Indessen mußte man hievon auch die Welt überzeugen.

Ehe aber noch die Prätendenten hervortraten, kam man bereits eine Menge Streitschriften und Abhandlungen über das Salische Gesez zum Vorschein, worinn man dasselbe, als ein Unding und als die lächerlichste Chimäre zu verdrängen suchte. Auch lange nach Eröfnung der Ständeversammlung übten sich schöne Geisten, deren Bemühungen reichlich belohnt wurden, noch immer, dieses Gesez als eine Geburth der Ausländer verhaßt zu machen. Durch diese Schrif-

1599. ten wurden in gewissen Gegenden die beabsichteten Eindrücke wirklich erzeuget. Man mußte daher die Nazion nicht nur von jenem Vorurtheile zurückbringen, sondern überhaupt jeden Weg der Güte versuchen, um die spanische Herrschaft allmählig annehmlich zu machen, und die beyden Nazionen, welche bisher ein veralteter Nazionalhaß getrennt hatte, einander näher zu bringen. Diesen Zweck zu erreichen, wurde freylich nichts versäumt. Die Ligue hatte der König von Spanien schon gleich bey ihrem Entstehen, mit grossen Kosten, anfänglich nur unter der Hand und heimlicher Weise, in der Folge aber öffentlich, und am Ende gar durch einen erklärten Offensive-Krieg mit furchtbaren Armeen unterstützt.

Schon seit mehrern Jahren hatte Philipp die Last davon getragen, und, ohne sich im geringsten irre machen zu lassen, in Verfolgung seines Zieles fortgefahren. Aber bey dieser letzten Gelegenheit, und da man der Entwickelung des Geschäftes nahe war, wurden vollends noch die letzten Kräfte angestrengt. Man drückte jedem, wer Gold wollte, Gold in die Hände. Die Unterhandlungen wurden von vier verschiedenen spanischen Ministern mit verschiedenem Charackter, und von einer Menge verborgener Emissarien geführt. Schon seit langer Zeit stuhnd Don Bernardin de Mendoza als ordentlicher Gesandter in Frankreich, und hatte bereits starke Fortschritte gemacht. Nun erschien auch noch der Herzog von Feria mit einem grossen Gepränge als ausserordentlicher Gesandter bey den in Paris versammelten Ständen. In der nämlichen Absicht wurden auch Don Diego de Ibarra und Johann

Baptist de Tassis nach Frankreich geschickt. Der letzte hat uns in seinen Kommentarien de tumultibus Belgicis über seine Gesandtschaft eine gute Beschreibung geliefert. Diese vier Minister arbeiteten theils vereint theils getrennt zum nämlichen Zweck, und durch ähnliche Mittel. Die Minister des Pabstes (denn auch derselbe hatte seinerseits ihrer dreye nach Frankreich gesandt) unterstützten mit allem Nachdrucke die spanischen Unterhandlungen. Schicklich läßt sich nun auch hier des Verhaltens erwähnen, welches der römische Hof während der Regierungen von vier oder fünf Päbsten in Beziehung auf die französischen Unruhen beobachtete. 1593.

Die Erhaltung der katholischen Kirche war der Grund, auf welchem die Ligue ruhete; sie wurde unter der Authorität unsers Heiligen Vaters des Pabstes geschlossen. Derselbe hatte sie dergestalt genehmigt, und aufgemuntert, daß sie sich eben deswegen die Namen: Heilige Ligue oder Heilige Union, beylegte. Als König Heinrich III. sich mit den Liguisten entzweyet hatte, und nach dem Tage der Barricaden, schonte man dem Könige noch, und dachte auf Mittel eines gütlichen Vergleiches; selbst nach dem Tage von Blois wollte der Nunzius noch ins Mittel tretten. Allein die abscheuliche Ermordung des Kardinals von Guise, nebst der Gefangennehmung des Kardinals von Bourbon und einiger andern Bischöfe, mußte einen Pabst, wie Sixt V. war, unendlich beleidigen. Er schleuderte in Monitorien, in Drohungen und Bannbullen, die Strahlen des Vatikans über des französischen Heinrichs Haupt. Diese Blize wurden neuerdings auf beyde Könige geworfen, nachdem sie zu Tours

1593. mit einander sich vereiniget hatten. Heinrich III. beschäftigte sich eine Zeit lang mit dem Versuche, seine Handlungen zu rechtfertigen und den Pabst zu besänftigen. Aber der König von Navarra that, was er schon einmal im J. 1585. als Exkommunizierter gethan hatte. Er trat mit einer Mißbrauchsappellazion auf, ließ die päbstlichen Bullen vernichten, und seine Protestazion an den Thoren des Vatikans anheften. Bey dieser Gelegenheit erschien eine Schrift, unter dem Titel: Brutum Fulmen, die damals ausserordentliches Aufsehn machte. Sie enthielt eine in sehr starken Ausdrücken geschriebene Widerlegung der Sixtinischen Bulle, und hatte den Franz Hotoman, einen Mann der in grossem Rufe stand, zum Verfasser. Pabst Sixt erstaunte über Heinrichen IV. als dieser seinen Protest an den Vatikansthoren anschlagen ließ, bewunderte seinen Muth, und fand, was er in einem ähnlichen Falle von der Königinn Elisabeth in England sagte: Daß dieser Heinrich zu regieren wohl würdig sey. Sehr genau erkundigte er sich nach dem Gange der Geschäfte in Frankreich; und als er wahrnahm, daß die spanische Nazion, die er nie liebte, eine grosse Rolle dabey spielte, so ließ er sich so weit herab, dem Navarrer günstig zu werden; starb aber bald hernach (25. August 1590.). Sein Nachfolger Urban VIII. lebte nur 12. Tage. Ihm folgte Nicolaus Sfondrati unter dem Namen Gregors XIV. Er war von Cremona im Mailändischen gebürtig, und für Spanien und die Ligue so eingenommen, daß er, um dieselbe zu unterstützen, wirklich Hülfsvölker nach Frankreich aufbrechen ließ. Es waren an die 12000. bis 15000.

Mann, und wurden von ſeinem Neffen, Herkules 1593.
Sfondrati, Herzogen zu Montemarciano, angeführt. Dieſe Armee brachte Geld nach Frankreich, und diente dazu, die Macht zu verſtärken, mit welcher der Herzog von Parma Paris und Rouen entſetzte. Dagegen boten ſie, ſo wie ihr Anführer, mit ihren ultramontaniſchen Sitten den Franzoſen zum Tadeln und Lachen reichlichen Stoff dar. Gregor XIV. regierte nicht länger, als ungefähr ein Jahr; ſein Nachfolger Innozenz IX. gieng noch geſchwinder vom Schauplatze ab, da er nur zwey Monache auf dem Thron ſaß. Endlich trat Hippolitus Aldobrandini, unter dem Namen Klemens VIII. wieder in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger, und begünſtigte die Ligue ungemein. Es war es aber auch, der einige Jahre nachher den Frieden in Frankreich herſtellte. Von ſo kurzer Dauer übrigens Innozenzes IX. Regierung war, ſo gab er doch dem Philipp Segu, welcher gewöhnlich Kardinal von Placenza, wo er Biſchof war, genannt wurde, den Character ſeines Geſandten. Derſelbe zeichnete ſich vornehmlich dadurch aus, daß er die Anſprüche des Königes von Spanien ſehr kräftig unterſtützte.

Dieſe Anſprüche waren, da der König ſich ſchon vor Eröfnung der Ständeverſammlung hierüber ganz deutlich vernehmen ließ, nun kein Geheimniß mehr. Die während der Zeit, als ſpaniſche Emiſſarien mit ihren Intriguen über ganz Frankreich ſich verbreiteten, die Ligue auch ihrerſeits Agenten in Spanien unterhielt; ſo wurde jetzt Peter Jeannin, Parlamentspräſident von Bourgund, der ſich in der Folge durch ſeine geſchickten Staatsunterhand-

1593. lungen berühmt gemacht, und dessen Fähigkeiten dem Herzogen von Mayenne bekannt waren, von diesem an Philipp II. gesandt, um denjenigen Beystand anzusuchen, welcher nöthig seyn möchte, den König, der auf der bevorstehenden Ständeversammlung erwählt werden sollte, in Behauptung seiner Würde zu unterstützen. Jeannin wurde an dem Hofe wohl aufgenommen, und der König ließ ihn durch seinen Staatssekretair, Don Johann Idiaquez, versichern: „Daß er entschlossen sey, seine Infantinn Isabella an den Erzherzog Ernest zu verheurathen, und ihr die Niederlande zur Mitgift zu überlassen; daß sie die Enkelinn Heinrichs II. und die Niece der drey letzten Könige sey, und folglich, wegen der nahen Blutsverwandschaft mit den Bourbons, ein unbestrittenes Recht zum Throne hätte; daß durch ihre Wahl die katholische Religion gesichert wäre; daß in diesem Falle Frankreich auf die gesammte Macht der spanischen Monarchie und des Hauses Oestreich zur Unterstützung einer solchen Wahl sicher zählen könnte." So hatte sich also der Verdacht des Herzogs von Mayenne aufgeklärt und bestätigt; und in der Folge wurden die Verhaltungsbefehle, welche den nach Spanien abgeordneten Agenten mitgegeben wurden, vollkommen dieser Lage der Sachen gemäs entworfen.

Da die Eröfnung der Ständeversammlung, welche nun nicht länger konnte verschoben werden, immer näher rückte, so ließ der Herzog, als Staats- und Kronlieutenant, eine weitschichtige Erklärung bekannt machen, worinn er, nach einer vorläufigen Rechtfertigung der Ligue und Darstellung der Interessen der Religion und des Königreichs, alle Prinzen,

Prälaten, Offiziere, Herrschaften, Städte und Gemeinden auffodert, in keiner andern Absicht, als zur Ehre Gottes und zum allgemeinen Besten, zur Wahl eines Königes zu schreiten. Uebrigens war der Inhalt dieser Erklärung noch sehr unpartheyisch und bescheiden. Weit mehr aber zeichnete sich jene Aeusserung aus, welche der päbstliche Legat bekannt machen ließ. Er ermahnte darinn die Stände, einen König zu wählen, welcher dem Namen nach und in der That ein Katholicke wäre, und Macht genug hätte, Religion und Staat zu vertheidigen. 1593.

Endlich wurde an dem bestimmten Tage mit einer Prozession zur Kirche von Notre-Dame, und mit einer weitläufigen Predigt, welche der gelehrte Doktor Genebrard, ein mächtiger Liguiste, hielt, die Ständeversammlung eröfnet. Einen weiten Thronhimmel von Goldstoff ausgenommen, unter welchem der Generallieutenant in vollem Glanze saß, (etwas, wovon bisher noch kein Beyspiel vorhanden war) gieng übrigens Sitzung, Ordnung, und alles, was sich auf eine solche Versammlung bezieht, nach bisheriger Uebung vor sich. Die Geistlichkeit erschien in sehr starker Anzahl von Deputierten; hingegen war der Adel um so viel schwächer. Diese Lücke auszufüllen, machte der Herzog aus eigener Machtvollkommenheit, und wider alles Herkommen, da dieses nur allein dem Könige zusteht, verschiedene neue Adeliche. So ernannte er den Marquis von Villars zum Admiral, und die Herren de la Chatre, von Bois-Dauphin, Savigni von Rosne, und von St. Paul zu Marschällen von Frankreich. Bey dieser Gelegenheit wendete sich ein Höfling mit dem Einfall an den Herzog: „Nehmen Sie sich in

1593. acht; Sie machen durch ihre Adelsbeförderung Das starke, die sich wohl einst auf Ihre Unkosten werden legitimieren lassen. Der Erfolg rechtfertigte diese Prophezeihung vollkommen. Der dritte Stand war im Gemenge von den Sechszehnern von Paris, von den gewaltigsten Liguisten aus den Provinzen, und von andern Auserwählten, welche sich unter die Deputierten eingeschlichen hatten, um die Parthey zu verstärken.

Der Herzog von Mayenne eröfnete die Sitzung mit einer schönen Rede. Der Kardinal Pelleve, Erzbischof von Rheims, sprach für den Priesterstand, der Baron von Senecey für den Adel, und Herr von Laurens, Generaladvokat des Parlaments von der Provence für den dritten Stand.

Hier ist es nicht zur Unzeit, einer Satyre zu erwähnen, welche gerade damals über die vornehmsten Zeitbegebenheiten erschien, und mehrere Verfasser hatte. Den ersten Gedanken dazu gab, wie man glaubt, ein gewisser le Roi, Kanonikus und Almosenier des jungen Kardinals von Bourbon, mit der sinnreichen Satyre, die er *Catholicon d'Espagne* nannte. Die darinn enthaltene Idee führten andere schöne Geister weiter aus, von denen jeder einen eigenen Gegenstand bearbeitete; da denn aus den verschiedenen Aufsätzen in der Folge ein Ganzes gemacht, öfters gedruckt und von Neugierigen stets wieder aufgekauft wurde. Das letztemal kam dasselbe im J. 1714. unter dem vorgeblichen Druckort Regensburg ans Licht. Es bestuhnd aus drey Duodezbändchen, mit einem Schlüssel, Noten und Erklärungen, und führt den Titel: *Satyre Menippée de la vertu du Catholicon d'Espagne, & de la tenue*

les Etats de Paris. Man hat mit diesem Werke 1593.
noch andere Pamphlets, welche auf diesen Gegenstand Beziehung haben, verbunden. Den Titel nahm man vom Menippus her, welcher sich darauf verstuhnd, die ernsthaftesten Gegenstände lächerlich zu machen; und der Innhalt rechtfertigte diese Aufschrift vollkommen. Zur Zeit seines Entstehens mußte es sich durch manche schimmernde Stelle ungemein ausheben; aber seit dem Verlaufe von zwey Jahrhunderten hat dasselbe von seiner eigenthümlichen Schönheit verloren. Die Beschreibung der Stände zu Paris, des Saales wo sie sich versammelten, des Heolds welcher die Deputierten ausrief, und jedem den seinem Range eigenen Plaz anwies, der Ameublirung des Zimmers, vorzüglich aber der Reden, welche alle sehr genau dem Charackter der sprechenden Personen angepaßt sind, waren eben so viele Gegenstände der sinnreichsten Erfindung. Auch behauptet man, daß die le Roi, Rapin, Gillot, Chretien und Pithou, meist ausgezeichnete Gelehrte ihrer Zeit, jeder für sich einen besondern Theil an diesem Werke ausgearbeitet haben. Die Spanier, so wie die Häupter der Ligue, wurden darinn tüchtig durchgehechelt. So ließ man z. B. den Kardinal Pelleve eine mit schlechtem Latein geflickte Harangue halten, die man ohne lautes Auflachen nicht lesen kann, und leider dem Genie dieses Gepurperten vollkommen angemessen war. Derselbe hatte seine Erhebung dem Hause der Guisen zu danken; er war ein eifriger Liguiste, aber stockdumm, und wurde von jedermann für einen Erz-Ignoranten gehalten. Ich habe mich etwas weitläufig über den Innhalt und Werth dieser Satyre ausgebreitet, da dieselbe

1593. nicht nur ſeiner Zeit groſſes Aufſehn gemacht, ſondern auch auf den heutigen Tag für die Geſchichte der Ligue noch von Bedeutung iſt.

Mittlerweile ſetzten die Stände ihre Zuſammenkünfte in dem groſſen Saale des Louvre fort, arbeiteten aber ſo langſam, daß ſie nichts zu Stande brachten. Der Herzog von Mayenne bemerkte, daß ein groſſer Theil von der Geiſtlichkeit und dem dritten Stande für Spanien gewonnen ſey; es war daher ein Glück, daß ſchon zuvor die Macht der Sechszehner und die Ueberbleibſel des Unionsraths ein wenig zu ſinken anfiengen; ſonſt hätte man den Herzog zu einer beſchleunigten Wahl nöthigen können, da es doch ſeine Abſicht war, ſich hierin gar nicht übereilen zu laſſen. Die ſpaniſche Faction trieb inzwiſchen ihre Intriguen aufs Höchſte.

Auch die übrigen Prätendenten waren in Bewegung, und unter dieſen das ganze Haus Lotharingen. Der regierende Herzog von Lotharingen hatte, das Recht der Erſtgeburth ausgenommen, nach dem ſpaniſchen Syſteme die gleichen Rechte zur Krone. Er war ein Enkel von Frankreich von Seite ſeiner Mutter, Claudia von Valois, der Tochter Heinrichs II. Dieſe Anſprüche waren nicht mehr neu. Schon die Königinn Katharina von Medicis, welche ihre Tochtermänner, die Könige von Spanien und Navarra, haßte, hatte ihren Enkel von Lotharingen zu erheben geſucht, und deswegen bey Heinrich III. und bey den Guiſen alle Maſchinen in Bewegung gebracht. — Der Prinz von Joinville, Sohn des Herzogs von Guiſe, wurde während der Ermordung ſeines Vaters in Verhaft genommen, und nach Tours geführt. Seit

einem Jahre hatte er sich aus der Gefangenschaft 1593.
gerettet, befand sich in Paris, führte dort unverholen seinen Namen eines Guise, und erhielt durch die Freunde seines Vaters einen mächtigen Anhang. — Auch der Herzog von Savoyen, und der Herzog von Nemours, der von diesem Hause abstammte, traten als Kronprätendenten auf.

Aber vor allen diesen hatte die Infantinn von Spanien weit die stärkste Parthey. Die Minister dieser Krone waren Tag und Nacht in Bewegung, die Sache zu einer für sie günstigen Entscheidung zu bringen. Sie hatten Verhaltungsbefehle, stuffenweise Vorschläge zu machen. Erst sollten sie ohne alle weitere Erklärung die Infantinn zur Königinn von Frankreich aufs Tapet bringen. Würden die Franzosen, bisher noch an keine Gynecokratie gewöhnt, den bloßen Gedanken einer gänzliche Weiberregierung nicht vertragen können; so sollten sie dann eine Heyrath der Infantinn mit dem Erzherzog Ernest vorschlagen, und darauf dringen, daß beyde vereint zum König und zur Königinn von Frankreich erklärt wurden. Wenn endlich die Nazion sich weigern wollte, zwey Ausländer mit Einemmal anzunehmen, und die Minister alle Kunstgriffe erschöpft hätten, das eine oder das andere der vorgedachten Projeckte durchzusezen, so könnten sie einen dritten und lezten Vorschlag thun: Nämlich die Infantinn von Spanien an einen französischen Prinzen vom lotharingischen Hause, welchen aber der König von Spanien, da ihm die Wahl eines Tochtermanns freystehen müßte, wählen dürfte, zu verheyrathen, und dieselben sodann durch die Stände zu König und Königinn erwählen zu lassen.

1592. Um nur einen von den beyden ersten Vorschlägen durchzusezen, hatten die vier spanischen Minister in der That alle ihre Bemühungen und alle ihre Geschicklichkeit erschöpft. Sie hatten unter der Hand sowohl als öffentlich gearbeitet, und mehrere feyerliche Audienzen in der Ständeversammlung gehabt, wo sie jedesmal mit grossen Ehrenbezeugungen empfangen wurden, ohne darum im geringsten weiter zu rücken. Als sie nun die beharrliche Abneigung der Nazion sahen, und leicht bemerken konnten, daß es verlorene Zeit wäre, dieselbe besiegen zu wollen, entschlossen sie sich endlich, mit dem lezten Vorschlage, der ihr Ultimatum seyn sollte, hervorzutreten. Derselbe gefiel überhaupt den Franzosen ganz gut, und fand so viel Beyfall, daß er in aller Eile durchgegangen wäre, hätte der Herzog von Mayenne nicht noch die Einwendung gemacht: Die spanischen Minister hätten nur allgemeine Vollmachten, und müßte man erst wissen, was für einen Prinzen der König, ihr Herr, namentlich in Vorschlag bringen wollte? Allein, wie erstaunte der Herzog, als jene, in Gegenwart des päbstlichen Legatens und der vornehmsten Glieder der Stände, nun wirklich eine ordentliche Vollmacht hervorzogen, den Herzog von Guise in Vorschlag zu bringen. Mayenne wurde hierüber ziemlich verwirrt; doch verbarg er seinen Unwillen so gut er konnte.

Bisher haben wir gesehen, daß der Herzog eben nicht eilte, einen König von Frankreich zu seinem Nachtheile wählen zu lassen. Aber eben so wenig benuzte er die allgemeine Zuneigung gegen ihn, um vermittelst dieser günstigen Stimmung, was ihm doch sehr leicht gewesen wäre, sich selber die Krone zu

zu

zuwenden. Er hatte den König von Spanien wegen der mächtigen Unterstützung, welche die Ligue schon seit langer Zeit und noch gegenwärtig von demselben erhielt, sehr geschickt zu schonen gewußt. Nun aber lag es offenbar zu Tage, aus was für Absichten Philipp dieselbe unterstützte; und der Herzog liebte seinen Neffen zu wenig, als daß er ihn zu seinen Oberherrn hätte machen wollen. Seine Gemahlin, Henriette von Savoyen-Tende, verachtete den jungen Herzog von Guise vollends so sehr, daß sie, als ihr die lezten Vorschläge der spanischen Minister zu Ohren kamen, mit ziemlichem Stolze sich verlauten ließ: Noch eher könnte sie Hand bieten, mit dem Könige von Navarra sich auszusöhnen, als sich so schändlich zu erniedrigen, den Knaben (der wirklich kaum 20. Jahre hatte) als König anzuerkennen. Da also der Verdacht, den der Herzog schon lange in Geheim nährte, sich nun wirklich bestäthigte, so gab jtzt seine Gemahlin durch jene Reden Anlaß, noch andere bisher noch verborgene Plane ans Licht zu bringen. Mayenne hatte inzwischen, ohne sich sogleich über die von den spanischen Ministern gemachten Anträge zu erklären, und ohngeachtet seiner Ueberraschung und seiner Besorgnisse, daß dieselben etwa von den Ständen angenommen werden möchten, noch Geistesgegenwart genug, acht Tage Aufschub zu verlangen, um einen so wichtigen Vorschlag, hauptsächlich mit Rücksicht auf das allgemeine Beßte, in reife Ueberlegung zu nehmen. Ein solches Begehren konnte man nicht anders als gerecht und in der Ordnung finden. Während dieser Zeit nun wurde vermittelst der Uebermacht, welche der Herzog jedesmal über die 1593.

1593. Stände behauptete, wenn nicht ein tumultuarisches Geschrey der Menge dazwischen kam, die Karten so gemischt, daß man für gut fand, sich dahin zu erklären: Man halte es für allzu gefährlich und verwegen, die vorgeschlagene Wahl zu treffen, und vollends dieselbe unter den Augen des Königes von Navarra, der sich mit einer siegreichen Armee in der Nähe befände, bekannt zu machen, ohne zur Zeit noch die erfoderliche Macht zu haben, ihm allenfalls widerstehen, und den gefaßten Entschluß mit hinlänglichem Nachdrucke behaupten zu können; also müßte man einen solchen Wahlakt noch so lange verschieben, bis die grosse Hülfe, welche erst letzthin noch der König von Spanien versprochen hätte, wirklich angelangt seyn würde. Dieses war die förmliche Schlußnahme der Stände, und man fand Mittel, auch dem Herzog von Guise diesen Gesinnungen zu belieben. Seine neuen Höflinge und Schmeichler hielten seine Wahl, ob solche gleich zur Zeit noch verschoben wurde, für so ausgemacht richtig, daß einige aus ihnen schon von jtzt an ihren Gönner, unter sechs Augen, mit dem Majestätstitel beehrten.

Und nun sind wir dem Augenblicke nahe, in welchem alle diese grossen Entwürfe scheiterten. Die furchtbaren Bemühungen des Königes von Spanien und des römischen Hofes hatten ihre höchste Stuffe erreicht. Es schien nur noch ein Wort zu bedürfen, und die französische Monarchie hätte ihren Beherrscher geändert. Durch Eifersucht, Mißverständniß, Zaudern, man weiß selbst nicht recht wie, wurden alle diese Intriguen vereitelt, den

Bourbons die Krone gerettet, und die Ligue 1593.
auseinander geſprengt.

Der Herzog von Rohan ſagt in ſeinen Denkwürdigkeiten, und in einer ſeiner Abhandlungen über die Ligue: Daß Frankreich an Spanien verrathen war, und nur durch ein Wunderwerk ſich noch retten konnte. „Hätte ſich", fährt er fort, „Philipp II. begnügt, das Königreich zu zerſtücken, ſich „etlicher ihm anſtändigen Provinzen zu bemächtigen, und mit einigen Prinzen, welche Anſprüche „auf andere machten, z. B. mit dem Herzoge von „Savoyen, der Breſſe und des Dauphine, und „mit dem Herzoge von Mercoeur, welcher Bretagne gern haben mochte, zu theilen, ſo würde es „ihm in der Folge ein Leichtes geworden ſeyn, ſich „auch dieſer letztern nach und nach zu verſichern. „Allein er wollte alles auf einmal haben, und er„erhielt am Ende nichts. Man hat an dem Herzog „von Mayenne ſein gemäſſigtes Betragen nicht ohne Grund gerühmt: Er hätte ſich der Krone bemächtigen können; aber er ſah es voraus, daß ſie „lange auf ſeinem Haupte wanken würde, und liebte ſein Vaterland zu ſehr, um daſſelbe ewigen „Kriegsunruhen ausſetzen zu wollen. Wäre er, als „Spanien mit den letzten Anträgen herausrückte, „noch unverehligt geweſen, ſo weiſt man freylich „nicht, wozu es noch gekommen ſeyn möchte. Allein er war bereits verheurathet; und ſo konnte er „nicht König ſeyn, wollte aber eben ſo wenig, daß „ein andrer durch eine Vermählung es werden ſollte. Noch viel weniger konnte er den Gedanken „vertragen, daß ſich Spanien in Frankreich ſo „ganz feſtwurzeln, und das Königreich je ſeiner Vor-

1593. „mäſſigkeit unterwerfen ſollte. Daher bediente er „ſich ſo vieler Liſt, Schonung und Vorſicht, um die „Monarchie ihrem rechtmäſſigen Erben zu erhalten. „Und in dieſer Rükſicht verdient er allerdings die „gröſten Lobſprüche; wenn gleich weder ich, noch je„mand anderer es wiſſen kann, ob, in dem langen „Laufe dieſer heftigen Zerrüttungen, ſeine Geſinnun„gen immer die nämlichen geweſen ſeyn mochten. „Immer aber hat der endliche Ausgang ihn am „Beſten gerechtfertigt". Mittlerweile nun die Ständeverſammlung im Nichtsthun erſchlaffte, und bis zur Ankunft der ſpaniſchen Hülfstruppen ihre Arbeiten gleichſam einſtellte, zeigten ſich die Anhänger Heinrichs IV. um ſo geſchäftiger bey dieſer Verſammlung, und fanden hiezu trefflichen Vorwand: Da nämlich dieſer König und ſeine Freunde beſorgten, daß bey der ſtarken Gährung, in welcher ſich die Stände zu Paris befanden, ein dort unter ihnen gählings entſtehnder Aufruhr ſie verleiten möchte, wirklich zu einer Wahl zu ſchreiten, welche dann ſogleich von dem Pabſte, dem Könige von Spanien, von andern Monarchen, von der Ligue und von allen Katholiken anerkennt werden dürfte; und daß dann ein dergeſtalt überſtürzter Schritt nicht mehr zurükgenommen werden, und auf jeden Fall hin nur dazu dienen könnte, den Krieg zu verewigen. Dem zu folge ſandten die Katholiken von Heinrichs Parthey einen Trompeter mit der Erklärung an die Pariſer: Daß, nachdem der Herzog von Mayenne die Stände in der Abſicht zuſammenberufen hätte, um ein Mittel zu finden, wie Kirche und Staat könnten ſicher geſtellt werden, ſie ihrerſeits ganz bereit wären, Deputierte abzuordnen, um mit denje-

nigen, die hinüber Paris zu diesem End erkiesen 1593.
möchten, an einem dieser Stadt nahe gelegenen Orte gemeinschaftlich zur Erzielung eines so grossen Zweckes in Unterhandlung sich einzulassen. Dieses Anerbieten einer Konferenz zwischen den Katholiken zu beyden Seiten, wurde in der Stände-Versammlung zu Paris wirklich eröffnet. Vergebens setzten sich der päbstliche Legat, die Spanier und die Sechszehner dagegen, und liessen durch einige der Ligue anhängende Sorbonisten, nach vorläufiger Untersuchung, einen solchen Vorschlag für schismatisch und ketzerisch erklären; der Herzog von Mayenne, der hierüber ganz anders dachte, und jede schikliche Gelegenheit ergriff, die Sachen in die Länge zu schieben, brachte es nichts-desto minder dahin, daß solcher angenommen, und der Flecken Surennes zu dem Zusammentritte bestimmt wurde. Dort erschienen also Deputierte von beyden Theilen: Renaud von Beaune, Erzbischof von Bourges, an der Spize der Königlichgesinnten, und Peter von Espinac, Erzbischof von Lyon, an jener der Liguisten. Beyde waren grosse und geschikte Prälaten, welche bey dieser Gelegenheit ihre Talente vortreflich zeigen konnten. Das gleiche thaten auch die übrigen Abgesandten von der einen und andern Parthey. Nach sieben oder acht Zusammenkünften zu Surennes, und nach zwoen zu Roquette, dem Pallaste des Kanzlers von Chiverni vor dem St. Antonsthore, und zu la Villette, zwischen Paris und St. Denis, wurde indessen nichts abgeschlossen, und der Kongreß schien sich unverrichteter Dinge trennen zu müssen. Da es sich indessen leicht begreifen läßt, daß geschickte Männer, welche so oft zusammentretten, sich eben nicht

1593. einzig über diejenigen Punkten eines Geschäfts, welches den Hauptgegenstand ihrer Absendung ausmacht, sondern auch noch über andre Seiten desselben berathschlagen, so geschahen auch hier ihre eigentlichen Unterhandlungen zwar öffentlich; aber die Weise, wie man sich in jedem Falle benehmen, und wie so mancherley Schwierigkeiten aus dem Wege geschaft werden müßten, gaben ihnen hinlänglichen Stoff, sich noch nebenzu insgeheim zu unterreden, und über das jeder Parthey ganz eigene Interesse in dieser wichtigen Angelegenheit sich zu vergleichen.

So wurde der Erzbischof von Bourges durch die Gründe seiner Gegenparthey überzeugt, daß es Heinrich IV. unmöglich seyn würde, ohne eine aufrichtige und öffentliche Glaubensänderung zum ruhigen Besize der Krone zu gelangen; und daß man hingegen, in so ferne er sich zu einem solchen Schritte verstühnde, sich allerdings schmeicheln dürfte, die Ligue samt ihrem ganzen Anhange sinken zu sehn. Als man demnach in dem lezten Zusammentritte mit einem solchen Vorschlag wirklich öffentlich hervorrückte, verlangte der Erzbischof die nöthige Zeit, um seine Kommittenten hierüber zu berichten, und sich neue Verhaltungsbefehle auszubitten. Zwar wußte er dieselben schon, und noch weit mehr; aber er gab sich nicht weniger das Ansehn, als müßte er sie erst erwarten. Sobald er nun dieselben, dem Vorgeben nach, wirklich erhalten hatte, eröfnete er der Versammlung: „Wie Gott, in Ansehung der so sehr gehoften Bekehrung des Königes, die Wünsche von „Frankreich erhört habe, und er nun im Stande „sey, ihnen die Versicherung zu geben, daß Heinrich IV. sich gänzlich entschlossen hätte, seine Re-

„zerey abzuschwören, und sich vorläufig von Prälaten und Theologen, die er bereits zu sich berufen „habe, in der wahren Religion den nöthigen Unterricht geben zu lassen". Durch eine so bestimmte Erklärung wurden die Abgesandten der Ligue nicht wenig überrascht, und verlangten nun auch ihrerseits einen Aufschub, um sich hierüber mit ihren Kommitenten besprechen zu können. Als nun dieses der Ständeversammlung zu Paris berichtet wurde, entstuhnd unter dieser eine grosse Bewegung. Denn jezt zeigte es sich, daß die schrecklichen Unruhen, welche das Königreich schon seit so langer Zeit bestürmten, meist nur Privat-Herrschsucht und Eigennuz gewisser Faktionshäupter zum Grund hätten, und die vorgeschlagene Veränderung eine Menge chimärischer Projekte der Liguisten, und die Ligue selbst gänzlich vernichten müßten. Um indessen so friedlichen Aussichten noch so lange wie möglich in den Weg zu tretten, nahm man wieder zu allerley neuen Intriguen seine Zuflucht. Der Kardinal-Legat machte über alles, was in Ansehung eines solchen Bekehrungsschrittes verhandelt werden möchte, eine vorläufige Nullitätseinwendung bekannt, und untersagte es allen Geistlichen, unter Androhung der Exkommunikationsstrafe, und des Verlustes ihrer Benefizien, einem derley Akt beyzuwohnen; und die zu der Ständeversammlung abgeordneten Priester legten wirklich in die Hände des Legaten einen Eid ab, womit sie gelobten, keinen König anders als mit Bewilligung des Pabstes anzuerkennen. Dieses letzte Ereügniß hielt indessen der Herzog von Mayenne, welcher seine Regentschaft gerne noch um etwas verlängerte, und gewöhnlich sehr langsam alle seine 1593.

1593. Schritte abmaß, für ſo wichtig nicht, um es verhindern zu müſſen. Inzwiſchen aber wurde durch die Bekehrung des Königes, und durch die Ausſichten auf eine bevorſtehende allgemeine Ausſöhnung, ein groſſer Theil der Deputierten erſchüttert, und bald jedermann dachte nun einzig darauf, unter den mögslichſt vortheilhaften Bedingniſſen für ſich ſelbſt Friede zu machen.

In den Provinzen waren dieſe Schritte zum Frieden noch weit merklicher. Das Volk nnd ein Theil der Groſſen wünſchten, der Unordnungen der Ligue und des daraus entſtandenen langwierigen und blutigen Bürgerkrieges, deſſen ſie bereits müde geworden, unter irgend einem anſtändigen Vorwande los zu werden. Ein ſolcher war ohne Widerrede die Bekehrung des Königes. Die Anſprüche, welche er als Prinz vom Geblüt auf die Krone hatte, wurden ihm niemals ſtreitig gemacht. Das Saliſche Geſetz, welches den Franzoſen ſo heilig als das Evangelium iſt, entſchied zu Heinrichs Gunſten bey denjenigen, die daſſelbe kannten, ſo gut, als bey denen, welchen es unbekannt war. Was ſo viele Menſchen bisher irre machte, war einzig der Vorwand der Religion, der nun durch ſeine Vereinigung mit der Kirche gehoben wurde.

Indeſſen hatte die ungemeine Achtung überhaupt, in welcher dieſer Prinz faſt allgemein ſtuhnd, ſo wie der Ruhm insbeſondre, den er ſich durch Waffenglück erworben hatte, auch vieles beygetragen, die Gemüther auf einen für ihn günſtigen Ausgang der Dinge vorzubereiten. Denn unſtreitig war Heinrich IV. ein groſſer Fürſt. Unter allen Drangſalen des Mißgeſchickes geboren und erzogen, fehlte es

ihm selten an Gelegenheit, seine Tugend und sein 1593.
treffliches Genie zu üben. Und eben dadurch ist er so gütig, so gelenksam, und, wenn es erlaubt ist, das Wort von einem Könige zu gebrauchen, ein so ehrlicher Mann geworden. Auch gewann er seither von Tag zu Tage mehr Achtung, oder, was noch besser ist, die allgemeine Liebe seines Volkes; und eben so wurde er im Auslande immer höher geschäzt. Im Felde hatte er seine Tapferkeit vielfältig bewiesen, stets seine Armeen persönlich angeführt, und mit ihnen die Schlachten zu Coutras, Senlis und Ivri gewonnen; derjenigen zu Arques und zu Fontaine-Francoise in Burgund, welche leztre erst i. J. 1595. erfolgte, hier nicht zu gedenken, wo der Connetable Velasco mit seinen lezten Mailänder-Hülfstruppen geschlagen wurde, und die Ligue ihren lezten Athem aushauchte. Die Schlacht bey Arques und die darauf erfolgte Einnahme einiger Städte hiernächst, hatten zu weiter nichts gedient, als den König zum Sieger in diesem Feldzuge zu machen, und ihm Gelegenheit zu geben, sich der Stadt Paris nähern, und ihr schon von der Ferne alle Zufuhr abschneiden zu können.

Heinrich kam am 22. Heumonath 1593. von Mante zu St. Denis an. Am folgenden Tage ließ er sich von sechs Uhr Morgens bis ein Uhr Nachmittags einschlieſſen; und mit ihm der Erzbischof von Bourges, sieben oder acht Bischöfe, und unter diesen auch der zum Bisthum Evreux ernannte du Perron, mehrere Sorboniſten, drey Pfarrer von Paris, und der Pater Beranger, ein gelehrter Dominikaner. Alle diese unterrichteten ihn noch vollends in dem römisch-katholischen Lehrbegriffe, und suchten ihm

1593. ſeine letzten Religionszweifel zu benehmen. Nachdem er ſich erklärt hatte, daß er nun wirklich Willens ſey, Katholik zu werden, entwarf man ein Glaubensbekenntniß, das er ſofort unterſchrieb. Nun aber mußten, zu Entſcheidung der Frage: Ob ein König von Frankreich von einer Exkommunikazion, in einem dem H. Stuhle eigens vorbehaltenen Falle, könne losgeſprochen werden? erſt noch die Biſchöfe und Theologen zu einem beſondern Rathſchlag zuſammentretten. Dieſe Frage wurde von ihnen bejahend entſchieden. Die Kanoniſten beſtimmten nämlich drey Fälle, wo man verhindert werden könnte, die Losſprechung perſönlich in Rom zu ſuchen. Der erſte Fall war: Wenn man in Gefahr ſtühnde, in einer Schlacht, der man alle Tage ausgeſezt wäre, das Leben zu verlieren. Der zweyte Fall würde alsdann eintretten, wenn die exkommunizierten Perſonen von hohem Range, und namentlich ſouveraine Herren wären, die Staatsgeſchäften wegen nicht nach Rom gehen könnten. Dieſe Reiſe dürfte endlich drittens in dem Falle unterbleiben, wenn Gefahr im Verzug wäre, und man befürchten müßte, die Ausſöhnung eines groſſen Monarchen mit einem groſſen Königreiche, die keinen Aufſchub leiden könnte, zu verzögern. Man entſchloß ſich alſo, den König ad cautelam und unter dem Bedinge loszuſprechen, daß nach Rom eine feyerliche Geſandtſchaft abgeſchickt werden ſollte, um die Beſtäthigung und den Seegen des H. Vaters ſich darüber auszubitten.

Die Losſprechungsfeyerlichkeit gieng dann endlich Sonntags 25. Chriſtmonath 1593. zu St. Denis wirklich vor ſich. Die Schweizerſchen, Franzöſiſchen und Schottländiſchen Garden, die Garden von der

Prevote, die höchsten Gerichtshöfe, die Offiziers, die 1593.
Prinzen, die Kronbedienten und die Prälaten traten voraus. Alle Strassen waren wie an grossen Festtagen ausgeziert und mit Tapeten behangen. Der König erschien in weissem Gewande; vor ihm her zwölf Trompeter, und hinter ihm 600. Edelleute, die eben so kostbar wie das übrige Gefolge gekleidet waren. Der Zug gieng zur Kirche des H. Dyonisius, bey dessen Eingange der Erzbischof von Bourges auf einer Art von Thron, und in Pontifikalkleidung mit seinen Assistenten sass. Er fragte den König, nach Innhalt des Rituale und den vorgeschriebenen Formuln: Wer er sey, und was er begehre? Heinrich antwortete: „Ich bin der König, und „verlange in den Schooß der römisch-katholischen „apostolischen Kirche aufgenommen zu werden". Nach diesen Worten warf er sich auf die Kniee nieder, überreichte sein unterschriebenes Glaubensbekenntniß, wiederholte dasselbe seinem wesentlichen Innhalte nach, und legte den Eid ab. Hierauf ertheilte ihm der Erzbischof die Lossprechung von allen Kirchenstrafen, die bisher auf ihm lagen. Alsdann wurde er in die Kirche eingeführt, und wiederholte seinen Eidschwur neuerdings auf die Evangelien. Das Hochamt hielt dann der Bischof von Nantes; und nach dessen Beendigung wurde der Ambrosianische Lobgesang unter dem Donner der Kanonen und dem Geräusche einer Kriegsmusik angestimmt. Wegen der Nähe von Paris und der Seltenheit einer solchen Handlung hatte sich eine grosse Menge Volks zu St. Denis eingefunden. Vergebens wurde solches den Parisern durch den päbstlichen Legaten und von der Polizey verboten. Fast alle Stadtbewohner erschie-

1593. nen dort; und so oft man in der Kirche Domine salvum fac Regem sang, so oft erscholl unter den zahlreichen Zuschauern, von welchen alle Strassen von St. Denis bis Paris angefüllt waren, das: Es lebe der König! Ueberhaupt wurde dieses Fest mit so vieler Munterkeit gefeyert, machte auf das ganze Königreich einen so starken Eindruck, und zog so viele wichtige Folgen nach sich, daß dieser Tag, wie Maimbourg sagt, unter die lezten Tage der Ligue gezählt werden kann.

Wirklich war ihr Ansehn bereits dahin, und sie fieng an, sichtbar ihrem gänzlichen Verfalle entgegenzugehn. Die Grossen legten sich nach und nach zum Ziele. Der Marquis von Vitry, welcher gleich nach Heinrichs III. Tode aus Gewissenstrieb den König verlassen hatte, kam itzt zu allererst zurück, und lieferte Meaux aus, wo er Statthalter war. Ihm folgten die Herren von la Chatre, Bois-Dauphin, und der Admiral von Villars, verglichen sich nach und nach mit dem Könige, und unterwarfen ihm die Städte Orleans, Bourges u. s. f.

Eben so benahmen sich die Provinzen. Zuerst unterwarf sich die Provenze, hierauf Lyonnois, und bald ließ sich alles dazu an, dem Könige Paris zu übergeben, worauf sodann das übrige von sich selbst folgen würde.

Die Feyerlichkeit von St. Denis hatte zu dergleichen Unterhandlungen, an denen man in den folgenden Monathen arbeitete, vornehmlich den Weg gebahnt. Das Parlament, die Prevots des Marchands, einige der angesehensten Schöppen, andre Personen vom Range, und alle wohlgesinnten Bürger vereinigten sich, jene Absichten zu befördern. Der

Graf von Brissac, Statthalter von Paris, sah 1593.
endlich, daß er nur noch auf die lezten Ueberbleibsel der Sechszehner, auf einige wenige fanatische Prediger und auf den niedrigsten Pöbel sich verlassen könnte, und traf also noch bey Zeiten seinen Vergleich. So wurde endlich auch die Uebergabe dieser grossen Hauptstadt beschlossen, ohne sich weiter viel um die bis auf 3—4000. Mann herabgeschmolzene spanische Garnison zu bekümmern.

Denn 22. Merz 1594. rückte am frühen Morgen 1594.
die Infanterie durch die neue und St. Denis Brücke ein. Ein andres Korps besetzte das Arsenal. Der König kam mit seiner Kavallerie von Monts Martre her, und erschien vor den Thuillerien, während das Fußvolk sich der Wälle, der beyden Chatelets, des Palästes und der Thore bemächtigte. Schon schrie man: Es lebe der König! und streute gedrukte Zettel aus, auf welchen eine allgemeine Begenrevoluzionserklärung enthalten war. Ausser einem Korps de Garde von 25. Mann, welche in den Strohm geworfen wurden, hatte sich kein Mensch zur Gegenwehr gesetzt; und der König zog, da dergestalt alles ruhig war, gleichsam im Triumphe, mit seinem Adel durch die neue Porte ein. Der Herzog von Brissac (denn kurz nachher erhielt er diesen Rang) überreichte dem Könige die Schlüssel, welcher ihn auf der Stelle zum Marschall von Frankreich machte. Alsdann gieng Heinrich geradenwegs in die Kirche von Notre-Dame, um dort der Messe und dem Ambrosianischen Lobgesang beyzuwohnen, welcher unter dem Geläute aller Stadtglocken und unter unaufhörlichem Freudengeschrey abgesungen wurde. Er nahm das Mittagmahl im Louvre

1594. ein, und ließ sich hierauf von allen Ständen huldigen. Man hatte bey diesem Einzuge ganz andre, und weit unruhigere Bewegungen befürchtet; und der König sorgte deswegen dafür, dem Kardinal von Piacenz als päbstlichen Legaten, dem Kardinal von Pelleve und den Spanischen Gesandten alle nöthige Sicherheit zu verschaffen. Der spanischen Garnison erlaubte er, obgleich keine Kapitulazion vorausgegangen war, frey abzuziehen, und sich in die Niederlande zu begeben. Auch verließ sie noch am nämlichen Tage die Stadt, und Heinrich setzte sich, nachdem er seine Audienzen gegeben hatte, zu Pferde, um sie selber durch das Thor von St. Denis defiliren zu sehen. Unter diesen abziehenden Truppen befanden sich der Herzog von Feria, Don Diego von Ibarra, und Don Johan Baptista von Taxis. Sie wurden dem Könige vorgestellt, welcher sie ganz wohl aufnahm, und ihnen seine Empfehlungen für den König ihren Herrn auf den Weg gab; alsdann freylich ihnen eine glückliche Reise wünschte, und mit seiner gewohnten schalkhaften Laune hinzusetzte: Aber kommen Sie mir, meine Herren, nur nicht wieder! So geschah' diese Uebergabe von Paris; und an demselben und dem folgenden Tage wurde alles so friedlich, als wäre nie nichts vorgefallen, wieder in die alte Ordnung gebracht. Die Ligue erreichte nun ihr völliges Ende. Der Herzog von Guise legte sich, unter einigen vortheilhaften Bedingnissen, bald ebenfalls zum Ziele. Das gleiche thaten die Lotharingischen Prinzen von Elbeuf und von Chalim. Länger zauderte der Herzog von Mayenne. Aber auch er bequemte sich nach der Schlacht zu Fontai-

ne's Francoise, die als der lezte Athemzug der Ligue zu betrachten ist, i. J. 1595. seinen Vergleich zu treffen, welches aber bis zu Anfang des folgenden, da der König zu seinen Gunsten ein Edikt gab, geheim gehalten wurde. Als der Herzog dem Monarchen zu Monceaux huldigte, spazierten sie lange miteinander in den schönen Alleen dieses Schlosses. Da nun Mayenne, welcher sehr fett war, nach einem langen Gange in ziemlichen Schweiß gerieth, und den König bemerken ließ, daß ihm unmöglich sey, es länger auszuhalten, erwiederte der Monarch: Und ich, mein Vetter! schwör' Ihnen, daß dieser Spaziergang das einzige Ungemach seyn soll, welches ich Sie für dasjenige, so Sie mir durch die Ligue zugefügt haben, je werde empfinden lassen. 1594.

Zwar bliesen nachwerts die Herzoge von Mercoeur und von Joyeuse, der erstere in Bretagne, der andre in Languedoc, noch einmal in die Asche der erstickten Ligue. Aber auch sie unterwarfen sich endlich, obschon sehr späthe. Der lezte, welcher i. J. 1598. huldigte, war der Herzog von Mercoeur-Vaudemont.

Siehet man die grossen Veränderungen an, welche nun getroffen wurden, so läßt sich kaum begreifen, wie es möglich gewesen sey: Daß eine Stadt wie Paris, das Centrum und der Brennpunkt der Ligue, welche in allen vier Enden des Königreichs das Feuer angezündet, hartnäckig zwo Belagerungen aushielt, und in der letztern es, ungeachtet der eingebrochenen Hungersnoth, Pest und alles Elendes, aufs Aeusserste kommen ließ — daß, sag' ich, eine so unermeßliche, mächtige, volkreiche und in ihren

1594. Anſtehnungen gemeiniglich ſo ausharrende Stadt, ohne allen Schwerdtſtreich, und ohne es faſt gewahr zu werden, in die Hände des Königes fallen konnte. Eben ſo ſehr muß man erſtaunen, wenn man aufmerkſam die bisherige Macht der Ligue, und nunmehr ihren Fall betrachtet. Dieſes fürchterliche Komplott, welches alle Grundgeſeze des Reiches über den Haufen warf, den Thron erſchütterte, und seinen ſchlimmſten Feind auf denſelben erheben wollte; dieſe unglückliche Zweytrachtsfackel, welche das Heiligſte mit dem Profan vermengte, und zu ſo vielen Frevelthaten, zu dem Meuchelmord an Königen und andern der angeſehenſten Perſonen, zu Raub und Verwüſtungen, und überhaupt zu allen erdenklichen Verbrechen leuchtete — nach ſo vielem vergoſſenem Menſchenblute und aufgeopferten Schätzen — erloſch allmählich, und gleichſam unbemerkt, in ein gänzliches Nichts. Bis auf den heutigen Tag in Heſſen erblickt man noch in den innern Provinzen des Reichs, als traurige Denkmäler dieſer ſchrecklichen Bürgerfehde, mit Mooß bedeckte Ruinen von durch ſie verwüſteten herrlichen Gebäuden, welche nach dem Verlaufe von zwey Jahrhunderten nie wieder hergeſtellt werden konnten, und nur noch in der Geſchichte bekannt ſind.

Zweyter Abschnitt.

Erzherzog Ernest, Statthalter der Niederlande. Heinrich IV. König von Frankreich und Navarra erkläret dem Könige von Spanien den Krieg. Der Schauplaz desselben zieht sich wieder in die Niederlande. Tod des Erzherzogs Ernest. Der einsweilige Statthalter, Graf von Fuentes, sezt den Krieg glücklich fort; belagert und erobert Cambray, welches ein Privatmann, unter dem Schuze von Frankreich, unrechtmäßig im Besitze hatte. Geschichte dieser Besiznehmung und ihres endlichen Ausganges.

Mittlerweile die französischen Unruhen auf den höchsten Grad der Wuth gestiegen waren, hatten hingegen die niederländischen, welche durch jene unterbrochen wurden, sich um etwas weniges abgekühlt. Da nämlich jenes benachbarte Königreich in der heftigen Bewegung, worinn es sich befand, alle Schrecken des Krieges gleichsam in seinem Schooß versammelte, so genoß man, während einer so mächtigen Diversion dafür in den Niederlanden, verdentlich eine Art von Ruhe. Ich habe es versucht, den Ursprung, den Fortgang und das Ende dieses Bürgerkrieges in Frankreich, hauptsächlich wegen seines grossen Einflusses auf unsere eigenen innerlichen Jehden, nach allen seinen Haupteräugnissen, so gedrängt, als möglich, darzustellen. Sehr weit, ich weiß es, hat mich die Erzählung derselben von dem Hauptgegenstande entfernt, dem die gegenwärtige Geschichte zunächst gewiedmet ist. Allein ich 1594.

1594. schmeichle mir gleichwohl, daß diese Episode nicht am unrechten Plaze steht, und den Lesern schwerlich mißfallen wird. Itzt aber laßt uns wieder einmal ganz auf die Niederlande zurückkommen. Seit dem Tode des Herzogs von Parma, war Erzherzog Erneſt Statthalter darüber; derselbe tratt indessen seine Stelle erst i. J. 1594. eigentlich an, und hielt den 17. Jenner in Luxemburg, und nachher in Brüssel und Antwerpen seinen feyerlichen Einzug. Von sechs Söhnen, welche Kaiser Maximilian II. hinterließ, war er der zweyte, und Kaiser Rudolfs II. nächstgebohrner Bruder. Derselbe wurde mit seinen jüngern Brüdern Albert und Wenzel am spanischen Hofe erzogen; Philipp II. hielt sie mit königlicher Huld auf gleichem Fuße, wie seine eigene Kinder. Dem Erzherzog Erneſt hatte er seine ältere Tochter zur Gemahlin, und die Niederlande derselben zur Mitgift bestimmt; und als nun vollends die Zeitumstände und die glücklichen Fortschritte der Ligue für die Ansprachen der Infantinn ungemein gönstig schienen, bot er, wie wir schon gesehen, seine lezten Kräfte auf, um diesem Paar die französische Krone zuzuwenden. Da es eben an dem war, daß jene wichtige Begebenheit, mit der man sich in Spanien schmeichelte, endlich entschieden werden sollte, trat auch der Erzherzog seine Reise nach den Niederlanden augenscheinlich in der Absicht an, um während der Krisin der bevorstehenden Königswahl, deren Ausgang für ihn so wichtig war, nahe bey der Hand zu seyn. In den Niederlanden wurde er überall mit königlicher Pracht und groſſen Freudenbezeugungen aufgenommen. Das Volk erwartete, in kurzem ihn auf den

franzöſiſchen Thron ſteigen zu ſehn, und ſchmeichelte ſich wenigſtens, daß er durch die Macht, die ſeinen Händen anvertrauet war, oder dann durch einen vortheilhaften Frieden vorzüglich im Stande ſeyn würde, den niederländiſchen Unruhen einmal ein Ende zu machen. Wirklich war auch das lezte ſein einziges Abſehn, und er vernachläßigte darum kein Mittel, daſſelbe zu erreichen. 1594.

Während den lezten vier oder fünf Jahren, ſeit Spanien, nur einzig mit ſeinen weitausſehnden Entwürfen auf Frankreich beſchäftigt, den Niederländiſchen Krieg vernachläſſigte, hatten die Vereinigten Provinzen vortrefliche Gelegenheit, auf alle Fälle hin ſich in die nöthige Verfaſſung zu ſetzen. Auch hätte der immer gröſſer und kühner gewordene Feldherr Graf Moriz, nachheriger Prinz von Oranien, ſehr gewünſcht, dieſe Unthätigkeit des Feindes und eine ſo günſtige Zwiſchenzeit beſſer benutzen zu können. Allein er hieng von Leuthen ab, welche nichts weniger als daran dachten, ſich durch Siege zu vergröſſern. Der Gewinn, den ſie bereits, weit über ihre kühnſten Hofnungen hinaus, von der Handlung bezogen, war zu groß, als daß ſie nicht auch für die Zukunft von der Anſtrengung des über all rege gewordenen Kunſt- und Gewerbfleiſſes ſich ungleich mehr Ueberfluß und Wohlſtand als von jeden andern durch das Glück der Waffen erſt noch zu erwerbenden Vortheilen verſprechen durften. Das Genie der Nazion, gewöhnte ſich gänzlich an dieſen Gedanken; Seewesen und Commerz wurden ihre herrſcherde Neigung, und, wenn ich ſo reden darf, die Tugenden deren ſie ſich einzig befliſſen; daher

1594. gieng man von der einen und andern Seite itzt nur vertheidigungsweise zu Werke.

Der Vortheil war inzwischen meist auf Seite der Holländer. Sie hatten sich, zu verschiedenen Zeiten, bald dieser, bald einer andern Stadt bemächtigt. Deventer, Zütphen, Grol, Breda, Nimwegen, Gertrudenberg, Steenwyck, Hülst waren schon seit 1590. in ihrer Gewalt, und sie konnten sich derselben als einer Vormauer gegen jeden Angriff bedienen. Der Prinz Moriz wagte von Zeit zu Zeit andere Kriegslisten, die ihm nicht gelangen; die Spanier thaten das gleiche; und so führte man von beyden Seiten, um sich das Land streitig zu machen, einen kleinen Chikanenkrieg, ohne Blutvergiessen und ohne Geräusche. Aber die neue Republick hatte sich, wie gesagt, im Innern bereichert, und zugleich ihre Grenzen befestigt.

Der Erzherzog merkte bald, daß es ihm, so lange sich Spanien in seinen Unternehmungen gegen Frankreich erschöpfte, nicht möglich seyn würde, die Oberhand zu behaupten. Daher gieng sein ganzes Absehen dahin, die Holländer zur Beendigung eines Krieges, der ihm so sehr zur Last war, durch gütliche Unterhandlungen bewegen zu können. Zu dem Ende that er mehrere Schritte, und soll sogar, wenn man Holländischen Schriftstellern glauben darf, ihrer Willkühr freygestellt haben, sich selbst die Friedensbedingnisse zu machen. So viel ist gewiß, daß er unterm 6. May 1594. ein weitläuftiges Mißiv, mit der Ueberschrift: Den Erlauchten, Vornehmen, Ehrbaren, Weisen und sehr lieben Staaten von Geldern, Holland, Seeland, Friesland, Utrecht, Oberyssel und andern

zu Haag bey einander verſammelt, abſchickte. 1594.
Der Innhalt dieſes Mißives war eine ungemein verführeriſche Ermahnung und Einladung, dem langwierigen Elende eines ſo grauſamen und beſtändig menſchenwürdigen Krieges einmal ein Ende zu machen, und ſelber ehrenhafte und vernünftige Bedingniſſe in Vorſchlag zu bringen. Der Prinz bethenerte dabey die Aufrichtigkeit ſeiner Abſichten, und berief ſich in den Kredentialien ſeiner Abgeſandten, auf die weitere Erklärungen, welche dieſelben, (die Rechtsgelehrten Otho Hertius und Jreome Loosmans) in ſeinem Namen thun würden. Dieſe beyden Männer befanden ſich ſchon eine Zeitlang in Holland, um einer ſolchen Unterhandlung den Weg zu öfnen.

Allein unglücklicher Weiſe waren weder Zeit noch Umſtände dieſem Geſchäfte günſtig. Man hatte gerade gegen die Mitte des verfloſſenen Märzens und Aprils Anſchläge auf das Leben des Prinzen Moriz, und in denſelben Tagen Spuren entdeckt, daß auch ſein Bruder, Prinz Heinrich, der Penſionair Oldenbarnevelt, der Kanzler Leoninus, und der Herr von St. Aldegonde vor meuchelmörderſchen Unternehmungen nicht ſicher wären. Ein als Soldat verkleideter Prieſter aus Namur wurde zu Breda auf bloſſen Verdacht hin feſtgeſezt, bekannte ſein Verbrechen, und entdeckte noch andere Mitſchuldige. Auch zu Bergs op Zoom bemächtigte man ſich eines andern wirklichen Soldatens; und zu gleicher Zeit kam noch ein drittes ſchwarzes Complott ans Licht, welches ein portugieſiſcher Arzt in England angeſponnen, um die Königinn Eliſabeth aus dem Wege zu räumen. Alle dieſe ſchlimmen

1594. Neuigkeiten wurden mit grossem Geräusche verbreitet, und hatten den Holländern Mißtrauen und Erbitterung eingeflößt. Gleichwohl wurden die Gesandten des Erzherzogs, Herrtius und Coomans, am 16. May bey den Generalstaaten zur Audienz vorgelassen. Sie hielten pathetische Anreden, und überreichten ein sehr weitläufiges Memoir. Dasselbe enthielt, nur mit mehr Ausführlichkeit, die nämlichen Einladungen und die nämlichen Ueberredungsgründe, welche schon in dem Schreiben des Erzherzogs enthalten waren. Am Ende fand sich noch eine förmliche Protestazion gegen die verläumderische Anklage jenes gefangenen Priesters, welcher sich unterstanden hätte, den Grafen von Barlaimont in seine Aussagen zu verwickeln, und sich sogar auf die Bekanntschaft mit Sr. Durchlaucht zu berufen. Man bot sich an, den Verbrecher entweder unter guter Verwahrung und mit einem Passe nach Antwerpen bringen, oder den Grafen selbst nach Breda kommen zu lassen, um ihn mit jenem zu konfrontiren. Aber eine solche Rechtfertigung über die Aussage dieses, und noch eines andern in einem ähnlichen Falle verhafteten Verbrechers, wurde für ganz unnöthig gehalten. Man hatte von dem Prinzen sowohl, als von den Personen, deren er sich bediente, eine ganz andre und bessere Meynung, die sie weit über einen solchen Verdacht hinwegsezte, und betrachtete dergleichen Anklagen lediglich für Ausflüchte, welche grossen Verbrechern sehr gewöhnlich sind.

Nachdem sich die Generalstaaten in mehrern Versammlungen berathschlaget hatten, ertheilten sie unterm 27. May 1594. auf das Schreiben des Erzherzogs ihre Antwort. Dieselbe war in sehr ehrer-

bietigen und für Se. Durchlaucht ungemein verbind- 1594.
lichen Ausdrücken abgefaßt; und dabey so weitläufig und ausführlich, daß sie für eine Schutzschrift und für ein Manifest zu gleicher Zeit dienen kann. Es enthielt nämlich dieselbe eine wiederholte Aufzählung alles dessen, worüber sich die Staaten seit dem Anfange der Unruhen bis auf diesen Tag gegen den König von Spanien zu beschweren hatten. Es wird darinn aller Vertragsbrüche und Verrätherey en der Spanier, ihrer Grausamkeit, ihrer Ungerechtigkeiten, der Verheerung der Provinzen, jener Hinrichtungen der vornehmsten Herren des Landes, des Meuchelmordes des Prinzen von Oranien, und derjenigen Komplotte erwähnt, die sie gegenwärtig noch in Frankreich, gegen die Königinn von England, und in den Niederlanden anzuspinnen im Begriffe stühnden. Sodann wird am Ende der Schluß gezogen: Daß hiemit ihr Eid und ihre Pflicht ihnen nicht erlaube, mit einem so gefährlichen Feinde, dessen Treulosigkeit ihnen nur allzu wohl bekannt wäre, sich in irgend eine Unterhandlung einzulassen; daß sie darum auch nicht einsehen könnten, was für Nutzen aus weitern Konferenzen entstehen sollte, wenn Se. Durchlaucht auch mit noch so viel Vollmachten versehen wären, und für sich selbst noch so aufrichtige Versicherungen von sich stellen würden, indem die Erfüllung deselben immer von einem Hofe abhiengen, der solche durch die Veränderung der Statthalterschaft, so oft es ihm beliebte, entkräften könnte; daß sie daher, entschlossen, sich in ihrer Freyheit zu behaupten, alles von dem göttlichen Beystand erwarten wollten, den sie auch andern Provinzen von Herzen anwünschten. Dabey ließen

1594. sie sich in Privatunterredungen, mehr als einmal verlauten, daß sie zwar vielleicht wohl mit den katholischen Provinzen, aber zu keiner Zeit mit dem spanischen Hofe, oder mit dessen Dazwischenkunft, in Unterhandlungen tretten wollten. Diese abschlägige Antwort machte dem Erzherzog Ernest einen tödlichen Verdruß. Dieser Prinz hatte, bey seinen grossen Verdiensten, wodurch er sich die allgemeine Bewunderung und Liebe des Volkes, und selbst seiner Feinde erwarb, übrigens einen sehr verschlossenen und ernsthaften Charackter. Der steife Ton, welcher am spanischen Hofe herrscht, wo er erzogen wurde, hatte sein düsteres Temperament noch verstärkt, und er war meist finster bis zur Melancholie. Auch wurde er um eben diese Zeit noch von mehrern Kränkungen niedergebeugt. Das spanische Ministerium hatte in Ansehung seiner Verheyrathung und der französischen Krone ihm die glänzendsten Versprechungen gethan, und ihn denn doch am Ende dem Herzog von Guise aufgeopfert. Das wenige Geld, welches man ihm bey seiner Abreise nach den Niederlanden mitgegeben, reichte kaum hin, den Truppen ihren ausstehenden Sold zu bezahlen. Auf mehrere dringende Briefe, die er hierüber nach Spanien schrieb, wurde ihm nicht einmal geantwortet. Er sah, wie alle jene weitaussehenden und kostspieligen Entwürfe, zu dem Thron von Frankreich zu gelangen, in der Ausführung scheiterten. Die aus Paris entlassene und in Hennegau angekommene spanische Garnison fieng an, wegen Ausbleiben des Soldes aufrührisch zu werden, und die gedachte Provinz zu verheeren. Um endlich das Maaß von so vielen Unglücksfällen voll zu machen,

erklärte König Heinrich IV. den Krieg, und man 1594.
sollte nun zween Feinde zurückschlagen, und ihnen zwo Armeen entgegensetzen. So vielfältige Kränkungen und so viele Gegenstände, die zumal auf eine noch von der Wassersucht bedrohte und ohnehin schwächliche Leibesbeschaffenheit so fürchterlich wirken mußte, kürzten wahrscheinlich die Lebenstage dieses Prinzen merklich ab. Zwar starb er nicht eigentlich an der leztgenannten Krankheit, sondern eine Hemorragie, oder ein heftiges Nasenbluten, rafte ihn nach wenigen Stunden dahin. Er verschied zu Brüssel in der Nacht vom 20. auf den 21. Hornung 1595. in einem Alter von 42. Jahren unverehelicht. Der Graf von Fuentes, welcher auf einen solchen Fall hin schon vorläufige Vollmacht hatte, übernahm auf der Stelle die einsweilige Regierung bis zur Ankunft des Erzherzogs Albert, welchem der König nach dem Absterben seines Bruders Ernest die Statthalterschaft über die Niederlande auftrug. Fuentes, ein eben so geschickter Staatsmann als Kriegsheld, hatte bereits seinen Plan entworfen, um einem doppelten Angriffe, der ihm von zween Seiten her drohte, auszuweichen. Auch ließ er sich darinn durch die Betrachtung im geringsten nicht irre machen, daß die ganze Last des Krieges, der in Frankreich so eben endete, nun auf die Niederlande fallen würde; denn er wußte zugleich, daß es von Seite der Franzosen lediglich eine Fehde des Trozes und der Prahlerey seyn würde, und daß der König von einem so verderblichen Bürgerkriege, dessen er kaum losgeworden, sich bey weiten noch nicht genug erholet hätte, um ein so grosses Unternehmen ausführen, oder sich wenigstens in die

1594. länge halten zu können: Daß übrigens Heinrich freylich sein Möglichstes thun würde, die Ehre seiner Krone zu rächen, und beyläufig den Adel seines Reiches zu beschäftigen, von dem er sonst vielleicht nicht ohne Grund neue Bewegungen zu besorgen hätte.

Fuentes beredete sich also, daß es, um die Franzosen mit Zeit und Weile zu besiegen, weiter nichts brauche, als ihren ersten stürmischen Anlauf abzutreiben. Den Holländern, welche durch diese neue Allianz, und durch die Kriegserklärung von Frankreich muthig geworden, und ihrerseits nachdrückliche Drohungen machten, sezte er den alten Montdragon entgegen, welcher, in dem aus den Niederländischen Unruhen entstandenem Kriege grau geworden, die Nazion, das Land seine Stärke und Blösse, nebst allen erfoderlichen Kriegslisten kannte, um ihre Gegenwehre unnüz zu machen. Einen solchen Plan nun auszuführen, brauchte er zwo Armeen, und hatte hierüber in einem festen und dringendem Tone nach Spanien geschrieben, woher er denn auch wirklich Hülfstruppen erhielt. Hiernächst stillte er den Aufruhr jener Soldaten, welche auf ihrem Rückmarsche aus Frankreich sich in den Grafschaften Artois und Hennegau zerstreut hatten, und brachte so zwey gute, zwar nicht sehr zahlreiche, aber wohl organisirte Heere zusammen. Alsdann ließ er das Geschüz und die nöthige Munizion in Ordnung bringen, und traf einsweilen, bis zur wirklichen Eröfnung des Feldzuges, alle Vorkehrungen zum Unterhalt dieser Armeen und zu immer gesicherter Herbeyschaffung der benöthigten Lebensmittel.

Heinrich IV. hatte sich inzwischen nach seiner zu 1594.
St. Denis erhaltenen Lossprechung den 27. Februar 1594. vier Wochen vor seinem Einzuge in Paris, zu Chartres krönen lassen; und schon haben wir gesehn, auf welche Weise sich ihm diese Stadt unterworfen, wie er sich mit einem Haupte der Ligue nach dem andern verglichen, und wie endlich diese ihren letzten Geist ausgehaucht.

Der König von Spanien hinwieder hatte von dem Aufwande so vieler Millionen, und von einem mehrere Jahre hindurch geführten kostspieligen Kriege nichts weiter, als das Mißvergnügen und den Verdruß eingeerndtet, einen grossen Streich vollkommen verfehlt zu haben. Noch blieben ihm nicht mehr als etwa dreyssig der wüthendsten Ligunisten, der fanatischen Prediger und der Sechszehner von Paris übrig, welche, in der Verzweiflung über ihr Mißgeschick, die Spanier auf ihrem Rückmarsche nach Flandern begleiteten, und ihm noch lange, als Pensionnairs, auf dem Hals blieben. Jedoch hatte er noch einen anderen Ausweg offen; nämlich dem Könige Heinrich seine Lossprechung in Rom zu erschweren, oder sie rückgängig zu machen. Schon seit lange behauptete nämlich die spanische Faktion die Oberhand am römischen Hofe, und machte es sich zur Pflicht, den dortigen Unterhandlungen des Königes von Frankreich alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Dieser hatte gleich nach seiner Vereinigung mit der Kirche, und auf den Entschluß der Prälaten zu St. Denis hin, den Herzog von Gonzaga Nevars nach Rom gesandt, um bey Klemens VIII. um die förmliche Lossprechung anzuhalten. Die Kardinäle von Joyeuse und von

1594. Gondi verwendeten auch ihrerseits sich dafür, fanden aber gleich anfangs unübersteigliche Hinderniſſe. Man kann in den Briefen des Kardinals von Oſſat, welche Amelot de la Houſſaye kommentiret hat, erſehen, was für Schwierigkeiten, Streit und Chikanen hierüber die ſpaniſche Faktion erregte, welche daraus natürlich eine Sache von höchſter Wichtigkeit machte.

Arnaud von Oſſat, ein Mann von geringem Herkommen, war damals weiter nichts als Geheimſchreiber des Kardinals von Joyeuſe, und Agent der Königinn Louiſe, der Wittwe Heinrichs III. Derſelbe wurde in dieſer Unterhandlung gebraucht, die man bald darauf ganz ſeiner Leitung überließ, und worinn er endlich ſo glücklich zum Ziel gelangte. In der Folge erhielt er das Bisthum von Rennes, dann das Erzbisthum von Auch, und endlich bloß ſeiner Verdienſte waren, und ohne nach irgend einer jener Präbenden oder gar noch höhern Würden geſtrebt zu haben, vollends zum Kardinalate. Heinrich IV. und ſein Staatsſekretair, der Herr von Villeroi, ließen es ſich aber deswegen nicht minder angelegen ſeyn, ihm für die wichtigen Dienſte zu belohnen, welche er der Krone geleiſtet hatte. Er ſtarb in Rom im Jahr 1604. Seine Briefe ſind in fünf Bänden gedruckt. Unter denſelben befinden ſich ungemein merkwürdige Staatsmißive über alle ſchwürigen Geſchäfte, die er am römiſchen Hofe führte, oder die ſonſt anderwerts zu ſeiner Zeit vorfielen. Amelot de la Houſſaye hat dieſelben, wie ſchon bemerkt, mit ſeinen Auslegungen begleitet; und ſie werden noch heut zu Tage von Kennern nicht wenig geſchäzt und geſucht. Oſſat hatte dem

nach auch die Angelegenheit wegen der Lossprechung 1594.
des Königes zu besorgen; und dieselbe wurde ihm so sehr erschweret, daß er mehr als einmal selbst dem Monarchen rieth, die Sache mit wenigerm Eifer betreiben zu lassen, mittlerweile aber sich in Frankreich um so fester zu setzen. In einem seiner Briefe schrieb er an Heinrichen: „Sire! Der Römische Hof ist ein Barometer. Gewinnen Sie aber nur anderwerts Schlachten, und machen Sie Eroberungen, so wird auch hier alles gut von statten gehn.“ Und wirklich, so bald man in Rom gewahr wurde, daß man von Seite Frankreichs immer weniger auf eine Entscheidung drang, fieng der H. Stuhl, aus Furcht, man möchte etwa gar auf den Gedanken fallen, ihn völlig vorbeyzugehn, nun von sich selbst an, die Sache mit neuer Lebhaftigkeit zu betreiben; und so erhielten denn Davi dû Perron, ebenfalls nachheriger Kardinal, und der von Ossat am 17. Sept. 1595. von Pabst Klemens VIII. mit den in der Kirche vorgeschriebenen Formalitäten, und mit einem unter sich beyderseits verabredeten Zeremonielle, die feyerliche Lossprechung.

Heinrich IV. erwartete indessen nicht erst, daß er zu Rom als Allerchristlichster König von Frankreich und Navarra anerkannt würde, um sich an dem Könige von Spanien zu rächen, welcher während der Ligue alle katholische Fürsten eingenommen und auf einen so hohen Grad schüchtern gemacht hatte, daß sich fast niemand wagte, Heinrichen als König anzuerkennen. In Italien (sagt der Herzog von Rohan in seinen Memoiren) unterstützte ihn der Großherzog von Toskana mit beträchtlichen Geldsummen; aber derselbe that dieses

1594. wegen der Spanier nur in Geheime, und mit grosser Vorsichtigkeit. Die Republick Venedig war übrigens von allen Mächten die erste, welche gleich nach Heinrichs III. Hintritt ohne Bedenken und ohne sich zu bekümmern, wie man es zu Rom und Madrid aufnehmen würde, Heinrich IV. als König anerkannte. Dieser, der sich von Spanien aufs heftigste beleidigt fand, gieng indessen nur mit seiner Empfindlichkeit, aber nicht mit den Kräften zu Rathe, die er nöthig hatte, einen so grossen Bruch zu wagen. Er war noch kaum im Besitze seines Königreiches, welches sich in dem erbärmlichsten Zustande befand, der Ruhe so sehr nöthig hatte, und worinn die Asche noch rauchte, als er mit England und Holland seine Bundesverträge erneuerte, und durch sein Edikt vom Jenner 1595. in sehr heftigen Ausdrücken dem Katholischen Könige den Krieg ankündigte. Dieser Erklärung wurde im Namen Philipps II. und des Erzherzogs Ernest, der damals noch lebte, eben so heftig beantwortet, und darinn König Heinrich nur schlechtweg der Prinz von Brean genannt.

Den Drohungen folgten die Thätlichkeiten auf dem Fuße nach, und die Armeen beyder Theile setzten sich in Bewegung. Der Graf von Fuentes blieb seinem Plane getreu, so wie auch Montdragon den seinigen pünktlich befolgte. Um es künftig nicht wiederholen zu dürfen, will ich hier nur ganz kurz bemerken, daß die Holländer eine schöne, und der feindlichen in jeder Rücksicht überlegene Armee, unter Anführung des Prinzen Moritz, auf die Beine gebracht hatten. Montdragon setzte derselben Kriegslisten von altem und neuem Schrot entgegen, und

that genau das, was der Herzog von Alba während des ersten Feldzuges gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien gethan, als er i. J. 1568. über die Maas gieng. Er nöthigte nämlich den Feind zu beschwerlichen und unnöthigen Märschen und Gegenmärschen; schnitt ihm die Ströhme und die Zufuhren ab; machte ihm Pässe und vortheilhafte Positionen streitig, und legte ihm endlich wegen des Terrains, das er ganz vortreflich kannte, so viele Schwierigkeiten in den Weg, bot ihm von so mancher Seite die Spitze, und vereitelte alle seine Anstrengung dergestalt, daß am Ende des Feldzuges seine übelzugerichtete und geschwächte Armee auch nicht einen Spannenbreit Landes gewonnen hatte. Fuentes gieng ebenfalls nach seinem eigenen Plane, auf eine andre Weise zu Werke. Daher war der Krieg von dieser Seite weit lebhafter. 1594.

Die Franzosen fielen unter der Anführung des Grafen von St. Paul, des Marschalls von Bouillon und des Admirals von Villars, in die Picardie ein, und schritten ganz herzhaft zur Belagerung von Fere. Der Graf von Fuentes konnte diesem Streiche nicht ausweichen. Er belagerte also Catelet, das er aber bald wieder verließ, um der Stadt Ham zu Hülfe zu eilen, welcher die Franzosen, nach der Einnahme von Fere, hart zusetzten. Allein er kam zu späthe; die Feinde hatten den Ort bereits mit stürmender Hand eingenommen, und mit Plündern und Morden viel Grausamkeiten verübet. Hierauf kehrte Fuentes nach Catelet zurück, und fieng nach dessen Eroberung die Belagerung von Dourlens an. Die französischen Befehlshaber, die sich aber aus Eifersucht nicht wohl miteinander

1594. verstuhnden, suchten zwar den Ort zu entsetzen; allein der Graf von Fuentes war so glücklich, sie mit grossem Verluste zurückzuschlagen, Dourlens mit Sturm einzunehmen, und an der darinn befindlichen Garnison und den armen Einwohnern wegen der Wegnahme von Ham sich eben so grausam zu rächen.

Als nun Fuentes im Felde auf solche Weise den Meister spielte, so hatte er alle Gelegenheit, den grossen Entwurf, mit dem er lange umgieng, und zu dessen Ausführung er schon insgeheim seine Anstalten getroffen hatte, durchzusezen. Er unternahm die Belagerung von Cambrai.

Cambrai und Cambresis machen eine kleine, einträgliche, von den übrigen siebenzehn abgesonderte, oder, wenn man jene mitbegreift, die achtzehnte Niederländische Provinz aus. Sie stuhnd schon von alten Zeiten her unter der Botmässigkeit ihrer Bischöfe. Allein ihre von grossen Mächten begränzte Lage verwikelte sie, unter dem Vorwande des Schuzes oder Patronats, nicht selten in die Privathändel der leztern. So hatten sich diese Nachbarn auch oft in die Bischöflichen Wahlen gemischt, um ihre Kreaturen einzuschieben. Seit mehrern Jahrhunderten stuhnd diese Provinz unter dem Schuze des deutschen Reiches. Kayser Maximilian I. machte den dortigen Bischof zum Herzoge von Cambrai, zum Reichsfürsten, und zum Grafen von Cambresis; Titel, deren sich diese Prälaten bis auf jezt noch bedienen. Kayser Karl V. vermehrte ihre Privilegien; aber er unterwarf sich zugleich dieselben so sehr, daß er aus Cambrai einen Waffenplaz wider Frankreich machte, ihn ausserordentlich befestigte, und eine Zitadelle

daran

daran baute. Unter Philipp II. wurde der Bischof 1594.
Erzbischof, und sein Stuhl einer von den drey neuen bischöflichen Stühlen, die er in den Niederlanden aufrichtete. In den folgenden Unruhen, und während allen den schrecklichen Stürmen derselben hatte Cambrai an dem allgemeinen Elende einen beträchtlichen Theil der Last zu tragen. Sie war in der Gewalt der Konföderierten, welche den Herrn von Inchi zum Statthalter machten, als die Wallonischen Städte und Provinzen mit dem Herzog von Parma sich verglichen, und i. J. 1579. mit dem Könige aussöhnten. Cambrai hielt sich standhaft zu dieser Konföderazion, und ihr Statthalter gab sich alle Mühe, sie bey dieser Laune zu erhalten. Die Königin von Navarra gieng auf ihren Reisen nach Spaa durch Cambrai; und es ist schon vorhin der Unterhandlungen erwähnt worden, die sie in dieser Provinz zu Gunsten ihres Bruders des Herzogs von Alencon gepflogen hatte. Der Statthalter, Herr von Inchi, ließ sich zuerst gewinnen. Als demnach der Herzog von Parma die Stadt belagern wollte, wurde sie sehr gut von Inchi vertheidigt, bis von Alencon, dem an ihrer Erhaltung so viel gelegen war, mit Eilmärschen noch zur rechter Zeit anrückte, und die Belagerung aufhob. Dieses war sein erster Versuch bey seinem Eintritte in die Niederlande. Er hielt sich eine Zeitlang in gedachter Stadt auf; und als er nach dem Ueberfalle von Antwerpen genöthiget wurde, diese Provinzen zu verlassen, blieb er wieder eine Weile zu Cambrai, und starb alsdann zu Chateau-Thierry. Noch während der Regierung des Herzogs von Alencon erhielt, nach dem Abtritte des Herrn von

1594. Inchi, Johann von Monluc, Herr von Balagni, die Statthalterschaft. Er war ein Sohn des Blasius von Monluc, Marschalls von Frankreich. Balagni galt für einen guten Feldherrn; allein er wurde von Herrschsucht und Geiz beherrscht. Er hatte sich kaum in Cambrai niedergelassen, als er sich darinn zu contonniren versuchte. Derselbe gehörte übrigens zu jenen zahlreichen kleinen Tyrannen, die nur bey allgemeinen Verwirrungen ihre Zwecke zu erreichen, und darauf ihr Glück zu gründen suchen. Nach Alencons Tode wollte er keinen Herrn mehr erkennen, machte sich unabhängig, und wurde aus einem Statthalter unbeschränkter Souverain. Den Erzbischof hatte er vertrieben, und verschanzte sich itzt in Cambrai, wo er auf Kosten der ganzen Nachbarschaft eine starke Besazung unterhielt. Seine Truppen, ohne zwischen Feind und Freund einen Unterschied zu machen, hoben beträchtliche Schazungen, und sezten durch Plündern ganz Artois, Henegau und die Pikardie in Schrecken. Seine Gemahlin war aus dem Hause der Bussi von Amboise; ein Ungeheuer, welches an Ungerechtigkeit, Herrschsucht, Geiz und Grausamkeit, ihren Herrn noch weit übertraf. Charpentier, in seiner Geschichte von Cambrai und Cambresis, entwirft ein ausführliches und abscheuliches Gemählde von ihr; zählt, nach seiner gewöhnlichen Geschwäzigkeit, acht bis zehn der verruchtesten Weiber des Alterthums her, die in dem Gedächtnisse der Nachwelt vornehmlich verschrieen sind, und überläßt es dann der Wahl eines jeden, alle Untugenden derselben mit denen der Frau von Balagni zu vergleichen. Von so verhaßten Menschen, welche auf Kosten der ganzen Welt Schäze

zusammenhäuften, wurde der Staat von Cambrai 1594.
unter allgemeinem Unwillen und Verwünschungen mehrere Jahre bejochet, als die Frau von Balagni, wie sie den Sturz der Ligue, und Heinrichs IV. Triumphe über seine Feinde sah, zu diesem Monarchen nach Dieppe reiste, wo es dann zu einem Vertrage kam, nach welchem Balagni Marschall von Frankreich, und, so wie sein Nachfolger, über ganz Cambrai und Cambresis, doch unter französischem Schutze, und mit der alleinigen Anerkennung des Droit de baise Main, unbeschränkter Souverain seyn sollte. Kraft dieses Vertrages maaßten es sich Montluc und seine Frau an, für Herzogen und Fürsten von Cambrai sich ansehen zu lassen, und fürstliche Wappen zu führen.

In diesem Zustande nun befand sich Cambrai bey Eröfnung des gegenwärtigen Feldzuges. Leicht begreiflich ist es, daß, während dem Drucke solcher kleinen Tyrannen, es unter so vielen Mißvergnügten an Leuthen nicht fehlte, welche eine Veränderung der Herrschaft wünschten. Dieses wußte der Graf von Fuentes, und unterhielt deswegen heimliche Einverständnisse mit den Einwohnern. Ausserdem legte er Balagni's Geize noch eine andre Schlinge. Diese Provinz ist nämlich sehr fruchtbar an Getraide, und führt damit einen weitläufigen Handel. Balagni und sein Weib bemengten sich auch mit diesem, so wie überhaupt mit allen andern Artikeln kaufmännischer Speculation. Zu dem Ende füllten sie ihre Magizine an, und liessen sich überall Korn zuführen, um es dann zu gelegener Zeit wieder loszuschlagen. Natürlich wurde dasselbe, je näher sich beyde Armeen kamen, immer seltener. Itzt

1593. kauften Händler und Fruchtlieferanten von beyden Partheyen, welche schon unter der Hand darauf vorbereitet waren, diese Früchte aus Balagnis Magazinen zu hohen Preisen; und jener wähnte, sich bey der nahen Erndte von seinem Vorrath ohne Gefahr entblössen zu können. Mit eben so grosser Verblendung liess Montluc beträchtliche Detachements von der Garnison auf Beute ausgehn. Ein solches Handwerk gefiel diesen Leuthen so wohl, daß sie sich bald einzig damit beschäftigten, dergestalt in die Runde umher zu streifen; und so geschah es denn, daß, als der spanische Heerführer nach der Wegnahme von Dourlens in aller Eile auf Cambrai losgieng, und diesen Platz einschloß, sich dort kaum 700. Mann und sehr wenig Lebensmittel befanden. Das Hauptkorps der spanischen Armee folgte ihm auf dem Fuße nach, und fieng denn eine regelmässige Belagerung an. Itzt schrie der über einen so unerwarteten Angriff höchst bestürzte Balagni einen französischen Sukkurs zu Hülfe; es warfen sich wirklich einige hundert Mann in die Stadt, und die Besatzung vertheidigte sich anfangs mit ziemlichem Muthe. Aber bald fiengen die heimlichen Verständnisse zu wirken an; die Bürger liessen die Spanier in die Stadt ein, und die Franzosen warfen sich in die Zitadelle, welche nun nachdrücklich angegriffen und aus mehreren Batterien beschossen wurde. Alsdann ergab sich auch diese auf Kapitulazion am 4. Weinmonath 1595. und Balagni zog mit seiner Garnison ab. Allein seine Frau wollte den Verlust ihrer kleinen Souveränität nicht überleben. Gleich einer andern Kleopatra verschloß sie sich in ein Zimmer, wo sie sich aushungerte; andre behaupten, sie hät-

te sich eine Ader öfnen lassen, und nicht erlaubt, 1594.
sie zu verbinden, und habe so, zwey Tage vor der Uebergabe der Zitadelle, ihren Tod gefunden.

Dritter Abschnitt.

Der Kardinal-Erzherzog Albert kömmt als Statthalter in die Niederlande. Er setzt den Krieg glücklich fort, und macht einen siegreichen Feldzug. Alsdann schließt er den Frieden zu Vervins, und verheyrathet sich mit der Infantin Isabella, welche ihm die Niederlande zum Brautschaze bringt. Tod Philipps II. Königs von Spanien. Die Erzherzoge kommen aus Spanien, und werden in die Provinzen eingesezt.

Es ist bereits schon gemeldet worden, daß von sechs Söhnen des Kayſers Maximilians II. und der Maria von Spanien, der Schwester Philipps II. dieser drey derselben an seinen Hof kommen ließ, und ihre Vorsorgung auf sich nahm. Ernest war der zweyte, Albert der dritte, und Wenzel der fünfte dieser Prinzen, der aber noch sehr jung, als Großprior des Maltheserordens, in Spanien starb. Die andern dreye waren der Kaiſer Rudolph II. Matthias I. und der bey einer gespaltenen Wahl zum König von Polen ernannte Maximilian. Um den erstern dreyen, welche, wie gesagt, in Spanien erzogen wurden, ihr Auskommen festzugründen, ließ Philipp II. als ihr Vetter, Oheim und Schwager, nichts unversücht. Er hatte die Absicht, sie nach und nach an seine Tochtermännern zu verheurathen; und wäre ihm sein groſſer

1594. Plan nicht vereitelt worden, so hätte Ernest den französischen Thron bestiegen. Albert, von dem nun die Rede ist, wurde zum Kirchendienste bestimmt. Pabst Gregor XIII. gab ihm, da er noch kaum sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, den Kardinalshut, mit dem Titel vom H. Kreuz in Jerusalem, nebst andern Präbenden. Allein Philipp, der ihn auf zukünftige Fälle hin für noch vortheilhaftere Beförderungen aufbehalten wollte, erlaubte ihm nicht, sich zum Priester weihen zu lassen. Nachdem i. J. 1578. das Königreich Portugal unter spanische Botmäßigkeit gerieth, wurde er zum Vicekönig darüber ernannt. Don Anton Prior von Crato, hatte zwar Ansprüche auf jene Krone, und wußte sich unter den Portugiesen eine Faktion zu gewinnen. Allein Albert erklärte derselben den Krieg, und vertheidigte gegen sie Lissabon mit eben so viel Glück als unerschrockenem Muthe. Philipp II. war mit den von ihm geleisteten Diensten so zufrieden, daß er von dieser Zeit an seine Achtung gegen Albert verdoppelte, und ihn mit jedem Tage höher schätzte. Im J. 1594. machte er ihn zum Koadjutor von Toledo, und Primas von Spanien, mit einem Gehalte von 20000. Dukaten, die er von dem Ertrage dieses Erzbisthums beziehen sollte. Der Kardinal-Erzbischof, Don Caspar von Quiroga starb dann gleich im nachfolgenden Jahre. Jene 20000. Dukaten hatte sich der König, auf den Fall der Nachfolge und wirklichen Besitznehmung der Präbende, zu anderweitiger Verwendung vorbehalten. Der Kardinal von Ossot spricht in seinen Staatsbriefen von jener Koadjutor-Wahl und diesem Vorbehalte, worüber man zu Rom unterhandelte, und bemerkt von

letzterm, daß solches nicht in die Absicht geschehen 1594.
sey, den Erzherzog der 20000. Dukaten auf immer zu berauben, sondern um mit denselben einigen Kardinälen in Rom stets eine Lockspeise vor die Augen zu halten. Der Kardinal-Erzbischof Albert ließ sich übrigens auch jezt noch nicht zum Priester weihen; und von da an wurde man gewahr, daß es mit einer Vermählung zwischen diesem Prinzen und der Infantin, von der man schon so lange gesprochen hatte, noch einmal Ernst werden dürfte. Wirklich hatte der König, da er sich am Ziel seines Lebens sah, und nicht mehr hoffen konnte, seine verlohrenen Niederländischen Provinzen, nach so grossen Aufopferungen von Blut und Schäzen, selbst wieder zu erhalten, den Entschluß gefaßt, mit denselben seine Tochter Isabelle auszustatten, und diese Prinzessin eben an den Erzherzog zu verheyrathen. Dabey schmeichelte er sich, daß dieser neue Beherrscher vielleicht durch eine gelinde Regierung die verirrten Völker allmählig wieder gewinnen, und auf den Pfad ihrer Pflicht zurückführen könnte. Inzwischen fand man für gut, den Alberten vorerst in der Eigenschaft eines Statthalters in Flandern vorauszuschicken, um sich dort bekannt zu machen, und zu jener ausserordentlichen Abtrettung, wozu die Beystimmung und Einwilligung der Provinzen höchst nöthig schienen, den Weg zu bahnen. Nebst dem aber mochte noch ein zweyter Beweggrund die Abreise des Erzherzogs veranlaßt haben; nämlich durch seine Entfernung den Kronprinz von dem Verdachte zu heilen, den ihm Alberts grosser Einfluß bey dem Könige einflößen konnte. Denn seit dem wichtigen Dienste, den jener in Portugal dem Monarchen

1594. geleiſtet, hatte er nicht nur freyen Zutritt zum geheimen Staatsrath und in das Miniſterium, ſondern beſaß wirklich das volle Zutrauen des Königes, der ſich in ſeinem Alter ſo gänzlich auf ihn verließ, daß er eigentlich für den erſten Staatsminiſter von Spanien anzuſehen war. Darüber erwachte denn die Eiferſucht des Kronprinzen; und doch mußte man gegen dieſen nicht weniger als gegen alles übrige höchſt ſchonend verfahren, wenn jenes Projekt je gelingen ſollte.

Albert gieng zur See nach Genua ab, um ſich von dort aus mit mehr Bequemlichkeit in die Niederlande zu begeben, worüber er einsweilen, bis er als Souverain aufgenommen würde, die Statthalterſchaft führen ſollte. Unter ſeinem Gefolge befand ſich auch Philipp Wilhelm von Oranien, jener älteſter Sohn Wilhelms des Stillen, welchen man während den erſten Verfolgungen des Herzogs von Alba von der Univerſität zu Löwen weggeführt hatte. Er war nun ſeit 28. Jahren in Spanien Gefangener; jtzt aber ließ ihm der Hof, um ihn für ſich zu gewinnen, alle ſeine in den Niederlanden und in Burgund eingezogenen Güter wieder zurückſtellen. Albert ſorgte noch für ein anderes Bedürfniß; und die Mittel dazu erleichterte ihm der Einfluß, den er in dem Miniſterium behauptete. Er nahm nämlich ungefehr zwey Millionen Dukaten an ungemünztem Gold mit ſich auf die Reiſe, um damit den Krieg, wie er hofte, glücklich fortführen zu können.

Während ſeines Aufenthalts zu Genua eräugnete ſich ein ganz beſondrer Vorfall, der ihn nöthigte, ſich dort länger zu verweilen, wobey er ſich mit

nieler Geschicklichkeit benahm, und, wenn es ihm 1594.
gelungen wäre, dem spanischen Hofe damit einen vorzüglichen Dienst hatte leisten können. In der Provence brachen nämlich Unruhen, und in Marseille ein wirklicher Aufstand aus. Der junge Herzog von Guise hatte sich, als er der Ligue entsagte, bey seinem Vergleiche mit dem Könige die Statthalterschaft über die erwähnte Provinz ausbedungen. Aber noch befand sich der alte Herzog von Epernon, dieser glückliche und trozige Höfling, in ihrem Besitze, in welchem er sich jtzt mit den Waffen in der Hand zu behaupten suchte. Schon war es so weit gekommen, daß ein neuer sehr ernsthafter Bürgerkrieg unvermeidlich schien. Einige der vornehmsten Häupter des Magistrats von Marseille und Anhänger des Epernons fielen darauf, spanische Hülfe zu suchen, und liessen sich zu dem Ende eben mit dem damals in ihrer Nachbarschaft zu Genua befindlichen Erzherzog hierüber so weit ein, daß sie sogar versprachen, ihm Marseille in die Hände zu liefern. Albert versäumte eine so günstige Gelegenheit nicht, schob seine Abreise auf, und verschafte ihnen den verlangten Succurs, welchem aber der Versuch, sich durch Ueberrumplung der Stadt zu bemächtigen, völlig fehlschlug. Vielmehr gerieth dieselbe bald nachher in die Hände des Herzogs von Guise, welcher sich so gut in Marseille festsetzte, daß er nichts mehr zu besorgen hatte. In der Provence dauerten inzwischen die Unruhen noch eine geraume Zeit fort. Derjenige, welcher den Guise mit Mannschaft unterstüzte, und ihm Marseille erhielt, war der wackere Crillon, jener alte Gardenoberste, der seinem Herren so treu gedient,

1594. und eines Tags, wie wir schon oben vernommen, sich dem Könige angeboten, den alten Herzog von Guise zu Blois auf einen Zweykampf herauszufodern, dagegen aber dem Monarchen die Zumuthung, jenen, ob er gleich sein Feind war, meuchelmörderisch zu tödten, rund abgeschlagen; der endlich durch seine Tapferkeit sich so sehr ausgezeichnet hatte, daß er schon von seinen Zeitgenossen, und seither von der Nachwelt, immer vorzugsweise der Brave genannt wurde. Nachdem Marseille sicher gestellt war, blieb derselbe mit dem Herzoge von Guise und einem Theil seiner Offiziere noch eine Weile in dieser Stadt. Einst nun wollte der junge und muthwillige Herzog sich einen Spaß mit dem alten Manne machen, der ihm aber bald zeigte, mit wem er's zu thun hätte. Es hatte nämlich jener einst mit andern jungen Spaßvögeln seiner Art sich verabredet, mitten in der Nacht einen falschen und heftigen Lerm zu veranstalten. Sobald nun alles in Bewegung war, eilte der Herzog auf Crillons Zimmer, trat mit verstellter Bestürzung und einem lauten Schrey vor sein Bethe, und sagte ihm: Wie die Spanier plötzlich einen Vorposten überrumpelt, und bereit wären, in die Stadt einzubrechen. Crillon fährt von seinem Lager auf, wirft sich eiligst in seine Rüstung, und läßt die Pferde satteln: Itzt, als er eben im Begriffe steht, aus der Thüre zu treten, und der Herzog mit seinen Spießgesellen sich nicht länger enthalten kann, in ein lautes Gelächter auszubrechen, packt der Alte jenen beym Arme, zieht seinen Säbel, und — freylich nach seiner übeln Gewohnheit unter Flüchen und Schwüren — spricht zu ihm: „Junger Mensch! Seze nie mehr den Muth

„eines rechtschaffnen Mannes auf die Probe. Hät- 1594.
„test du mich straucheln gesehn, lägst du schon, mit
„diesem Eisen durchbohrt, zu meinen Füssen.“ Dieser scharfe und so wohl verdiente Verweis setzte den Herzog und seine Höflinge in grosse Bestürzung, und der Lerm hörte den Augenblick auf.

Da dem Erzherzog der Anschlag auf Marseille mißlungen war, setzte er, nach verschiedenen ertheilten Befehlen, welche sich auf die Unruhen in Provence bezogen, seine Reise von Genua fort, kam durch Savoyen, Burgund und Luxemburg endlich in den Niederlanden an, und hielt am 11. Februar 1596. zu Brüssel seinen Einzug. Dort bewunderte und lobte er den Grafen von Fuentes, wegen seiner geschickten Führung des letzten Feldzuges, ganz ausserordentlich. Er hatte mit einer Macht, welche gegen die feindliche verglichen nur mittelmässig war, von der einen Seite den Prinzen Moriz gleichsam eingeschlossen, und seine Armee grossentheils aufgerieben, von der andern aber eine wichtige Schlacht gewonnen; überdas Catelet, Dourlens und Cambrai samt der Zitadelle erobert, und dadurch die ganze umliegende Landschaft von einem unerträglichen Joche befreyet. Albert war Willens, den Krieg im nächsten Feldzuge nach dem gleichen Plan ernsthaft fortzusetzen. Zu dem Ende sammelte er zwey Heere, welche aber weit stärker und besser, als die vorjährigen zu gleicher Absicht bestimmten Armeen, ausgerüstet waren. Fuentes gieng nach Mailand, wohin er als Statthalter berufen war, und wo er während neun Jahren dem spanischen Hofe wichtige Dienste leistete. Im J. 1610. starb er in Spanien.

1596. Der dießjährig Feldzug wurde sehr früh eröfnet die Franzosen, nach ihrem angeborenen Ungestüm, machten mit der Belagerung von Fere den Anfang. Sonderbar ist es, daß verschiedene Annalen einer Belagerung dieser Stadt schon im J. 1595. Erwähnung thun, und dann die Geschichte des nächsten Jahres doch wieder mit dem nämlichen Eräugnisse anheben. Indessen scheint es, daß dieser kleine Ort gleich bey Eröfnung des Feldzugs in der Pikardie von dem Herzog von Bouillon wirklich durch Sturm erobert, im J. 1595. aber von den Spaniern ihm wieder entrissen, und von ihnen stark befestigt, dann im J. 1596. von den Franzosen neuerdings belagert, und so gut vertheidigt wurde, daß er erst nach mehrern Monathen übergieng. Albert rückte zwar ebenfalls von dieser Seite mit seiner Armee vor, und schien die Belagerer beunruhigen zu wollen. Allein mit eins und ganz unvermuthet warf er sich auf Calais, und setzte diesem Platze von Seite des Risbanc und der Redouten des Hafens so nachdrücklich zu, daß sich derselbe nach einer neuntägigen Belagerung ergeben mußte. Die Garnison zog sich ins Schloß zurück. Dieses Unternehmen hatte inzwischen bey den allirten Mächten Aufsehn gemacht. Mit grosser Eile ließen England und Holland ihre Flotten auslaufen. Graf von Esser war an Bord der englischen, und Prinz Moriz nebst den Grafen von Nassau und von Solms an Bord der holländischen Flotte. Beyde aber kamen zu späthe; wenigstens erschienen sie vor Calais, ohne noch zu wissen, ob die Stadt schon wirklich übergangen sey, oder nicht. Die Feinde hatten die Festungswerke am

Hafen und in den Dünen besorgt, und die Vorsicht 1596.
gebraucht, ihre Angriffe auf dieser Seite anzufangen. Nun waren die auf den combinirten Flotten kommandierenden Generale von der Unmöglichkeit überzeugt, die Stadt von der Seeseite zu retten. Die Franzosen hinwieder machten grosse Bewegungen, sie von der Landseite her zu entsetzen. Aber alles war vergebene Mühe. Der Erzherzog setzte dem Schlosse so lebhaft zu, daß er sich desselben durch Sturm, und mit grossem Blutvergiessen, unter den Augen des französischen Lagers und der beyden Flotten, bemächtigte. Das ganze Unternehmen, welches am 8. April 1596. angefangen wurde, hatte zur Ausführung nur vierzehn Tage gebraucht. Am 17. gieng die Stadt über, und am 24. des nämlichen Monaths wurde das Schloß mit dem Degen in der Faust erobert.

Dieses Eräugniß brachte die Entwürfe der verbundenen Mächte ganz in Verwirrung, veranlaßte Entzweyungen unter ihnen, und von Seite der Engländer eine wüthende Eifersucht. Dagegen machte solches dem Erzherzog grosse Ehre, welcher sein Kriegsglück benutzte, im nächsten Heumonathe die neuerdings sehr sorgfältig befestigte Stadt Ardres belagerte, und auch derselben durch Kapitulazion sich bemächtigte. Nachdem hierauf der Prinz zur Sicherheit seiner Grenzplätze die nöthigen Anstalten getroffen hatte, wollte er auch gegen die Holländer etwas unternehmen. Zu dem End ließ er einen Theil seiner Armee nach Brabant aufbrechen, um die darinn stehenden Truppen zu verstärken. Er selbst folgte bald darauf nach, und machte, stets seiner Uebermacht sich bewußt, Miene, bald Breda, bald

1596. Berg-op-Zoom oder andere Plätze anzugreifen, wodurch denn der Prinz Moriz, um ihm allenthalben die Spitze zu bieten, genöthiget wurde, ebenfalls bald hier bald dort zu erscheinen. Während diesen Bewegungen ließ er ein anderes beträchtliches Detachement über die Schelde setzen, um in Flandern einzubrechen, und Hulst in Waesland zu belagern. Dieser Ort diente den Holländern, welche von Zeit zu Zeit in Flandern und in die benachbarten Landschaften Streifzüge wagten und Schatzungen eintrieben, zu einem Hinterhalt. Er ist zwar klein, aber mit Werken und Redouten, die ihn überall umzingeln, wohl befestigt. Moriz säumte zwar nicht, demselben zu Hülfe zu kommen, warf Volk hinein, und beunruhigte, so viel es ihm möglich war, die Belagerer. Allein der Platz gieng denn doch im nächsten August mit Kapitulazion über.

Inzwischen hatten sich die Franzosen der Abwesenheit des Erzherzogs bedient, sich in der Grafschaft Artois eines Theils des Schadens zu erholen, den sie und ihre Alliierte anderwerts bisher erlitten. Der Marschal von Biron schlug ein unter dem Kommando des Marquis von Varambon stehendes Korps spanischer Truppen, und eroberte St. Paul; allein diese Vortheile konnten bey weiten den Verlust von Calais und Ardres nicht ausgleichen, indem die Eroberung dieser beyder Städte den dießjährigen Feldzug für den Erzherzog sehr ehrenhaft und für seine Feinde höchst nachtheilig machte. Während dem nun Anstalten zur Fortsetzung des Krieges getroffen wurden, und mitten im Geräusche der Waffen, trachtete man von Zeit zu Zeit, zwischen den spanischen und den Vereinigten

Provinzen Friedensvorschläge auf die Bahn zu bringen. Aber die letztern, stolz über ihre auswärtige Verbindungen und über ihren innern Wohlstand, schienen zu dieser Zeit noch um nichts geschmeidiger zu seyn. Gleichwohl antwortete der Prinz Moriz in ihrem Namen, und setzte ein Präliminare von ganz anderer Art zum voraus; Kraft dessen nämlich die Holländer darauf bestanden: Daß sie sich über irgend einen Gegenstand, weder mittel- noch unmittelbar mit dem Könige von Spanien oder seinem Staatsrathe in Unterhandlungen nicht einlassen würden; daß hiernächst die Belgischen Provinzen welche nicht auf ihrer Seite stühnden, für sich selbst sich in Freyheit setzen, alle und jede ausländische Truppen verabscheiden, und dagegen auch für ihren Theil die auferlaufenen Lasten und Schulden, welche die Union gemacht hätte, tragen helfen; endlich jede Provinz für sich selbst mit den schicklichsten Sicherheits- und Duldungsmaaßnehmungen die Religionsanliegenheiten in Ordnung bringen sollten; und daß mit diesen Bedingen die Staaten von Holland sich alsdann anböten, nicht allein mit den übrigen Staaten Frieden zu machen, sondern sich mit ihnen in die engsten Verbindungen einzulassen, und vermittelst ihrer Allianzen und ihrer ganzen Macht sie zu unterstützen. Nun, alle diese nichts minder als neuen Vorschläge konnten dem Erzherzog nimmermehr annehmlich scheinen; und so war auch diesesmal die ganze Unterhandlung weiter nichts als ein Streich in die Luft, dergleichen schon mehrere geschahen. 1596.

1596. Bis jezt stellte der ganz neuerlich aus Spanien angelangte Prinz von Oranien, dessen Ansehens man sich, wie es scheint, zur Erzielung eines Vergleiches bedienen wollte, eine sehr unnüze Person vor. Laut und öffentlich bezeugten die Holländer ihr Mistrauen gegen ihn. Schon als sie vernahmen, daß er mit dem Kardinal-Erzherzog auf der Strasse sey, schickten sie ihm ein weitläufiges Missiv entgegen, welches ihm, ehe er noch Luxenburg erreichte, behändiget wurde. Dasselbe enthielt einen freylich in sehr höflichen Ausdrücken abgefaßten Glückswunsch über die Loslassung aus seiner langwierigen Gefangenschaft, nebst einigen beissenden Anspielungen auf die Spanier, in Beziehung auf die tyrannische Strenge seines Verhaftes, und den an seinem Vater begangenen Meuchelmord. Dann aber liessen sie beyläufig, und gleichsam so warnungsweise, einfliessen: Daß Se. Exzellenz, bey Ihrer Rückkehr in Ihr Vaterland vielleicht Willens wären, Ihre in dem Gebiet der vereinigten Provinzen gelegenen Erbgüter in Augenschein zu nehmen; daß sie aber Dieselben ersuchten, diese Reise auf bessere Zeiten zu verschieben, indem das Land noch zu sehr beunruhiget wäre, oder wenigstens solche nicht anzutretten, ohne ihnen vorläufig Ihre Absicht eröfnet zu haben, indem die von ihnen zu ihrer Sicherheit ertheilten Befehle über die Reisepässe durch ihre Gebiete sehr genau befolgt würden, und es ihnen folglich höchst leyd thun müßte, wenn Se. Exzellenz nicht allenthalben mit dem gehörigen Respekte sollten behandelt werden. Dieß alles hieß deutlich, er möchte sich nur die Mühe ersparen, in die Vereinigten Provinzen zu kommen; und um hiezu ihm jeden Vor-

wand

wand zu benehmen, ließ man ihm, als er kaum in 1596
Brüſſel angelangt war, durch die Beſorger der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters 10000. Gulden ausbezahlen. Inzwiſchen betrug ſich der Prinz, um es mit beyden Partheyen nicht zu verderben, ungemein staatsklug und mit vieler Behutſamkeit. Er antwortete den Generalſtaaten unterm 1. Hornung 1596. in einem eben ſo höflichen Schreiben, worinn er ihnen, ohne ſich in irgend eine nähere Erörterung einzulaſſen, überhaupt verſprach, ſich mit ihren Angelegenheiten nicht zu bemengen. Im Frühjahre 1597. wurde der Feld- 1597.
zug wieder eröfnet; aber noch vorher ſchon fiel zwiſchen Turnhout und Herentals ein ziemlich hitziges Treffen vor, wo der Graf von Varax mit einem anſehnlichen Theil ſeiner Truppen von der Reuterey des Prinzen Moriz angegriffen und geſchlagen wurde, Varax blieb auf dem Wahlplaze. Dieſes Treffen geſchah am 24. Jenner noch ehe die Armeen vollends ins offene Feld rückten.

Dieſes Jahr hatten die Holländer groſſe Zurüſtungen, und der Prinz Moriz weitausſehende Plane gemacht. Beherzt durch den erſten bey Turnhout erfochtenen Vortheil, nahm er ſich nichts geringeres vor, als den Rheinſtrohm frey zu machen; er belagerte und eroberte Rheinbargh, neben noch andern minder bedeutenden Orten, von denen aber einige noch vor Verlauf des Jahres wieder in feindliche Hände geriethen. In der Pikardie hatte Ferdinand Tello, Statthalter von Dourlens, den die Spanier gewöhnlich Hernantello hieſſen, ſchon ſeit langer Zeit ein Unternehmen auf Amiens im Schilde geführt. Dieſes gelang ihm denn auch; er brachte ſeine verkleideten Soldaten, unter dem Schild

1596. einer Menge Heufuhren in die Stadt, und bemächtigte sich dieses Hauptorts in der Pikardie. Der Streich machte in Frankreich so viel Aufsehens, und der König ärgerte sich so sehr darüber, daß er seiner ganzen Macht aufbot, um Amiens wieder zu belagern, auch, ungeachtet der Erzherzog mit einer Armee herbeyeilte, den Platz zu entsezen, ihn wirklich in seine Gewalt zurückbrachte. Dieses war, nebst einigen andern minder bedeutenden Unternehmungen, alles, was während des dießjährigen Feldzuges hauptsächlich vorgefallen ist. Im Grunde hatte sich die Hitze allmählich zu mildern angefangen, indem der Frieden, von dem man seit einiger Zeit laut sprach, jezt mehr als jemals in der Nähe zu seyn schien.

Pabst Klemens VIII. hatte nämlich die kriegführenden Mächte unaufhörlich zur Aussöhnung ermahnt. Seine von Zeit zu Zeit erneuerten Bemühungen konnten den Spaniern nicht leicht mißfallen, welche ohnehin je mehr und mehr so langwieriger, theils einheimischer, theils ausländischer Kriege müde wurden. Philipp II. sah sein Lebensende herannahen, ohne während seiner Regierung in Europa je einen gänzlichen Frieden erlebt zu haben. Er wünschte, seinem Thronfolger weniger Gefahren und Besorgnisse, und ein beruhigtes Reich zu hinterlassen. So konnte es nicht wohl anders seyn, als daß Spanien in die Zusammenberufung eines Kongresses willigte. Und eben so bot auch Frankreich, aus mehr als einer Ursache, ein geneigtes Ohr dazu. Der so ziemlich leichtsinnig und übereilt, bloß aus Unwillen angefangene Krieg mußte, wenn solcher je noch länger dauern sollte, dem Könige zur

gröſsten Last werden. Ausserdem war man nicht sehr 1597.
glücklich dabey; und der Verlust, den man in den lezten zwey Feldzügen in Artois und der Pikardie erlitt, konnte nicht so bald verschmerzt werden. Heinrich, der auf die Ruinen der Ligue noch kaum seine Herrschaft festgegründet hatte, sah sich nun frey sich im Besitze eines zugrundgerichteten, oder wenigstens verschuldeten Königreichs, dessen zerstreute und in Unordnung gebrachte Finanzen allenthalben das öffentliche Elend blicken liessen. Sein Sieg war so vollständig nicht, daß er nicht noch stets seine einheimischen Feinde hätte fürchten sollen. Bereits vor drey Jahren, sechs Monathe nach seinem Einzuge in Paris, hatte er hierüber eine traurige Erfahrung gemacht, deren ich oben an seinem gehörigen Orte Erwähnung zu thun vergessen habe. Es war am 27. Christm. 1594. Abends, als Heinrich in der Stadt anlangte, und von seinem Hofe die Bewillkommungskomplimente empfieng. Unter diese Höflinge hatte sich Johan du Chatel, der bey den Jesuiten zur Schule gieng, und Sohn eines wackern Kaufmanns war, eingedrängt, welcher sich das Ansehn gab, den König ebenfalls bewillkommen zu wollen, ihm aber ganz unversehens mit einem Messer einen heftigen Stich in den Hals gab. Da sich der Monarch in diesem Augenblicke zu tief gegen den Herrn von Montigni bog, traf der Meuchelmörder nur die Lippe, aber mit einer solchen Gewalt, daß er Heinrichen einen Zahn ausstieß. Der Elende wurde auf der Stelle ergriffen, und für einen bisher in seiner sittlichen Aufführung zwar untadelichen, aber dabey äusserst einfältigen, unwissenden Jungen erkannt, dessen verbrannter Kopf, durch al

1597. lerley fanatisches Blendwerk, von Enthusiasten verführt worden. Dessen ungeachtet wurde er durch eine grausame Todesart hingerichtet, und die Jesuiten bey diesem Anlaß aus dem Königreiche verbannt. Dieses schreckliche Beyspiel belehrte den König, daß der verderbliche Sauerteig der Ligue noch gähre, und bey weitem nicht vom Grunde ausgerottet sey. Auch mußte er solches während seiner Regierung noch mehrmals erfahren, selbst jenes letzten Angriffes auf ihn zu geschweigen, der ihn fünfzehn Jahre nachher das Leben kostete. Nach solchen Betrachtungen, und aus noch andern Gründen, wurde Heinrich des Kriegs überdrüssig, und dachte ernstlich darauf, mit Ehren desselben loszuwerden, wozu sich nun eben eine günstige Gelegenheit darbot.

Schon seit dem Anfange dieses Jahrs hatte er von England und Holland frische Unterstüzung gefodert, und erklärt, daß er, ohne mächtige Beyhülfe, viel zu schwach, eine so lästige Fehde länger fortzusezen, endlich genöthiget seyn würde, sich mit dem gemeinschaftlichen Feinde zu vergleichen. Zu dem Ende schickte er den Herzog von Bouillon nach dem Haag, wo derselbe im März einen Traktat schloß, kraft dessen sich die Generalstaaten gegen den König verbindlich machten, jährlich 400,000. Gulden zum Unterhalt einiger Truppen zu bezahlen.

Noch weit mehr aber hatte die Königin von England Ursache, sich zu beklagen, da für sie in diesem Kriege weiter nichts als einige Diversionen zu gewinnen waren, die sie theuer genug bezahlen mußte. Schon seit mehrern Jahren lag nämlich die ganze Last auf ihr, die Antiliguisten in Frankreich während dem bürgerlichen Kriege zu unterstüzen, der itzt

kaum sein Ende erreicht hatte. Noch länger waren 1597.
ihr die Vereinigten Provinzen zur Last, deren Republik sie gleichsam in der Wiege schon pflegte. Diejenigen also, welche am Frieden arbeiteten, liessen es an Intriguen und andern Mitteln nicht fehlen, England darauf zu lenken, oder dazu vielmehr zu nöthigen. Der Kayser und einige deutsche Fürsten bedienten sich, diesen Zweck erreichen, einer zwischen England und den Hanseestädten ausgebrochenen Irrung, und giengen darinn so weit, daß man den Britten den Handel nach Deutschland untersagte.

So wandte auch Sigismund III. König von Polen namhafte Kosten darauf, einen allgemeinen Frieden zu dem Ende herzustellen, um alle Fürsten der Christenheit wider die Türken und ihre Drohungen zu vereinigen. Zu dem Ende schickte er um diese Zeit einen Gesandten in ganz Europa umher, der hierhöer an allen Höfen lange und zierliche Reden in lateinischer Sprache hielt. Dieser unter den Woywoden und Magnaten ausgesuchte Botschafter kam mit asiatischem Gepränge und einem grossen Gefolge nach Deutschland, und von da nach Holland, wo er vor den Generalstaaten und dem Prinzen Moriz den Frieden predigte, und dabey viel Rühmens von dem allermächtigsten Monarchen in Spanien machte, mit welchem der König, sein Herr, aufs engeste verbunden wäre. Daneben stellte er ihnen vor, was für grosse Verbindlichkeiten sie diesem letztern wegen der Handelsfreyheit schuldig wären, die er ihnen so großmüthig in allen seinen weitschichtigen Staaten einräumte; und sprach endlich zu Gunsten der katholischen Religion, welche ebenfalls einen Hauptgegenstand seines Aufgebots ausmachte. Die-

1597. sen Gesandten hatte man im Haag sehr prächtig bewirthet, und ihm schriftlich eine lateinische Antwort behändigt, worinn es, neben anderm, hieß: Daß die Konstituzion des dortigen Staats, über die vorgeschlagenen Punkte eine sehr lange Berathschlagung der Provinzen nothwendig mache; daß man seiner Zeit das Resultat davon dem Könige von Polen zuschicken würde, vorläufig aber, was die Handelschaft betreffe, dafür halte, daß der Vortheil für beyde Staaten wechselseitig und gleich wäre, da Polen den Holländern viel Lebensmittel verkaufe, welche es andersorts abzusetzen Mühe haben würde, und am Ende dafür das Geld der erstern bezöge.

Aus Holland wandte sich der Gesandte nach England, wo er in einer feyerlichen und öffentlichen Audienz vor der Königin Elisabeth erschien. Auch vor dieser Monarchin hielt er seine weitschweifige lateinische Rede im Professorton, und nahm es auf sich, die Sache der Hanseestädte zu vertheidigen; wobey er viel Gelehrsamkeit über das Staatsrecht und die Freyheiten dieser deutschen Hanse auskramte, und von dem Antheile den der König, sein Herr, daran nehme, von seiner Empfindlichkeit über die obschwebenden Irrungen, von seiner Friedensliebe, von seiner Allianz mit Oesterreich und seiner unabweichlichen Freundschaft für dieses Haus, nicht müde ward. Die Königin, welche der lateinischen Sprache vollkommen mächtig war, und sich in derselben sehr geläufig ausdrückte, über einige Reden des Botschafters nicht wenig betroffen, antwortete ihm auf der Stelle ungemein lebhaft und in zierlichem Latein: Daß sie sich in Ansehung seiner sehr

geirret hätte, indem sie von Sr. Polnischen Ma- 1597.
jestät keine andre als freundschaftliche und angenehme Berichte erwartet habe, nun aber, anstatt eines so willkommenen Gesandten, in ihm weiter nichts als einen Herolden erblicke, der gekommen wäre, an sie eine Kriegsauffoderung zu machen; daß sie daher sehr in Zweifel stühnde, ob gewisse Ausdrücke nach dem Inhalte seiner Instruktionen und der Befehle des Königes, seines Herrn, gesormt wären, der doch gewiß, wenn er gegenwärtig sich hier befände, ganz anders sprechen würde; daß aber Sigismund in jedem Falle Entschuldigung verdiene, indem er noch ein sehr junger Monarch, und also in der königlichen Würde, wozu er erst seit kurzem gelanget sey, noch ein Neuling wäre; daß es ihr, was den Herrn Gesandten insbesondere betreffe, dünke, es hätte derselbe wohl Bücher gelesen, und sich über das allgemeine Staatsrecht viel brauchbare theoretische Kenntnisse erworben, daß es ihm aber dagegen noch zu sehr an praktischen fehle, um zu wissen, was für einen Gebrauch gekrönte Häupter unter sich von diesem Staatsrechte machten; daß es ihr ganz gut bekannt wäre, in welchen Freundschafts- und Allianzverbindungen sein Herr mit dem Hause Oesterreich stühnde; daß aber diese Verbündungen noch nicht sehr alt wären, indem sich der König noch gar wohl erinnern könnte, wie sehr ihm von diesem Hause der Besitz seiner Krone streitig gemacht worden, u. s. f. Damit entließ die Königin den Rhetor, und sezte eine Kommission nieder, welche seine Vorschläge in nähere Untersuchung nehmen sollte, die denn aber auf ein unbedeutendes Nichts hinausliefen.

Mir ist unbekannt, ob dieser Polnische Gesandte

1597. nach mehrere Höfe bereiste, und ob er sich anderswärts mit mehr Bescheidenheit, doch überall ohne seinen Zweck zu erreichen, betrug. Wenigstens wird seiner keine weitere Erwähnung gethan; und ich selbst habe von ihm nur gesprochen, um zu zeigen, daß man von allen Seiten den Weg zum Frieden versuchte und einschlug, und daß dieses Jahr weit weniger durch Thaten im Felde, als durch alle Arten von Unterhandlungen merkwürdig wurde.

Wie dem aber immer seyn mag, weder diese noch andre Gesandtschaften ähnlichen Gelichters waren es, was auf die Britten und Holländer einen besondern Eindruck machte. Elisabeth hatte in diesem Jahre unter dem Commando des Grafen von Essex eine starke Flotte auslaufen lassen, um auf die aus Indien zurückkommenden und reich beladenen spanischen Kauffahrteyschiffe Jagd zu machen. Allein diese Beute entwischte den Engländern. Die, wie man sagt, mit 7. Millionen Dukaten beschwerte Indische Flotte lief sicher in den Hafen. Die Königin nahm inzwischen ihre Maaßregeln, und ließ dem Könige von Frankreich aus den bereits erwähnten Beweggründen antworten: Mit wie vielem Rechte sich England über die Lästigkeit des Krieges zu beschweren hätte; wie sie, wenn der König zum Frieden geneigt wäre, sich weder unerbittlich noch unbeugsam zeigen würde, um dazu gemeinschaftlich mitzuwirken; wie aber inzwischen, um diese Fehde ehrenhaft enden zu können, jede Parthey von ihrer Seite, und nach Inhalt der Verträge fortfahren müßte, dieselbe nach allen Kräften zu führen. Man kam also überein, bey dieser Gelegenheit nicht anders als gemeinschaftlich zu Werke zu gehn.

Auch den Vereinigten Provinzen eröfnete Eli- 1597.
sabeth ihre Gründe, und versprach, sie noch ferner wie bisher zu schüzen, und ihnen Beystand zu leisten. Allein in Betrachtung, daß der Himmel alle ihre Unternehmungen gesegnet, und dieselben mit einem so blühenden Wohlstande und einem so einträglichen Handel bekrönt hätte, daß sie nun selbst im Stande wären, ihre Macht zu verstärken und ihren Verbündeten beyzustehn, verlangte sie von ihnen in Baarem eine Million auf Abschlag der beträchtlichen Summen, die sie ihnen als Darlehn zu ihrem Dienst vorgestrekt hätte. Eine solche Foderung machte die Holländer sehr verlegen. Sie hatten, um den lezten Feldzug (der denn aber doch so günstig nicht ausfiel, als sie verhoften), recht glorreich zu machen, sich ausserordentlich angegriffen, und eben so erst neuerdings mit Frankreich sehr kostspielige Verträge geschlossen. Die Foderung, welche Elisabeth nicht etwa zum Scherz an sie that, war im Grunde ganz billig. Auch merkten sie bald, daß es für ihren Kredit höchst nachtheilig werden, und, bey so vielen Anfechtungen, ein Allierter um den andern ihnen entwischen könnte, wenn sie dieselben nicht durch annehmliche Bedingnisse und wirkliche Vortheile an sich zu fesseln wüßten. Sie entschlossen sich also, ihre Verbündete zufrieden zu stellen, und mit dem ohnehin schon grossen Aufwand auch den noch zu verbinden, welchen zwey Gesandtschaften nach England und Frankreich ihnen verursachten, denen es denn auch wirklich gelang, diese beyden Mächte noch eine Zeitlang in nöthiger Bewegung zu erhalten.

1597. Mittlerweile ereignete sich am Ende dieses Jahres eine Begebenheit, die in den Gesinnungen mancher Höfe, so wie überhaupt in dem ganzen Staatssysteme von Europa grosse Veränderungen bewirkte. Philipp II. hatte sich, wie wir bereits oben bemerkt, schon seit geraumer Zeit vorgenommen, seine Tochter Isabella zu verheyrathen, und derselben die Niederlande zur Mitgift zu geben. Mit dieser Heyrath hatte man dem Erzherzog Ernest geschmeichelt, die Liguisten in Frankreich mehrere Jahre hindurch gegängelt, und vor dieser Zeit schon die Niederländer etwas davon merken lassen. Wäre man aufrichtig hierin zu Werke gegangen, so hätte es an Umständen und Gelegenheiten nicht gefehlt, durch ein solches Mittel alle Provinzen wieder zurückführen zu können. Aber es hatte damit die nämliche Beschaffenheit, wie mit allen andern Kunstgriffen, wo die spanische Hofpolitik im Spiele lag; man kam immer allzu spät damit. Philipp, von Alter und unaufhörlichen Unpäßlichkeiten täglich mehr entkräftet, wollte endlich zu Stande bringen, was er versprochen hatte, und worüber schon so viel geredet wurde. Die Infantin war stets sein Liebling, und vielleicht besorgte er, daß die Sache nach seinem Tode mehr Schwierigkeit finden dürfte. Die Handlung gieng also mit größter Feyerlichkeit wirklich vor sich; aber erst, nachdem vorläufig unterm 10. Herbstm. 1597. die zu St. Lorenz im Eskurial unterzeichneten Umlaufschreiben an alle Justizstellen, an die Stände und Städte in den Provinzen, an die Geistlichkeit, und überhaupt an jedermann, an den man in dergleichen Fällen zu schreiben pflegte, ausgefertiget waren. Diese königlichen Missive wur-

den dem Erzherzog zugeschikt, welcher dieselben nebst 1597.
einer eigenhändigen unterm 5. Christmonath erlassen
den Zuschrift in den Provinzen zirkulieren ließ. Darinn nun wurde ihnen die Willensmeynung des Monarchen eröfnet, welcher sein Aug auf den Erzherzog geworfen hätte, um seine Tochter Isabella Clara Eugenia ihm zur Gemahlinn, und zum Brautschatz für sie und ihre Nachkommenschaft Burgund und die Niederlande zu geben. Uebrigens war der Inhalt dieser Missive höchst gnädig; man schlug darinn nur ihre Einwilligung vor, die denn auch sogleich von allen Orten her erfolgte, wie man's in den Kanzleyakten ersehen kann. Einige Brabantische Stände machten indessen auch bey dieser Gelegenheit über das äusserste Elend des Landes kräftige Vorstellungen, und baten, daß man demselben doch durch einen schleunigen Frieden abhelfen möchte.

Am 6. May des darauf folgenden Jahres gieng 1598.
in Madrid die feyerliche Ausstellung der Urkunde vor sich. An diesem Tage erschien der von Alter und Krankheit entkräftete König auf dem Throne; vor ihm erschienen der Kronprinz Philipp, sein einziger Sohn, und die Infantinn Isabella. Unten am Throne stuhnden Don Gomez von Avila, Marquis von Velada, Gouverneur und Oberstihofmeister des Kronprinzen; die drey Staatsräthe Don Christoval von Moura, Graf von Castel Rodrigo; Don Juan Idiaquez, Großcommenthur von Leon; Nikolaus Dammant, Präsident des höchsten Raths in Spanien, seitdem Kanzler von Brabant; von la Loo, Staatssekretair des niederländischen Departements, und noch mehr

1598. andrer Zeugen. Alle in diesen Akt einschlagenden Schriften waren in demjenigen französischen Dialekte, den man Bourguignon nannte, abgefaßt. Jetzt wurden sie abgelesen, beschworen, unterschrieben und besiegelt. Die Haupturkunde, in Gestalt eines beständigen königlichen Edictes, fängt mit einem weitläuftigen Eingange an, worinn der Einwilligung des Pabstes, nebst der Theilnahme und Beystimmung Kaiser Rudolfs II. der Kaiserinn Mutter Wittib Kaiser Maximilians II. und Schwester des Königes, die in Spanien sich aufhielt; der Dazwischenkunft, Willensmeynung und Zustimmung des Kronprinzen; der an alle Staaten, Stände und Stellen der niederländischen und burgundischen Provinzen gelangten Eröfnung, und der von diesen in Rückantwort erhaltenen Freudenbezeugungen, Zufriedenheit und Erkenntlichkeit, u. s. f. u. s. f. erwähnt wird. Alsdann folgt eine Wendung, um zu zeigen, wie nöthig die Gegenwart eines Landesherrn unter seinen Unterthanen sey: Der König bedauert es höchlich, daß er durch wichtige Geschäfte gehindert worden, seine Residenz in die Niederlanden zu verlegen; er bittet dieses Umstandes wegen gleichsam um Nachsicht; sagt, daß alles bisherige Mißverständniß eben daher rühre, weil der Souverain nicht bey seinen Untergebenen wohnte, und scheint, um für die Zukunft ähnliches Unheil zu vermeiden, seine Schenkungen, Dotazionen, Abtrettung und Uebertragung grossen Theils, in Ausdruck und Form auf erwähnten Beweggrund zu stürzen. Ueberhaupt ist die Urkunde sehr weitläufig, und enthält, neben anderm, zwölf bis dreyzehn Bedingnißartickel. Die vornehmsten darunter sind:

Die Erhaltung der katholischen Religion, und daß 1598.
die Herrschaft, ohne alle Zerstückelung, auf ewige Zeiten ein untheilbares Ganzes bleiben soll; hiernächst das Recht der Erbfolge, und daß im Falle, wenn keine Kinder vorhanden wären, die gesammte Herrschaft wieder an die Krone Spanien zurückfallen, der letzte Unbeerbte aber noch bis an das End seiner Tage die Statthalterschaft besitzen soll. Unter diesen sehr wohl auseinander gesetzten Clauseln, überläßt ferner der König der Infantinn für sich und ihre Erben die Niederlande, die Grafschaft Bourgund nebst Charolois, und tritt ihr von diesem Augenblick alle Titel, Eigenthum und Besitz davon ab.

Die zwote Urkunde enthält die Erklärung des Kronprinzen Philipps, einzigen Sohns des Königes, worinn er, in den stärksten und gesuchtesten Ausdrücken, die vor angeführte erstere erkennt, darein williget, und allen Ausnahmen entsagt, welche je ihrem Inhalte könnten entgegengesetzt werden. Nachdem nun diese Instrumente verlesen, unterzeichnet und besiegelt waren, erhub sich der Kronprinz, küßte dem Könige, seinem Vater, die Hände; dankte ihm für die Gnade, die er an seiner Schwester erwiesen, und näherte sich hierauf dieser, um ihr sein Glückwünschungskompliment zu machen. Nun küßte auch die Infantinn die Hand ihres Vaters, dankte ihm ebenfalls, und wandte sich sodann an ihren Bruder, um auch diesem zu danken. Zwey Tage darauf wurde in Beyseyn der Kaiserinn Mutter und des Kaiserlichen Gesandten der Heyrathskontrakt unterzeichnet, und bey dieser Gelegenheit prachtvolle Feyerlichkeiten in Madrid angestellt.

1598. andrer Zeugen. Alle in diesen Akt einschlagenden Schriften waren in demjenigen französischen Dialekte, den man Bourguignon nannte, abgefaßt. Jtzt wurden sie abgelesen, beschworen, unterschrieben und besiegelt. Die Haupturkunde, in Gestalt eines beständigen königlichen Edicktes, fängt mit einem weitläufigen Eingange an, worinn der Einwilligung des Pabstes, nebst der Theilnahme und Beystimmung Kaiser Rudolfs II. der Kaiserinn Mutter Wittib Kaiser Maximilians II. und Schwester des Königes, die in Spanien sich aufhielt; der Dazwischenkunft, Willensmeynung und Zustimmung des Kronprinzen; der an alle Staaten, Stände und Stellen der niederländischen und burgundischen Provinzen gelangten Eröfnung, und der von diesen in Rückantwort erhaltenen Freudenbezeugungen, Zufriedenheit und Erkenntlichkeit, u. s. f. u. s. f. erwähnt wird. Alsdann folgt eine Wendung, um zu zeigen, wie nöthig die Gegenwart eines Landesherrn unter seinen Unterthanen sey: Der König bedauert es höchlich, daß er durch wichtige Geschäfte gehindert worden, seine Residenz in die Niederlanden zu verlegen; er bittet dieses Umstandes wegen gleichsam um Nachsicht; sagt, daß alles bisherige Mißverständniß eben daher rühre, weil der Souverain nicht bey seinen Untergebenen wohnte, und scheint, um für die Zukunft ähnliches Unheil zu vermeiden, seine Schenkungen, Dotazionen, Abtrettung und Uebertragung grossen Theils, in Ausdruck und Form auf erwähnten Beweggrund zu stürzen. Ueberhaupt ist die Urkunde sehr weitläufig, und enthält, neben anderm, zwölf bis dreyzehn Bedingnißartickel. Die vornehmsten darunter sind:

Die Erhaltung der katholischen Religion, und daß 1598.
die Herrschaft, ohne alle Zerstückelung, auf ewige Zeiten ein untheilbares Ganzes bleiben soll; hiernächst das Recht der Erbfolge, und daß im Falle, wenn keine Kinder vorhanden wären, die gesammte Herrschaft wieder an die Krone Spanien zurückfallen, der letzte Unbeerbte aber noch bis an das End seiner Tage die Statthalterschaft besitzen soll. Unter diesen sehr wohl auseinander gesetzten Clauseln, überläßt ferner der König der Infantinn für sich und ihre Erben die Niederlande, die Grafschaft Bourgund nebst Charolois, und tritt ihr von diesem Augenblick alle Titel, Eigenthum und Besitz davon ab.

Die zwote Urkunde enthält die Erklärung des Kronprinzen Philipps, einzigen Sohns des Königes, worinn er, in den stärksten, und gesuchtesten Ausdrücken, die vor angeführte erstere erkennt, darein williget, und allen Ausnahmen entsagt, welche je ihrem Inhalte könnten entgegengesetzt werden. Nachdem nun diese Instrumente verlesen, unterzeichnet und besiegelt waren, erhub sich der Kronprinz, küßte dem Könige, seinem Vater, die Hände; dankte ihm für die Gnade, die er an seiner Schwester erwiesen, und näherte sich hierauf dieser, um ihr sein Glückwünschungskompliment zu machen. Nun küßte auch die Infantinn die Hand ihres Vaters, dankte ihm ebenfalls, und wandte sich sodann an ihren Bruder, um auch diesem zu danken. Zwey Tage darauf wurde in Beyseyn der Kaiserinn Mutter und des Kaiserlichen Gesandten der Heyrathskontrackt unterzeichnet, und bey dieser Gelegenheit prachtvolle Feyerlichkeiten in Madrid angestellt.

1598. Am 30. May schickte die neue Beherrscherinn eine weitläufige Vollmacht an den Erzherzog. Der König und sein Prinz versichern darinn die Stände, daß sie dieselben in dem Falle, wenn der Krieg fortgesetzt werden müßte, nicht verlassen würde.

Indessen hatte man sich während dem vergangenem Winter, und noch vor dem Abschlusse dieses Heyrathsgeschäftes, in den Niederlanden grosse Mühe gegeben, es mit Frankreich zu einem besondern Friedensschlusse zu bringen. Diese Bemühungen waren auch nicht umsonst. Der päbstliche Legat verwendete sich sehr thätig dafür; noch weit thätiger aber der Pater Bonaventura Calatagirone, ein Calabrier, General der Franziskanermönche, und in der Folge Patriarch von Konstantinopel. Dieser Mönch war ein sehr brauchbarer und geschickter Unterhändler, von welchem selbst seine Zeitgenossen rühmlich sprechen. Durch seine Vermittelung wurden die Präliminarien dergestalt in Ordnung gebracht und ausgeglichen, daß schon im Frühjahre 1598. ganz unvermuthet der Congreß von Vervins zu Stande kam. Dieser Ort ist ein kleines Städtchen in der Ober-Pikardie, in dessen Nähe sich damals beyde Armeen befanden, und durch nichts als durch den Frieden bekannt, der dort geschlossen wurde. — Heinrich IV. hatte die Staatsräthe Pompone von Bellievre, Herrn von Grigon, Nikolaus Brulard, und den Herrn von Silleri dahin geschickt. Von Seite des Erzherzogs erschienen als Bevollmächtigte der Präsident Richardot, Johan Baptist Taxis, und der Audienzier Ludwig Verreycken. — Der päbstliche Legat, samt dem Pater Calatagirone, stellten die Person von Vermittlern

vor. Man zankte ſich eine Zeit lang untereinander, 1598.
um auch die Alliirten einer jeden Parthey des Friedens theilhaft zu machen. Der König von Frankreich hatte bereits Holländiſche Deputierte, oder, wie man ſie nannte, Ambaſſadoren der Generalſtaaten bey ſich. Noch erwartete man die Engliſchen Geſandten; allein dieſes verzog ſich ſo lange, und mit ſo ſichtbarer Gefliſſenheit, daß der König müde wurde, länger auf ſie zu warten. Ueberhaupt war er auf die Engländer nicht wohl zu ſprechen; es verdroß ihn, daß Calais unter ihren Augen weggenommen worden. Sie hatten bey Anfange der Belagerung dieſes Platzes; eine ſegelfertige Flotte, und es hätte weiter nichts, als eine ſechsſtündige Fahrt gebraucht, um ſich der Einnahme deſſelben zu widerſetzen. Nun konnte er darauf rechnen, daß man ihm Calais, den Engländern eben zum Verdruſſe ausliefern würde, und begnügte ſich alſo, in Abſicht auf ſie, den Schein zu retten. Die Vollmachten, welche der König von Spanien dem Erzherzoge gegeben hatte, litten zwar ebenfalls einige Widerſprüche; aber man ſtellte ſich zufrieden, nachdem ſich der Prinz andere aus Spanien kommen ließ. Nachdem dieſe zween Hauptpunkte ausgeglichen waren, kam man mit ſo vieler Eile zum Ziel, daß der Frieden ſchon am 2. May 1598. wirklich unterzeichnet war.

Zur Grundlage deſſelben wurde der im J. 1559. zu Chateau-Cambreſis geſchloſſene Frieden angenommen; allein da dieſer für Frankreich nachtheilig war, ſo ward ſolcher itzt durch den von Vervins verbeſſert. Heinrich erhielt durch denſelben Calais, Ardres, Montſtullin, Dourlens, Cazelet, la Cha-

1598. pelle, und, Cambray ausgenommen, alle eroberten Plätze bis auf Blavet in Bretagne zurück, welches die Spanier während des Krieges überrumpelt hatten. Dagegen gab er die Grafschaft Charolois zurück, welche nun einen Theil der Schenkung und Abtretung des Katholischen Königes an die Infantinn und den Erzherzog ausmachen sollte. Vermittelst dessen wurden jene Cessions-Urkunden nun auch von Frankreich anerkannt und garantiert. Auch der Herzog von Savoyen war namentlich in dem Frieden mitbegriffen, und übrigens sein Streit mit Heinrich IV. wegen der Marquisats von Saluzzo der Entscheidung des Pabstes überlassen. Die übrigen Alliierten wurden nicht ausdrücklich genannt, alle Mächte aber dazu eingeladen, und die kontrahierenden Könige hatten Gewalt, auch nachwerts diejenigen zu benennen, welche sie darinn begriffen wissen wollten; doch mit dem Bedinge, daß dieselben noch vor Verlauf von sechs Monathen ihre Beytrittsurkunde in gehöriger Form ausliefern sollten.

In Frankreich verursachte dieser wichtige Friedensschluß allgemeine Freude. Auch die Niederländer, welche die Ruhe um jeden Preis gekauft hätten, konnten ihre Zufriedenheit darüber nicht verbergen. Um so viel mehrern Stoff zu allerley Beredsamkeit gab er hingegen allen andern Mächten. Leicht begreiflich war es, wie Heinrich IV. welcher dergestalt mit so sichtbarem Vortheil eines ziemlich lästigen Krieges loswerden konnte, sehr daran liegen mußte, das Ende desselben zu beschleunigen; und noch mehr Ursache hatte der Erzherzog, ein gleiches zu thun. Von Tag zu Tage langten Berichte von dem nahen Hintritte des Königes von Spanien

ein.

ein. Es schien ihm daher unumgänglich nöthig, 1598.
und er eilte mit einer Art Ungeduld, noch vor diesem Ereugnisse seine Verehelichung zu vollziehen, und in den Genuß der Heurathspakten und jener grossen Schenkung wirklich einzutretten. So hieß es denn, daß er, als Hauptperson bey jener Friedensunterhandlung, seinen Bevollmächtigten Befehl ertheilt, über die vornehmsten Restituzionen sich nicht schwierig zu zeigen; und das zwar um so viel mehr, sagte man, da diese neueroberten Plätze in dem Antheile, der ihm abgetretten wurde, nicht begriffen wären.

Aus den Briefen des Kardinals von Ossat scheint es, als wären die Spanier, welche sich zu der Zeit in Rom befanden, eben so wenig, als diejenigen, die sich anderwerts aufhielten, mit dem Ausschlag dieser Unterhandlung zufrieden gewesen. Auffallend waren es die Engländer und Holländer um noch viel weniger. Unter andern Aeusserungen über diesen Gegenstand hieß es auch, daß der Friede von Vervins das Werk von dreyen Franziskanermönchen sey. Der päbstliche Nunzius Franz Gonzaga, Bischof von Mantua, war nämlich ehemals General des besagten Ordens; und des bereits erwähnten Bonaventura Calatagirone Nachfolger in demselben Generalate, ein Portugiese, Franz von Sousa, ein in diesem Geschäfte eben so berüchtigter Unterhändler.

Nachdem sich Albert durch den geschlossenen Frieden dergestalt sichergestellt hatte, traf er die nöthigen Anstalten, um die Statthalterschaft einsweilig durch eine andre Person versehen zu lassen, und seine Reise nach Spanien antretten zu können, wohin er sich ohne Zeitverlust auf den Weg ma-

1598. chen wollte. Vorher that er nach Hal eine Art Wallfahrt, verrichtete dort seine Andacht, und legte seinen Kardinalhut zu den Füßen des dasigen L. Frauenbildes. Sein Erzbisthum von Toledo überließ er dem Don Garzia von Loyaza, jedoch mit Vorbehalt einer ansehnlichen Pension, die er in Kraft eines päbstlichen Breves und mit Bewilligung des Königes von dieser reichen Pfründe sollte zu beziehen haben. Am 22. August empfieng er zu Brüssel eine Art Huldigung, und hierauf eine Vollmacht von der Infantinn, als neuen Beherrscherinn. Alsdann wählte er die Kammerherren und Hofdamen, welche zum Hofstaate Ihrer königlichen Hoheiten gehören sollten; und viele davon reisten nun über Frankreich, wo sie seit dem Frieden mit vielen Ehren und Höflichkeit aufgenommen und geliebkoset wurden, nach Spanien. Endlich trat der Erzherzog selbst in der Mitte des Herbstmonaths 1598. seinen Weg an, und hatte den Prinzen von Oranien, die Grafen von Barlaimont, Egmond und Solre, als Abgeordnete von Seite der Provinzen, nebst einer Menge andrer inländischer Herren mit grossem Gepäcke, zu seinem Gefolge. Er nahm seine Strasse durch Deutschland, und war Willens, über Prag, wo er den Kaiser, seinen Bruder, besuchen, von dort über Grätz, wo er die Prinzessinn Margaretha, die bestimmte Braut des Kronprinzen von Spanien, nebst ihrer Mutter, der Erzherzoginn, mit sich nehmen wollte, und endlich von da durch Italien nach Spanien zu reisen. Diese Reisegeschichte, die von dem Pabste Klemens VIII. zu Ferrara vollzogene zweyfache eheliche Einsegnung, die Aufnahme Ihrer Hoheiten in

Spanien, und ihre Rückkehr in die Niederlande, erheischen eine umständlichere Beschreibung. Ich behalte mir aber vor, alle diese, als eine Einleitung zur Geschichte der neuen Regierung, welche in den Niederlanden hergestellt wurde, im folgenden Abschnitte, ohne weitere Unterbrechung nachzuholen. 1598.

Indessen verdient ein anderes, in Beziehung auf den Gegenstand, der hier behandelt wird, äusserst wichtiges Eräugniß, das jenem in der Zeitfolge vorausgeht, ebenfalls alle unsre Aufmerksamkeit. Dieses war der Tod des Katholischen Königes Philipps II. Der Erzherzog hatte gute Gründe, den Friedensschluß mit Frankreich, so wie seine Abreise, und die Vollziehung seiner Heyrath mit allen jenen Vortheilen, die er daraus ziehen sollte, zu beschleunigen. Was er aber besorgte, oder vorausſah, geschah nun wirklich. Noch war er nicht weit auf seiner Reise in Deutschland fortgerückt, als er den Hintritt des Königes vernahm. Ob ihn gleich eine Nachricht, der man von Tag zu Tage entgegen sah, nicht mehr hätte befremden sollen, so beunruhigte sie ihn doch, und er war unschlüssig, was er nun zu thun hätte. Er wußte, daß der neue König noch jung war, einen erklärten Günstling hatte, und daß man ihm ehemals Mißtrauen gegen ihn (den Erzherzog) habe einflössen wollen. Auch war ihm nicht unbekannt, daß die meisten Grossen und die Minister dem verstorbenen Monarchen seinen zu Gunsten der Infantinn gemachten Plane mißrathen, und nachwerts die Ausführung desselben zu verzögern gesucht hatten. Dieses konnte der Graf von Fuentes zur Zeit, als der Erzherzog nach Flandern kam, nicht verhehlen. So wie

1598. überhaupt alle Spanier, stolz auf die Gröſſe ihrer Monarchie, hatte dieſer Graf vor der Zerstückelung derſelben einen Abſcheu, und widersetzte ſich ihr, ſo viel er vermochte. Vielleicht mag dieſes einer der Gründe geweſen ſeyn, warum Fuentes, nachdem er einen ſo glücklichen Feldzug gethan, noch vor Eröfnung des zweyten ins Mailändiſche verſetzt wurde. Auch hieß es, daß Kaiſer Rudolf II. aus Neue, die Infantinn, welche man ihm angeboten, nicht geheyrathet zu haben, die Vergröſſerung ſeines Bruders nicht ganz mit gleichgültigen Augen anſehen konnte. Wie dem aber auch immer ſeyn mag, ſo verloren ſich alle jene vielleicht mehr eingebildete als wirkliche Beſorgniſſe und Ungewißheiten in der Luft. Philipp III. und ſein erſter Staatsminiſter, der Herzog von Lerma, erklärten ſich, alles, wozu in Beziehung auf dieſe Heyraths- und Schenkungsſache der verſtorbene König ſich verpflichtet hatte, in ſeinem ganzen Beſtande laſſen zu wollen. Hierüber erhielt der Erzherzog auf ſeiner Reiſe die heiligſten Verſicherungen; und ſo ſetzte er dieſelbe ganz ruhig fort.

Philipp II. verſchied zu St. Lorenz im Eskurial an einem Sonntage Morgens um 6. Uhr, am 13. Herbſtmonath 1598. Er war am 21. May 1527. zu Valladolid geboren, und erreichte folglich ein Alter von 71. Jahren und 4. Monathen weniger 8. Tage, von denen er ſeit der Abdankung ſeines Vaters, Kaiſer Karls V. 43. Jahre regierte. Er war, wie man ſchon an verſchiedenen Stellen dieſer Geſchichte erſehen konnte, viermal verheyrathet; indeſſen iſt es nicht unſchicklich, hier mit mehr Deutlichkeit und Ordnung ſeiner Gemahlinnen und Kin-

der Erwähnung zu thun. Seine erſte Gemahlinn 1598.
war Maria, Infantinn von Portugal, Tochter Johanns III. und Katharinens, der vierten Schweſter Karls V. Er ließ ſich am 15. Wintermonath 1543. zu Salamanca mit ihr trauen. Sie ſtarb aber das folgende Jahr darauf in dem Wochenbett, und ließ ihm zum Erben der Spaniſchen Kronen den unglücklichen Don Karlos zurück, von welchem, und zumal von ſeinem kläglichen Ende ſchon vorhin Erwähnung geſchah. — Zur zwoten Gemahlin hatte er die Königinn Maria von England. Dieſelbe war die Tochter Heinrichs VIII. und Katharinens von Arragonien, der jüngern Schweſter von Johanna la Loca, der Erbinn von Spanien, und Karls V. Mutter. Die eheliche Einſegnung geſchah am 25. Heumonath 1554. zu Wincheſter. Kraft der Abtrettung, welche der Kaiſer zu Gunſten dieſer Neuverlobten machte, rief der Wappenherold nach der Meſſe die Vermählten in lateiniſcher Sprache zu Königen von England, Frankreich, Neapel, Jeruſalem und Ireland, zu Prinzen von Spanien und zu Herzogen von Mailand aus. Maria, welche weder jung noch ſchön war, ſtarb im J. 1558. an der Waſſerſucht, ohne Kinder. — Philipps dritte Gemahlin war Eliſabeth von Frankreich, Tochter Heinrichs II. und der ſo berüchtigten Katharina von Medicis. Dieſe Heyrath wurde bey dem Friedem von Chateau-Cambreſis im J. 1559. geſchloſſen, und die Königinn deswegen, von den Spaniern, Eliſabeth von la Paz geheiſſen. Sie ſtarb am 3. Weinmonathe 1568. Der beſondern Umſtände ihres Todes, und der Gerüchte, die hierüber in ganz Europa umherliefen, iſt ſchon oben

1598. erwähnt worden. Sie hatte nur zwo Prinzeſſinnen hinterlaſſen: die Infantinnen, Iſabella Clara Eugenia, welche am 12. Auguſt 1566. geboren wurde, dieſem Werke ſchon vielen Stoff zur Geſchichtserzählung gegeben hat, und im Verfolge noch mehrern geben wird; und Katharine Michael, welche im J. 1567. auf die Welt kam, und an J. 1585. an Karl Emanuel, Herzog von Savoyen verheyrathet wurde, der zu Turin am 7. Wintermonath 1597. ſtarb, und neun Kinder von ihr hinterließ. Von dieſer Heurath rühren die Anſprüche her, welche in den folgenden Jahrhunderten in mehrern Verträgen über die Spaniſche Erbfolge, von Seite des Königlichen Hauſes von Savoyen, zum Vorſchein kamen. — Zum viertenmale endlich hatte ſich Philipp mit der Erzherzoginn Anna, der älteſten Tochter Kaiſer Maximilians II. vermählet. Philipp war durch die Kaiſerinn ſeine Schweſter, Maria von Spanien, ihr Vetter und Onkel. Er ließ ſich im Jahr 1570. mit ihr trauen. Sie gebar ihm vier Söhne: Don Ferdinand, Don Karlos-Lorenzo, Don Diego, die aber alle drey in ihrer Jugend ſtarben, und endlich Don Philipp, ſeinen Thronfolger. Anna ſelber ſtarb zu Badajoz in Eſtramadura den 26. Weinmonath 1580. an einer damals herrſchenden Katharrſeuche, von welcher ſelbſt der König ſo ſtark angegriffen wurde, daß die Aerzte alle Hofnung aufgaben, ihn beym Leben erhalten zu können. Philipp wollte, als viermaliger Wittwer, noch an einer Schwägerin ſich die fünfte Gemahlinn wählen. Dieſelbe war Eliſabeth, eine Schweſter der verwittibten Königinn Anna von Frankreich, die nach Karls IX. Tode

sich nach Wien begeben hatte. Allein diese tugend- 1598.
hafte Prinzessinn, von welcher wir schon einmal bey Gelegenheit der französischen Unruhen geredet, und deren Geist und Verdienste die französischen Schriftsteller und alle ihre Zeitgenossen so sehr geschätzt haben, widersetzte sich standhaft den Zudringlichkeiten ihrer Mutter, der Kaiserinn, die ihr jene Heyrath anrieth. Man behauptet, ein verwegener Mönch habe ihr durch rednerische und theologische Kniffe, um sie zu jener Verbindung die sie selber für Blutschande hielt, zu bewegen, so unbescheiden zugesetzt, daß sie nach widerholten Drohungen genöthiget war, ihn endlich mit Schlägen von sich weisen zu lassen. Alsdann gieng sie zu Wien in ein Kloster, wo sie den Rest ihrer Tage sehr fromm durchlebte, und dort um 22. Jenner 1592. verschied. Sie soll, in Form eines Tagebuches, Denkwürdigkeiten geschrieben haben, welche die geheime Geschichte Frankreichs von ihrer Verheyrathung bis an den Tod ihres Gemahls, Karls IX. enthalten, und von denen es zu bedauern ist, daß sie in Hände gerieth en, denen daran gelegen seyn mochte, sie zu vertilgen. Wie es scheint, so hatte denn doch Philipp, seit dieser letzten übelgerathenen Brautwerbung, nicht weiter mehr an das Heyrathen gedacht. Es lebte also, bey seinem Absterben, nur noch Isabella, eine Infantinn von seiner dritten, und von seiner vierten Gemahlin ein einziger Prinz, der aber von einer so schwachen und zärtlichen Leibesbeschaffenheit war, daß man nie glauben konnte, daß er es bis zum männlichen Alter bringen würde. Dieser Prinz war Philipp, oder, wie die Spanier durchgehends schreiben, Filipp III. welcher ihm in der Regierung

1598. seiner weitschichtigen Länder folgte, und dessen Gesundheit sich von dieser Zeit an merklich besserte.

Was den verstorbenen Monarchen betrift, so war derselbe ebenfalls nicht von starker Natur. Klein von Person und schwächlich, lebte er sehr diät, vielleicht mit unter aus Etikette. Denn seine ganze Lebensart, so wie selbst seine Vergnügungen, waren alle abgezirkelt, und tacktmässig. Er hatte öftere Ohnmachten, die man lange für Zeichen der fallenden Sucht hielt. Amelot de la Houssaye giebt hievon eine andere Ursache an, und sagt: Er habe durch den Satyriasm' oder Priapism' seinen Körper so sehr geschwächt, daß er öfters sinnlos dahin fiel. Auch litt er am Podagra. Zwey Jahre vor seinem Tode, nahmen jene Zufälle und seine Schwäche beträchtlich zu, und ein anhaltendes Fieber entkräftete ihn vollends. Im Heumonathe 1598. wollte er sich, wider den Rath seiner Aerzte, in den Escurial begeben. Er konnte das Fahren nicht mehr vertragen, und ließ sich daher in einer Sänfte, von Leuthen die auf jeder Station abgelöst wurden, einen Weg von 6. oder 7. Meilen dahin bringen. Kaum langte er dort an, als sich alle seine Beschwerden verschlimmerten; und er sah seinen Tod mit eben der Kaltblütigkeit herannahen, mit welcher er alle Begebenheiten seines Lebens zu betrachten gewohnt war. Um diese Zeit geschah es denn, daß in ganz Europa das Gerücht ausgestreut wurde, als hätte der König an Brust und Beinen unheilbare stinkende Geschwüre, die man nicht mehr aufzutrocknen vermögte, und noch darüber die Läusekrankheit. Diese Uebertreibung hat sich dergestalt fortgepflanzt, daß man heut zu Tage noch davon spricht. Dieselbe

ſchien übrigens gefliſſentlich dazu erfunden zu ſeyn, 1598.
um zwiſchen Philipp II. und gewiſſen andern königlichen Beyſpielen, deren die heilige und Profangeſchichte mit Abſcheu Erwähnung thut, häßliche Vergleichungen anſtellen zu können. Spaniſche Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit, der Kanzler von Chiverni und andere gleichzeitige Franzoſen, melden in ihren Schriften nichts von einer ſo ſtinkenden Fäulniß, die auch ohnehin an einem ſo abgezerrten Körper nicht wohl ſtattfinden konnte. Hingegen ſtimmen ſie alle darinn überein, daß er äuſſerſt entkräftet geweſen, und vier Menſchen Mühe genug hatten, ihn, wenn er in Leintücher eingewickelt war, in ſeinem Bett umzukehren.

Aller dieſer heftigen Schmerzen ungeachtet war indeſſen ſein Geiſt ſtets geſund und gegenwärtig, und ſein Herz immer groß. Er allein hat mit ſeiner eigenen Hand mehr geſchrieben, als alle Könige ſeiner Zeit zuſammengenommen. Faſt kein Tag verſtrich, an welchem er nicht Bemerkungen, Memoiren oder Agenden verzeichnete; und unter denſelben waren ſolche, die er mehr als alle ſeine Reichthümer ſchätzte. Die wichtigen Erzählungen, die er während einer ſo langen, und an merkwürdigen Ereigniſſen ſo reichen Regierung ſammelte, gaben ihm z. B. ganz ſicher vortreflichen Stoff zu einer Schrift über die Regierungskunſt, die er für ſeinen Sohn beſtimmte. Solche Papiere, die er vorzüglich ſchätzte, und niemanden mittheilte, wurden in einer Kiſte verwahrt, zu welcher er ſeit ſeiner Krankheit nur ſeinem geheimſten und letzten Günſtling, Don Chriſtoval von Mura, die Schlüſſel vertraute. In dem ſchmerzhaften Zuſtande, in welchem er ſich gegen ſeinem En-

1598. de befand, ließ er von demselben diese Aufsätze, aber nur unter seinen Augen durchsehen, einiges hinzusezen, anderes anstreichen, und alsdann die Schlüssel dem Kronprinzen einhändigen. Für denselben dictierte er noch während seiner Krankheit allerley Verhaltungsregeln, und gab ihm dergleichen auch mündlich; er soll sich sogar bis in alles Detalls eingelassen, und z. B. über den Handel des Anton Perez grosse Reue geäussert haben. Von diesem Handel haben zwar mehrere Schriftsteller gesprochen; aber nach meinem Bedünken ist solcher noch nie hell genug beleuchtet worden. Bekanntlich war Perez seiner Zeit Sekretair des Königes, und diente ihm in dieser Eigenschaft nicht bloß in Sachen welche den Staat, sondern auch in solchen, welche seine Buhlschaft mit der Prinzessin von Evoli betrafen. In der Folge nun verrieth er Philipps Geheimnisse von beyden Arten, fiel darüber natürlich in Ungnade, und flüchtete sich nach Frankreich, wo er mit Wohlthaten überhäuft wurde. Er war einer der größten und gelehrtesten Männer seines Zeitalters; aber aus seinen Schriften läßt sich schliessen, daß er eben so gebieterisch, wie sein Herr, gewesen seyn mochte. Seine Gemahlin und sieben Kinder waren seit seiner Flucht, zu Madrid immer im Gefängnisse geblieben; und eben von seiner eigenen Familie ist es zu verstehen, wenn Perez hie und da in seinen Schriften von einer Junta d' Afligidos spricht. Nun aber gab der sterbende König seinem Sohne den Auftrag, nicht nur diese bedauernswürdigen Personen in Freyheit zu setzen, sondern sogar den Vater zurückzurufen, und ihm eine anständige Pension unter dem Bedinge zu geben, daß er sich, ohne je Spanien oder die Nie-

derlande zu betretten, in Italien einen beliebigen 1598.
Aufenthaltsort wählen ſollte. Es ſcheint aber, daß Perez dieſen Anerbietungen nicht getrauet habe, indem er dreyzehn Jahre nachher (1611.) zu Paris ſtarb, wo man ſein Grabmahl bey den Cöleſtinerinen noch auf den heutigen Tag ſieht.

Mehrere Schriftſteller, die von der Krankheit und dem Hintritt des Königes reden, zieren ſich damit, daß ſie von den Maximen und den Unterweiſungen, die der ſterbende Monarch ſeinem Sohne gab, Auszüge liefern. Mir ſcheint es aber ſehr zweifelhaft, ob die Quinteſſenz der Geheimniſſe, mit denen der argwöhniſche König ſo heimlich that, bis auf ſie gelanget ſey. Und wirklich haben die von ihnen angeführten Grundſätze und Ermahnungen ganz das Ausſehn jener ſchönen Reden, die nicht von den handelnden Perſonen, ſondern von den Geſchichtſchreibern gemacht werden, um mehr ſich ſelber als jene damit auszuſchmücken. Philipp nahm endlich von ſeiner Familie Abſchied, machte ihr ſeinen lezten Willen bekannt, und ertheilte, mit einer Geiſtesgegenwart, die jedermann in Erſtaunen ſezte, ihr ſeinen Seegen. Mit dem Prinzen, ſeinem Nachfolger, ſprach er ſehr rührend über die ſchmerzhaften Lagen, in welche ihn das menſchliche Loos gleich den lezten ſeiner Unterthanen ſo oft verſezt habe; etwas ähnliches ſagte er zu der Infantin, und empfahl beyden die Religion, und die Völker über welche ſie nun herrſchen ſollten. Hierauf arbeitete er noch an der Anordnung, wie er es nach ſeinem Tode mit ſeinem Begräbniſſe, mit den Obſequien, mit ſeiner Familie, und mit der Haustrauer, bis auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten, gehalten wiſſen wollte. Alsdann

1598. gab er noch einige Beweise der inbrünstigsten Andacht, vornehmlich den Geistlichen, die ihm an seinem Todbette beystuhnden, und verschied endlich, wie schon gesagt, am 13. Sept. 1598.

Die Niederländischen Unruhen, welche den Gegenstand dieses Werkes ausmachen, sind unter seiner Regierung entstanden; aber das Ende des blutigen Bürgerkrieges, welchen seine Strenge und sein Despotismus erzeugt haben, sollte er selber nicht erleben. Es war natürlich, eine Schilderung der persönlichen Eigenschaften und des Charakters dieses Monarchen vorausgehen zu lassen. Dieses versucht' ich schon oben, gleich mit dem Anfange der Geschichte seiner Regierung zu thun, so weit nämlich meine durch genaue Untersuchung und Kritik geläuterten Einsichten reichen mochten; und zumal zwischen den übertriebenen Lobeserhebungen einiger feilen Schriftsteller, und den von Haß und Neid erzeugten ungeheuern Anschwärzungen anderer so die Mitte zu halten, daß es mir gelingen möchte, dasjenige auszuheben, was mir der Vernunft und der Wahrheit am nächsten zu kommen schien. Auch hab' ich noch immer Ursache, auf dem bereits gesagten zu beharren, und insbesondere zu wiederholen, was freylich schon andre vor mir gesagt haben: Daß nämlich Philipp II. wirklich ein grosser König war, der für die Spanier, so wie diese für ihn, geboren zu seyn schienen. Einige allgemeine Bemerkungen und Betrachtungen über seine Regierung, seine Politik und den Zustand seiner Monarchie dürften indessen hier schicklich nachgeholt werden, und dazu dienen, von gewissen Thatsachen nicht nur jene allgemeinen und nächsten Triebfedern, welche ohnehin schon jedermann

deutlich in die Augen leuchten, sondern auch die be- 1598.
sondern und entfernten Ursachen derselben, noch vollends zu entwickeln. Unstreitig konnte sich Philipp II. für den mächtigsten Monarchen seiner Zeit ansehen. Er war es schon bey seiner Geburth, als der einzige Sohn Karls V. Früher, als es, nach dem Laufe der Natur, geschehen sollte, gelangte er durch die Abdankung seines Vaters zum Besitze so vieler Kronen und Königreiche die auf ihn warteten, und deren Vereinigung und Verbindung, wenn ich so reden darf, Jahrhunderte gekostet hatten. Karl trat ihm die reichen Lande von Castilien, Arragon und Burgund in dem treflichsten Zustande ab, nachdem er sie zuvor, durch Krieg und Frieden, mit lebenslänglichen Bemühungen, theils vergrössert, theils vertheidiget hatte. Von Indien, jenem unermeßlichen Erdstücke, das wir die neue Welt nennen, hatte der Kaiser, wie schon anderwerts bemerkt worden, weiter nichts als die Erstlinge genossen; dafür aber, bloß zum Vortheile seines Nachfolgers, die Unterwerfung dieser Länder gesichert, die Kultur hergestellt, und die Minen eröffnet, welche erst jezt während Philipps Regierung Reichthümer einbrachten, die vor ihm noch kein König besessen hat.

Ungeachtet einer so weitschichtigen Herrschaft scheint indessen Philipp II. wie es die Geschichte bezeuget, eine noch weit grössere beabsichtet zu haben. Es wird öfters in den Denkwürdigkeiten der damaligen Zeit verschiedener Entwürfe zu einer allgemeinen Monarchie Erwähnung gethan; einer Lieblingschimäre, mit der sich mehrere Eroberer, wie man behaupten will, sollen beschäftiget haben. Aber einen lebhaftern Begriff davon, mit so vielen Kräften und

1598. Gelegenheiten zur Ausführung, hat vielleicht ausser Philipp kein anderer Beherrscher je gehabt. So kann man z. B. bemerken, wie er noch als ein sehr junger Prinz es nicht billigte, daß der Kaiser, sein Vater, nach Unterdrückung der republikanischen Verfassung in Toskana, das Haus Medicis mit diesem Staate belehnte. Karl hatte ihm bey seiner Vermählung in England das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand geschenkt, und es verdroß ihn, daß ihm nicht auch zugleich Florenz aufbehalten wurde, um daraus den Mittel- und Vereinigungspunkt zwischen seinen italiänischen Staaten zu machen. Wahrscheinlich aus diesem Grunde behauptete er mit so vielem Eigensinn Siena und den sogenannten Stado dai Presidii; und vielleicht auch eben deswegen machte er so lange Schwierigkeiten, dem Herzoge von Parma die Stadt Piacenza samt der dortigen Citadelle zurückzugeben.

Was das deutsche Kaiserthum betrift, so scheint seine Lüsternheit, zu demselben zu gelangen, nur nicht zweifelhaft zu seyn. Er beschwerte sich über die Eilfertigkeit, mit welcher der Kaiser die Wahl seines Bruders Ferdinands zum Römischen Könige beschleunigte; und als die Sache nicht mehr zu verhindern war, ließ er kein Mittel unversucht, seine Absichten auf andere Wege zu erreichen. Nach einem damals verbreiteten Gerüchte suchte er nämlich seinen Vater dahin zu bewegen, daß er, nach dem Beyspiele der Marc-Aurele, Luzius Verus, und anderer verbrüderter Beherrscher, welche in den römischen Gesezen unter dem Namen divi fratres vorkommen, Ferdinand auf dem Kaiserthron sich zugesellen, und mit demselben gemeinschaftlich über Deutschland

herrschen sollte. Alsdann wäre Philipp Römischer König geworden, und hätte mit der Zeit dem einen und andern in der Regierung nachfolgen können. Diese Intrigue war nicht übel angelegt, machte auf Karln und Ferdinanden wirklich einigen Eindruck, und es war an dem, daß sie auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1551. durchgetrieben werden sollte, als sie von Maximilian, Ferdinands Sohne, entdeckt und vereitelt wurde. 1598.

Seine i. J. 1554. mit der Königin Maria von England geschlossene Heyrath zweckte ebenfalls einzig dahin, sich in dieses Königreich einzunisten, und dasselbe am End an sich zu bringen. Einige Schriftsteller versichern, daß diese Königin, als sie sich kinderlos sah, auf die dringenden Vorstellungen ihres Gemahls, England dem Don Karlos, Philipps Sohne aus erster Ehe, in Schenkungsweise legirt habe. Die Wahrheit dieses unglaublichen Versuches hat sich nicht bestäthigt, und würde in der Ausführung gewiß grosse Schwierigkeiten gefunden haben. Vielmehr ergriff der König andre Maaßregeln, und suchte sich mit Elisabeth, der Schwester Mariens, welcher sie in der Regierung folgte, vermählen zu können. Elisabeth stellte sich, als wäre sie ganz in die ihr gelegten Neze verstrikt, und hatte Philipp eine geraume Zeit zum Besten. Als sie aber vollkommen merkte, worauf bey ihm eigentlich alles abgesehen war, und sie dabey nicht mehr nöthig hatte, ihn zu schonen, brach sie auf einmal alle Unterhandlungen ab, und erklärte sich gegen den Herzog von Feria ganz kurz, daß sie sich ein Gewissen daraus machte, den Gemahl ihrer Schwester zu heyrathen. Von dieser Zeit an, und so lange sie lebte, trat sie heimlich und öffentlich seinen Absichten in

1598. den Weg. Philipp veränderte darum seinen Plan nicht; und, um sich zu rächen, glaubte er durch die verschwenderische Ausrüstung jener unüberwindlichen Flotte, die ihn so viel Geld kostete, und doch so wenig ausgerichtet hat, England mit offener Gewalt erobern zu können. In Spanien legte man den unglücklichen Erfolg dieser furchtbaren Armada den Winden zur Last. Der König sprach über dieses Ereugniß stets in dem Tone, der dann bald, wie aus Gewohnheit, überall angestimmt wurde; und noch heut zu Tage behaupten die Spanier, daß jene furchtbare Flotte kurz und gut durch Stürme verschlagen worden. Wir haben am gehörigen Orte schon genug hierüber gesagt, um so viel zu bestäthigen, daß dieselbe zwar bey ihrer Rückfahrt auf den nordlichen Gewässern durch widrige Winde und Unkunde ansehnlichen Verlust gelitten, ihre Niederlage aber schon in dem Kanal durch die Geschicklichkeit der Engländer enschieden worden, und sie jenen Weg nur auf der Flucht und aus Noth eingeschlagen habe.

Viel glücklicher war Philipp II. in Beziehung auf Portugal. Ohne Schwerdtstreich, und in Zeit eines Monaths eroberte er, unter dem Titel einer Erbschaft, dieses schöne Königreich samt alle dem, was ihm in beyden Indien noch mangelte.

Um die französische Monarchie auf sein Haus zu bringen, strengte er seine lezten Kräfte an, verschwendete ungeheure Summen, und intriguierte viele Jahre durch. Ich befürchte, ohnehin hierüber schon zu sehr ausgeschweift, und mich durch die Erzählung der Unruhen dieses Königreiches, der heimlichen und öffentlichen Kriege, der Bewegungen und Wuth der

Ligue,

Ligue zu weit von meinem Hauptgegenstand entfernt zu haben. Man hat aber daraus ersehen, wie wenig ihm noch fehlte, um jenen grossen Zweck zu erreichen, der dann aber doch am Ende, so wie seine andern, vereitelt wurde. 1598.

Bey allen seinen ausserordentlichen Unternehmungen fehlte es indessen dem Könige von Spanien so wenig an Macht und an Thätigkeit, als an seinem festen Willen. Gesezt nun, er hätte nach und nach, und so wie es ihm in den Kopf kam, seine Absichten auf Deutschland, Frankreich und England, so glücklich als auf Portugal erreicht; alle diese grossen Staaten wären mit seiner ererbten Monarchie, und mit anderm, was er schon im Besize hatte, vereiniget worden, und die Schätze von Amerika ihm zu Gebot gestanden, so wäre eine Universalmonarchie nicht mehr eine blosse Chimäre geblieben; eine Eroberung hätte die andere erleichtert; die Freyheit in Europa wäre in der dringendsten Gefahr gestanden, und man hätte in dem, was noch übrig geblieben, vergebens ein Mittel gesucht, das Gleichgewicht zu erhalten. Glaubwürdig ist allerdings, daß eben dieses sein Gedankensystem gewesen sey; aber er war zu verschlagen, um sich öffentlich darüber zu äussern. Dennoch mocht' er's leiden, daß man ihm dießfalls Weihrauch streute, und schien dabey nichts weniger als unempfindlich zu seyn. Eine Menge Schmeichler, Redner und Dichter schwatzten und sangen ihm von der Herrschaft der Welt vor, nicht um ihm dieselbe erst zu versprechen, wie es sonst gegen die Fürsten das gewöhnliche Thun ist, sondern um zu behaupten, daß er schon wirklicher Herr derselben sey. Als er in Lissabon einzog, gieng er

1598. durch einen Triumphbogen, an welchem eine in zierlichen Versen verfaßte Apostrophe angebracht war. Die beyden letzten Distiche hiessen:

Dissona conveniunt, æterno fœdere in unum
Aspicis Eoos, occiduosque globos.
Armipotens! Mundi fuerant tibi debita Regna
Nunc capis invictâ, nunc regis illa manu.

So wie sich die schönen Geister seiner Zeit unermüdet damit beschäftigten, zu seinen Ehren Allegorien, Embleme und Devisen zu erfinden, so gehörten dieselben mit unter den Schmuck seiner Regierung. Der gewöhnliche Wahlspruch, den man auf seinen Wappen in den Niederlanden und in Italien sieht, war personal, und hieß: Nec spe, nec metu. Derselbe scheint ganz nach seinem Geschmacke zu seyn, und ist nicht unbescheiden. Hingegen findet man eine Menge anderer dergleichen ihm gewidmeter Sentenzen, wo in Versen und Prose jene unvergängliche Sonne gerühmt wird, welche die Staaten seiner Herrschaft beleuchtet, ohne je unterzugehn. Unter andern hat jemand mit der an verschiedenen Orten noch vorhandenen Devise: Non unus sufficit orbis, ihm schmeicheln wollen, ohne zu bedenken, daß dieses Hemistichon des Spötters Juvenal eine beissende Ironie auf die Herrschsucht Alexanders und seinen Tod zu Babylon ist. Ein stolzer Philosoph des Alterthums lehrte die Mehrheit der Welten; und Alexander beklagte sich, daß er noch nicht einmal Meister über eine einzige sey. Juvenal sagt darüber:

Pelao Juveni, non unus sufficit orbis.
Aestuat infelix angusto limite mundi,
Sed cum à figulis munitam intraverit urbem
Sarcophago contentus erit.

Aus diesen und so vielen andern hochtrabenden Lob- 1598.
reden erhellet endlich, daß diesem grossen Könige, als er auf dem Gipfel seines Glückes stuhnd, von den Panegyrikern grob genug zugesetzt wurde, und daß er eben solchen Schmeicheleyen nicht sehr abgeneigt war. Seine von so vielen Stimmen und Federn gerühmte Macht fühlte wirklich alle Welt. Man fürchtete sie, und hielt sie für unerschütterlich.

Indessen ist es Zeit, nnn auch die Gegenseite der Schaumünze zu untersuchen.

Siebenzehn oder achtzehn Provinzen in den Niederlanden machten die Erbschaft aus, welche ihm Karl V. überließ, nachdem er dieselben zuvor in einen sehr verbesserten und vervollkommneten Zustand versetzt hatte. Dieser Staat war zwar nicht die größte, aber die schönste Blume in seiner Krone. Philipp II. zwar hatte keine so vortheilhaften Begriffe von demselben. Er hielt sich lange genug darinn auf, um ihn kennen zu lernen, und wollte daraus lediglich einen andern Mittelpunkt, oder, wenn man will, einen Waffenplatz machen, von welchem aus, seiner Zeit und bey schicklichen Gelegenheiten, alle seine Plane ausgeführt werden sollten, die er sich auf Deutschland, Frankreich, England und den Norden entworfen hatte. Allein weder die Landesverfassung, noch die Sitten der Einwohner, vertrugen sich mit so grossen Entwürfen. Bald erwachte die alte Antipathie zwischen beyden Nazionen; jene Eifersucht und jener eingewurzelte Groll, von welchem wir bereits so viel schon gesprochen haben. Der König, ganz Spanier, und dieses zwar aus Naturell noch mehr als von Geburth her, ergriff gerade die gefährlichste Parthie,

1598. und nahm zur Gewaltthätigkeit seine Zuflucht. Er wollte, daß die Völker nicht weiter auf so guten Fuß gehalten, und vielmehr Sklaven würden; und kurz, er entschloß sich, sie zu Boden zu drücken, oder, wenn solches unerhältlich wäre, eher ganz aufzureiben. Philipp hat, nach dem Zeugnisse mehrerer Schriftsteller, allzufrühe regiert. Von seiner eigenen Grösse verblendet, hatte er keinen Begriff davon, daß er jemals Widerstand finden könnte. Alles, was ihm zu nahe kam, schien in seinen Augen Verbrechen und Empörung. Es ist hier nicht der Ort, alles zu wiederholen, was über den Ursprung und die Ursachen eines so berüchtigten Bürgerkrieges je ist geurtheilt worden; und ich glaube, daß sich, wenn man das Wesentliche auf seine ersten einfachen Ursachen zurückleiten will, dieser gewaltige Strohm vornehmlich aus zwo Hauptquellen, in denen sich alle übrigen vereinigen, herleiten lasse; nämlich aus der Entfernung aller fremden Truppen, welche die zu Gent im J. 1559. versammelten Stände aller Provinzen, vor seiner Abreise nach Spanien, von ihm verlangten; und dann aus dem nichterfüllten Versprechen des Königes, besagte Truppen in Zeit von vier Monathen abziehen zu lassen; denn nun wurden dieselben erst nach Seeland geschickt, und endlich ganz aus dem Lande vertrieben. Diesen in seinen Augen unverzeihlichen Punkt, der alle seine Plane in Verwirrung brachte, hielt er dergestalt für die Wirkung eines Komplottes und für eine solche Verletzung seiner Gewalt, daß er es nie vergessen konnte; und daraus entsprang denn aller wechselseitige Haß des Königes und seines Volkes, wozu ohnehin beyde schon seit langer Zeit her so aufgelegt

waren. Die Inquisizion, welche der Monarch nebst 1598.
sonst noch mehrern verhaßten Neuerungen zur Unzeit einführen wollte, war von der andern Seite der Hauptpunkt. Von jeher schon mußten Religion und Freyheit zum Beweggrund und Vorwand aller Rebellionen in der Welt dienen. Die herrschende Irrthümer und Kezereyen der Zeit hatten einen Theil der Nazion dahin gerissen; aber nicht nur dieser, sondern auch der noch vollkommen gesunde Katholicke konnte niemals an einem Mittel Geschmack finden, welches den schlichten Menschenverstand und alle Herzen empören mußte.

Diese beyde Quellen nun waren es, die den veralteten Haß wieder aufgeweckt, und ganz Europa unter Waffen gebracht; und auf ihre Rechnung kann man daher nicht nur den in den Niederlanden ausgebrochenen Bürgerkrieg, mit allen seinen Schandthaten, Abscheulichkeiten und Unglücksfällen, sondern auch die ausländischen Kriege setzen, welche sich, in diesem allgemeinen für die spanische Monarchie so unglücklichen Brande, noch nebenbey entzündeten.

Der erste Funke des verzehrenden Feuers, von welchem Spanien während drey Viertheilen eines Jahrhunderts verschlungen werden sollte, war eine sehr unbedeutende Kleinigkeit. Allein des Herzogs von Alba Einfall in die Niederlande, und seine unterdrückende Verfolgungen, richteten alles zu Grunde; und nur die Verzweiflung entdeckte noch eine Stelle, worauf man Fuß fassen konnte. Man hat bereits gesehen, durch was für Leuthe und wo eigentlich der offensive Krieg, durch welchen die mächtige Monarchie des größten Königes dieser Zeit erschüttert wurde, seinen Anfang genommen hat.

1598. Eine Handvoll Flüchtlinge, Landstreicher, Seeräuber und ein bettelhaftes Schiffsvolk, bemächtigten sich eines unbedeutenden Fleckens, wie Briel war, und ließ sich auf einer kleinen, elenden, fast unbewohnten und unbekannten Insel nieder. Und doch war dieses der Anfang einer Revoluzion, die, als ein Wunderwerk der Vorsehung, quæ infima mundi erigit, ut fortia quæque confundat, dem menschlichen Verstande auf immer unbegreiflich scheinen wird.

Die erwähnten Unruhen entstuhnden in den ersten Regierungsjahren Philipps II. Er herrschte lange, aber (und zwar vielleicht einzig dieser Tumulte wegen) immer unglücklich; indessen lebte er viel zu kurz, um das Ende derselben, aber wohl genug, um seine Macht und seine Schätze darüber verschwinden zu sehn, und starb endlich ungewiß, welchen Ausgang diese grossen Eräugnisse nehmen würde.

Sein Charackter war unter den Beherrschern seiner Monarchie ausgezeichnet. Die Spanier nannten ihn Felipe il prudente. Der Kanzler von Chiverni sagt von ihm, daß er mit einer bewundernswürdigen Klugheit das Ende einer Begebenheit meist vorausgesehen habe. Andre von seinen Zeitgenossen bezeugten, zu seinem Ruhme, ungefehr das Nämliche.

Dennoch mangelte ihm, wie es scheint, diese Voraussicht, hier in dem allerwichtigsten Falle; und ihm ahndete nicht, daß der Unstern seiner Regierung durch einen Waffenstillstand, und erst 40. Jahre nachher durch einen eben so demüthigenden Frieden sich enden, noch daß das Sinken seiner Macht einen langen Verfall seiner Monarchie bis auf das vierte Geschlecht nach sich ziehen wür-

de. Konnte er sich wohl je vorstellen, daß noch 1598.
vor Verlauf eines Jahrhunderts sein wankender Thron durch das Bündniß und die Ehrfurcht gebietende Macht einer Republick unterstützt werden müßte, welche einzig aus einem Theil derjenigen Völker bestuhnd, die er einst so sehr verachtet und verfolgt hatte? Und konnte man endlich, ohne den Schleyer der Zukunft durchzubrechen, wohl vermuthen, daß zu Ende des erwähnten Jahrhunderts die ganze spanische Herrschaft an einen König von Frankreich unter dem Titel einer Erbfolge gelangen sollte, die durch das Testament eines Urenkels Philipp II. des letzten Zweiges seiner Nachkommenschaft und des letzten Besitzers jener Monarchie, beräthiget würde? Vergleicht man deswegen die Eräugnisse des J. 1590. mit jenem des J. 1690. so erblickt man unbegreifliche Veränderungen, und in dem letztern eine ordentliche Wiedervergeltung dessen, was in dem erstern vorgieng. Philipp II. hatte seiner Zeit die Krone Frankreichs und zwar unzertheilt im Auge, und glaubte sich derselben allerdings bemächtigen, und den ganzen Königstamm ausrotten zu können. Diese Absicht zu erreichen, ließ er es weder an Sorgen, noch Arbeit, noch Intriguen fehlen. Er erschöpfte seine Schätze und seine Macht, und war im Begriffe, zum Ziele zu gelangen, als dieser Staatsstreich gerade bey seiner Entwickelung fehlschlug.

Ludwig XIV. hinwieder, dessen Macht in seinem Jahrhundert eine eben so hohe wo nicht noch höhere Stuffe, als Philipp II. seine in dem seinigen erreichte, wurde, bey der schwächlichen und stets abnehmenden Gesundheit Karls II. von dem es höchst

1698. wahrscheinlich zu vermuthen stuhnd, daß er ohne Erben abtretten würde, nach der spanischen Krone lüstern. Der im J. 1697. zu Entwaffnung anderer Mächte geschlossene Riswicker-Frieden, und die beyden Theilungsverträge um dieselben zufriedenzustellen oder einzuschläfern, waren, in Verbindung mit den an allen Europäischen Höfen, und bey ihren von Spanien abhängenden Ministern und andern Gewalthabern gespielten Intriguen, und angewandten Geschenken und Versprechungen, weiter nichts, als das Vorspiel zu dem grossem Hauptstücke. Man bediente sich jtzt in Spanien, um den Nazionalhaß zu überwinden, ungefehr gerade der nämlichen Ueberredungskünste, deren man sich ein Jahrhundert früher gegen die Ständeversammlung zu Paris und die Häupter der Ligue bedient hatte. Zwar machte man dießmal mit der Religion nicht so viel Aufhebens; aber die Rechte des Bluts der Kinder von Frankreich, die Einheit und Unzertheilbarkeit der Monarchie, ihre Schwäche, das Vorgeben, daß nur allein der allerchristlichste König noch im Stande wäre, dieselbe zu schützen, und vor ihrer Zertrümmerung zu verwahren, alle dieses waren so viele Beweggründe, welche überhaupt dem Volke, und selbst vielen Grossen vollkommen einleuchteten; und diese mancherley so wohlgetroffene Vorkehren gelangen am Ende so erwünscht, daß man bey dem am 1. Wintermonath 1700. erfolgten Tode Karls II. ein Testament zum Vorschein kommen sah, worinn einem Enkel von Frankreich die ganze spanische Monarchie übergetragen wurde. Unangefochten setzte sich nun derselbe in den Besitz dieser Erbschaft, und der Allerchristlichste König erklärte sich bey Annahme

jener Urkunde über das Versprechen, besagte Monarchie ungetheilt zu behaupten, so bestimmt, daß einer seiner Minister an einem auswärtigen Hofe sich äusserte: Wie der König, sein Herr, nicht gestatten würde, daß auch nur eine Windmühle von Spanien in andre Hände gelangen sollte. 1598.

Hätte Philipp II. die Gabe besessen, ein so sonderbares Schicksal seiner Monarchie vorauszusehn, so hätte er wohl auch jenes andere Phänomen erblickt: Wie ein Prinz von Oranien, ein Urenkel seines Todfeindes, den er verbannte, auf dessen Kopf er einen grossen Preiß gesetzt der durch einen schändlichen Meuchelmord wirklich gewonnen wurde, zu dem Thron von England gelangte, auf welchem er einst selbst gesessen hatte; er würde gesehen haben, wie dieser König ganz Europa in Bewegung gebracht, mit dem Kaiser, und mit den Generalstaaten seinen alten Unterthanen, jenes grosse Bündniß schloß, auf welches ein vierzehnjähriger ohne Beyspiel entscheidender Krieg folgte, worinn Frankreich an den Rand des Untergangs gebracht, und nur durch ein unerwartetes Glück noch der Nothwendigkeit entgieng, ganz Spanien wieder zurückgeben zu müßen; und wie diese Monarchie zuletzt noch gerade dasjenige Schicksal, der Theilung und Zerstückung, erlitt, woran man ehemals nur mit Abscheu gedachte, und welchem man mit so vieler Mühe auszuweichen und vorzubauen bemühet war.

Vierter Abschnitt.

Fortgesetzte Reise des Erzherzogs Alberts. Seine und des Königes von Spanien Vermählung. Pabst Klemens VIII. segnet beyde zu Ferrara ein. Nochmalige Reise in Spanien. Albert und Isabelle kommen wieder zurücke, und langen in den Niederlanden an. Glückliche Regierung dieser neuen Beherrscher. Man arbeitet vergebens am Frieden. Unerhörter Wohlstand, und ungeheurer Handel der Holländer in der ganzen Welt. Fortsetzung des Krieges. Belagerung von Ostende, Schlacht bey Nieuport, und andere Kriegsbegebenheiten. Friedensvorschläge.

1598. Der Tod Philipps II. ist eine allzu merkwürdige Epoche, als daß dieselbe nicht auf Betrachtungen und Zwischenerzählungen führen sollte, durch welche der Faden der Hauptgeschichte von Zeit zu Zeit unterbrochen wird. Ein solcher Gegenstand verdient und fodert dergleichen Abschweifungen. Die Geschichte seiner Regierung und seiner Monarchie, vergliechen mit demjenigen, was seither, und unter unsern Augen vorfiel, zeigt uns dasselbe Schicksal der Gewaltigsten, wie der Geringsten, nämlich die Flüchtigkeit und den Wechsel aller menschlichen Grösse. Nach diesen Ausschweifungen lenken wir wieder auf den Erzherzog ein, der jtzt seine Reise durch Deutschland und Italien nach Spanien fortsetzte.

Zu Grätz in Steyermark fand er Margare- 1598.
then, die Tochter Erzherzogs Karls, und bestimmte Braut des neuen spanischen Monarchen. Diese sollte er zugleich mit ihrer Mutter, der verwittibten Erzherzoginn Maria von Baiern, nach Spanien bringen.

Sie langten zusammen in Italien an, und hielten sich einige Tage zu Mantua auf, wo sie von dem dortigen Herzoge sehr prächtig bewirthet wurden. Von hier setzten sie ihre Reise nach Ferrara fort, wohin sie der Herzog incognito begleitete. — Damals war eben Pabst Klemens VIII. bey Gelegenheit der Besitznehmung des Herzogthums Ferrara in dieser Stadt anwesend. Seit dem J. 1390. herrschte das Haus Este über gedachten Staat. Die Herzoge von Ferrara lagen indessen mit den Päbsten, als obersten Lehnsherren, öfters im Streit. Karl V. hatte einen Zwist von der Art seiner Zeit beygelegt. Herzog Alphons I. heyrathete hintereinander erst Annen, eine Tochter des Galleazzo Sforzia Visconti, und nach dieser die berüchtigte Lucretia Borgia, die Tochter Pabst Alexanders VI. Zum Sohne hatte er Herkules II. und dieser den letzten Herzog Alphons II. Obiger Alphons I. unterhielt zu gleicher Zeit eine Dame aus Ferrara, Laura Eustochia, als seine Beyschläferin, die ihm einen Sohn, Alphons, gebar, welcher der Vater Don Cäsars von Este wurde. Man behauptet, und Leander Alberti, sein Zeitgenosse, sagt es ausdrücklich, daß Herzog Alphons I. nach dem Tode der Lucretia von Borgia, sich öffentlich mit jener Laura vermählte. Alphons II. welcher im J. 1597. kinderlos starb, hinterließ ein Testament,

1598. worinn er seinen leiblichen Vetter, Don Cäsar von Este, zum Erben des Herzogthums Ferrara einsetzte. Der Kaiser erkannte diese Einsetzung für gültig, und belehnte jenen ohne Bedenken mit den Herzogthümern Modena, Reggio, Carpi und Corregio, welche alle Reichslehen waren. Auch das Volk hielt ihn für den rechtmässigen Besitzer. Nur der Pabst machte Einwendungen dagegen, und behauptete, daß das Herzogthum Ferrara aus dem Grunde, weil Alphons I. mit Donna Laura in keiner gleichen Ehe gelebt hätte, sowohl als wegen Mangel rechtmässiger Erben, dem H. Stuhle heimgefallen sey. Zu dem End schleuderte er nicht nur seine Monitorien über den Don Cäsar, sondern griff wirklich zu den Waffen; Cäsar hinwieder wurde von dem Großherzog von Toskana und andern italienischen Fürsten in seinen Ansprüchen unterstützt. Alles war dem Ausbruch einer offenen Fehde nahe, als noch zur rechten Zeit ein eilender Vergleich getroffen wurde. In Kraft desselben blieb Ferrara dem Pabste, und wurde von ihm, wie man zu reden pflegt, dem H. Stuhle incammerirt. Seitdem gehört dieses Herzogthum, über welches ein päbstlicher Legat bestellt ist, noch immer zum Kirchenstaate. Nun hielt sich Klemens VIII. wie gesagt, gerade zur Zeit, als die Königinn, ihre Mutter und der Erzherzog dort eintrafen, mit seinem ganzen Hofe zu Ferrara auf, um die Regierung dieses ganz neuerlich an sich gebrachten Staats einzurichten. Der Kardinal von Ossat liefert in einem an den Herrn von Villeroy erstatteten Berichte, welcher in seinem 165. Brief, vom 17. Wintermonath des Jahres 1598. datirt, enthalten ist, über

jene

jene doppelte Vermählung, und sonst über alles, 1598.
was sich während ihres Aufenthalts zu Ferrara eräugnete, eine umständliche Beschreibung. Er sagt, daß am 13. desselben Monaths zur Abendszeit ihr feyerlicher Einzug geschah. Die gesammten Kardinäle giengen in ihrer Pontifikalkleidung bis ausser die Thore, wohin auch der ganze Hofstaat folgte. Die ankommenden Gäste wurden dort empfangen, in die grosse Kirche, und von da hinweg in den Pallast geführt, wo sie der Pabst in einem öffentlichen Konsistorium empfieng, ohne, wie von Ossat sagt, der ein Augenzeuge davon war, sich von seinem Sitze zu erheben, oder ein Wort zu sprechen. Das Empfangszeremoniel war eben so kurz. Die Königinn von Spanien küßte dem Pabste die Füsse und die Hand, worauf sie zur Linken zwey Schritte von ihm entfernt geführt wurde, und dort aufrecht mußte stehen bleiben. Das gleiche that die Erzherzoginn, ihre Mutter, welcher man den Plaz zur Linken ihrer Tochter anwies. Der Erzherzog küßte ebenfalls Füsse und Hand; der Pabst umarmte ihn, küßte ihn auf beyde Wangen, und stellte ihn zu seiner Rechten. Alles dieses geschah, ohne ein einziges Wort zu reden. Se. Heiligkeit stuhnden dann auf, gaben jedem den Seegen, und entfernten sich. Nun erst näherten sich die Kardinäle, um die hohen Gäste zu bewillkommen, welchen hierauf, nachdem das Gedränge ein wenig nachließ, in dem päbstlichen Pallaste ihre Zimmer angewiesen wurden. Hiezu fand sich dort Plaz genug. Diese alte herzogliche Burg ist auf eine sehr sonderbare Art im Mittelpunkte der Stadt erbaut, so daß sich alle Hauptstrassen bey ihr verei-

1598. und nahm zur Gewaltthätigkeit seine Zuflucht. Er wollte, daß die Völker nicht weiter auf so guten Fuß gehalten, und vielmehr Sklaven würden; und kurz, er entschloß sich, sie zu Boden zu drücken, oder, wenn solches unerhältlich wäre, eher ganz aufzureiben. Philipp hat, nach dem Zeugnisse mehrerer Schriftsteller, allzufrühe regiert. Von seiner eigenen Grösse verblendet, hatte er keinen Begriff davon, daß er jemals Widerstand finden könnte. Alles, was ihm zu nahe kam, schien in seinen Augen Verbrechen und Empörung. Es ist hier nicht der Ort, alles zu wiederholen, was über den Ursprung und die Ursachen eines so berüchtigten Bürgerkrieges je ist geurtheilt worden; und ich glaube, daß sich, wenn man das Wesentliche auf seine ersten einfachen Ursachen zurückleiten will, dieser gewaltige Strohm vornehmlich aus zwo Hauptquellen, in denen sich alle übrigen vereinigen, herleiten lasse; nämlich aus der Entfernung aller fremden Truppen, welche die zu Gent im J. 1559. versammelten Stände aller Provinzen, vor seiner Abreise nach Spanien, von ihm verlangten; und dann aus dem nichterfüllten Versprechen des Königes, besagte Truppen in Zeit von vier Monathen abziehen zu lassen; denn nun wurden dieselben erst nach Seeland geschickt, und endlich ganz aus dem Lande vertrieben. Diesen in seinen Augen unverzeihlichen Punkt, der alle seine Plane in Verwirrung brachte, hielt er dergestalt für die Wirkung eines Komplottes und für eine solche Verletzung seiner Gewalt, daß er es nie vergessen konnte; und daraus entsprang denn aller wechselseitige Haß des Königes und seines Volkes, wozu ohnehin beyde schon seit langer Zeit her so aufgelegt

waren. Die Inquisizion, welche der Monarch nebst 1598.
sonst noch mehrern verhaßten Neuerungen zur Unzeit einführen wollte, war von der andern Seite der Hauptpunkt. Von jeher schon mußten Religion und Freyheit zum Beweggrund und Vorwand aller Rebellionen in der Welt dienen. Die herrschende Irrthümer und Kezereyen der Zeit hatten einen Theil der Nazion dahin gerissen; aber nicht nur dieser, sondern auch der noch vollkommen gesunde Katholicke konnte niemals an einem Mittel Geschmack finden, welches den schlichten Menschenverstand und alle Herzen empören mußte.

Diese beyde Quellen nun waren es, die den veralteten Haß wieder aufgeweckt, und ganz Europa unter Waffen gebracht; und auf ihre Rechnung kann man daher nicht nur den in den Niederlanden ausgebrochenen Bürgerkrieg, mit allen seinen Schandthaten, Abscheulichkeiten und Unglücksfällen, sondern auch die ausländischen Kriege setzen, welche sich, in diesem allgemeinen für die spanische Monarchie so unglücklichen Brande, noch nebenbey entzündeten.

Der erste Funke des verzehrenden Feuers, von welchem Spanien während drey Viertheilen eines Jahrhunderts verschlungen werden sollte, war eine sehr unbedeutende Kleinigkeit. Allein des Herzogs von Alba Einfall in die Niederlande, und seine unterdrückende Verfolgungen, richteten alles zu Grunde; und nur die Verzweiflung entdeckte noch eine Stelle, worauf man Fuß fassen konnte. Man hat bereits gesehen, durch was für Leuthe und wo eigentlich der offensive Krieg, durch welchen die mächtige Monarchie des größten Königes dieser Zeit erschüttert wurde, seinen Anfang genommen hat.

1593. Eine Handvoll Flüchtlinge, Landstreicher, Seeräuber und ein beteiltes Schiffsvolk, bemächtigten sich eines unbedeutenden Fleckens, wie Briel war, und ließ sich auf einer kleinen, elenden, fast unbewohnten und unbekannten Insel nieder. Und doch war dieses der Anfang einer Revoluzion, die, als ein Wunderwerk der Vorsehung, quæ infima mundi erigit, ut fortia quæque confundat, dem menschlichen Verstande auf immer unbegreiflich scheinen wird.

Die erwähnten Unruhen entstuhnden in den ersten Regierungsjahren Philipps II. Er herrschte lange, aber (und zwar vielleicht einzig dieser Tumulte wegen) immer unglücklich; indessen lebte er viel zu kurz, um das Ende derselben, aber wohl genug, um seine Macht und seine Schätze darüber verschwinden zu sehn, und starb endlich ungewiß, welchen Ausgang diese grossen Eräugnisse nehmen würde.

Sein Charackter war unter den Beherrschern seiner Monarchie ausgezeichnet. Die Spanier nannten ihn Felipe il prudente. Der Kanzler von Chiverni sagt von ihm, daß er mit einer bewundernswürdigen Klugheit das Ende einer Begebenheit meist vorausgesehen habe. Andre von seinen Zeitgenossen bezeugten, zu seinem Ruhme, ungefehr das Nämliche.

Dennoch mangelte ihm, wie es scheint, diese Vorausicht, hier in dem allerwichtigsten Falle; und ihm ahndete nicht, daß der Unstern seiner Regierung durch einen Waffenstillstand, und erst 40. Jahre nachher durch einen eben so demüthigenden Frieden sich enden, noch daß das Sinken seiner Macht einen langen Verfall seiner Monarchie bis auf das vierte Geschlecht nach sich ziehen wür-

de. Konnte er sich wohl je vorstellen, daß noch 1598.
vor Verlauf eines Jahrhunderts sein wankender Thron durch das Bündniß und die Ehrfurcht gebietende Macht einer Republick unterstützt werden müßte, welche einzig aus einem Theil derjenigen Völker bestuhnd, die er einst so sehr verachtet und verfolgt hatte? Und konnte man endlich, ohne den Schleyer der Zukunft durchzubrechen, wohl vermuthen, daß zu Ende des erwähnten Jahrhunderts die ganze spanische Herrschaft an einen König von Frankreich unter dem Titel einer Erbfolge gelangen sollte, die durch das Testament eines Urenkels Philipp II. des letzten Zweiges seiner Nachkommenschaft und des letzten Besitzers jener Monarchie, bestäthiget würde? Vergleicht man deswegen die Eräugnisse des J. 1590. mit jenem des J. 1690. so erblickt man unbegreifliche Veränderungen, und in dem letztern eine ordentliche Wiedervergeltung dessen, was in dem erstern vorgieng. Philipp II. hatte seiner Zeit die Krone Frankreichs und zwar unzertheilt im Auge, und glaubte sich derselben allerdings bemächtigen, und den ganzen Königstamm ausrotten zu können. Diese Absicht zu erreichen, ließ er es weder an Sorgen, noch Arbeit, noch Intriguen fehlen. Er erschöpfte seine Schätze und seine Macht, und war im Begriffe, zum Ziele zu gelangen, als dieser Staatsstreich gerade bey seiner Entwickelung fehlschlug.

Ludwig XIV. hinwieder, dessen Macht in seinem Jahrhundert eine eben so hohe wo nicht noch höhere Stuffe, als Philipp II. seine in dem seinigen erreichte, wurde, bey der schwächlichen und stets abnehmenden Gesundheit Karls II. von dem es höchst

1698. wahrscheinlich zu vermuthen stuhnd: daß er ohne Erben abtretten würde, nach der spanischen Krone lüstern. Der im J. 1697. zu Entwaffnung anderer Mächte geschlossene Riswicker-Frieden, und die beyden Theilungsverträge um dieselben zufriedenzustellen oder einzuschläfern, waren, in Verbindung mit den an allen Europäischen Höfen, und bey ihren von Spanien abhängenden Ministern und andern Gewalthabern gespielten Intriguen, und angewandten Geschenken und Versprechungen, weiter nichts, als das Vorspiel zu dem grossem Hauptstücke. Man bediente sich jtzt in Spanien, um den Nazionalhaß zu überwinden, ungefehr gerade der nämlichen Ueberredungskünste, deren man sich ein Jahrhundert früher gegen die Ständeversammlung zu Paris und die Häupter der Ligue bedient hatte. Zwar machte man dießmal mit der Religion nicht so viel Aufhebens; aber die Rechte des Bluts der Kinder von Frankreich, die Einheit und Unzertheilbarkeit der Monarchie, ihre Schwäche, das Vorgeben, daß nur allein der allerchristlichste König noch im Stande wäre, dieselbe zu schützen, und vor ihrer Zertrümmerung zu verwahren, alle dieses waren so viele Beweggründe, welche überhaupt dem Volke, und selbst vielen Grossen vollkommen einleuchteten; und diese mancherley so wohlgetroffene Vorkehren gelangen am Ende so erwünscht, daß man bey dem am 1. Wintermonath 1700. erfolgten Tode Karls II. ein Testament zum Vorschein kommen sah, worinn einem Enkel von Frankreich die ganze spanische Monarchie übergetragen wurde. Unangefochten setzte sich nun derselbe in den Besitz dieser Erbschaft, und der Allerchristlichste König erklärte sich bey Annahme

jener Urkunde über das Versprechen, besagte Monarchie ungetheilt zu behaupten, so bestimmt, daß einer seiner Minister an einem auswärtigen Hofe sich äusserte: Wie der König, sein Herr, nicht gestatten würde, daß auch nur eine Windmühle von Spanien in andre Hände gelangen sollte. 1598.

Hätte Philipp II. die Gabe besessen, ein so sonderbares Schicksal seiner Monarchie vorauszusehn, so hätte er wohl auch jenes andere Phänomen erblickt: Wie ein Prinz von Oranien, ein Urenkel seines Todfeindes, den er verbannte, auf dessen Kopf er einen grossen Preiß gesetzt der durch einen schändlichen Meuchelmord wirklich gewonnen wurde, zu dem Thron von England gelangte, auf welchem er einst selbst gesessen hatte; er würde gesehen haben, wie dieser König ganz Europa in Bewegung gebracht, mit dem Kaiser, und mit den Generalstaaten seinen alten Unterthanen, jenes grosse Bündniß schloß, auf welches ein vierzehnjähriger ohne Beyspiel entscheidender Krieg folgte, worinn Frankreich an den Rand des Untergangs gebracht, und nur durch ein unerwartetes Glück noch der Nothwendigkeit entgieng, ganz Spanien wieder zurückgeben zu müßen; und wie diese Monarchie zuletzt noch gerade dasjenige Schicksal, der Theilung und Zerstückung, erlitt, woran man ehemals nur mit Abscheu gedachte, und welchem man mit so vieler Mühe auszuweichen und vorzubauen bemühet war.

Vierter Abschnitt.

Fortgesetzte Reise des Erzherzogs Alberts. Seine und des Königes von Spanien Vermählung. Pabst Klemens VIII. segnet beyde zu Ferrara ein. Nochmalige Reise in Spanien. Albert und Isabelle kommen wieder zurücke, und langen in den Niederlanden an. Glückliche Regierung dieser neuen Beherrscher. Man arbeitet vergebens am Frieden. Unerhörter Wohlstand, und ungeheurer Handel der Holländer in der ganzen Welt. Fortsetzung des Krieges. Belagerung von Ostende, Schlacht bey Nieuport, und andere Kriegsbegebenheiten. Friedensvorschläge.

1598. Der Tod Philipps II. ist eine allzu merkwürdige Epoche, als daß dieselbe nicht auf Betrachtungen und Zwischenerzählungen führen sollte, durch welche der Faden der Hauptgeschichte von Zeit zu Zeit unterbrochen wird. Ein solcher Gegenstand verdient und fodert dergleichen Abschweifungen. Die Geschichte seiner Regierung und seiner Monarchie, vergliechen mit demjenigen, was seither, und unter unsern Augen vorfiel, zeigt uns dasselbe Schicksal der Gewaltigsten, wie der Geringsten, nämlich die Flüchtigkeit und den Wechsel aller menschlichen Grösse. Nach diesen Ausschweifungen lenken wir wieder auf den Erzherzog ein, der itzt seine Reise durch Deutschland und Italien nach Spanien fortsetzte.

Zu Grätz in Steyermark fand er Margare- 1598.
then, die Tochter Erzherzogs Karls, und bestimmte Braut des neuen spanischen Monarchen. Diese sollte er zugleich mit ihrer Mutter, der verwittibten Erzherzoginn Maria von Baiern, nach Spanien bringen.

Sie langten zusammen in Italien an, und hielten sich einige Tage zu Mantua auf, wo sie von dem dortigen Herzoge sehr prächtig bewirthet wurden. Von hier setzten sie ihre Reise nach Ferrara fort, wohin sie der Herzog incognito begleitete. — Damals war eben Pabst Klemens VIII. bey Gelegenheit der Besitznehmung des Herzogthums Ferrara in dieser Stadt anwesend. Seit dem J. 1390. herrschte das Haus Este über gedachten Staat. Die Herzoge von Ferrara lagen indessen mit den Päbsten, als obersten Lehnsherren, öfters im Streit. Karl V. hatte einen Zwist von der Art seiner Zeit beygelegt. Herzog Alphons I. heyrathete hintereinander erst Annen, eine Tochter des Galleazzo Sforzia Visconti, und nach dieser die berüchtigte Lucretia Borgia, die Tochter Pabst Alexanders VI. Zum Sohne hatte er Herkules II. und dieser den letzten Herzog Alphons II. Obiger Alphons I. unterhielt zu gleicher Zeit eine Dame aus Ferrara, Laura Eustochia, als seine Beyschläferin, die ihm einen Sohn, Alphons, gebar, welcher der Vater Don Cäsars von Este wurde. Man behauptet, und Leander Alberti, sein Zeitgenosse, sagt es ausdrücklich, daß Herzog Alphons I. nach dem Tode der Lucretia von Borgia, sich öffentlich mit jener Laura vermählte. Alphons II. welcher im J. 1597. kinderlos starb, hinterließ ein Testament,

1598. worinn er seinen leiblichen Vetter, Don Cäsar von Este, zum Erben des Herzogthums Ferrara einsetzte. Der Kaiser erkannte diese Einsetzung für gültig, und belehnte jenen ohne Bedenken mit den Herzogthümern Modena, Reggio, Carpi und Correggio, welche alle Reichslehen waren. Auch das Volk hielt ihn für den rechtmässigen Besitzer. Nur der Pabst machte Einwendungen dagegen, und behauptete, daß das Herzogthum Ferrara aus dem Grunde, weil Alphons I. mit Donna Laura in keiner gleichen Ehe gelebt hätte, sowohl als wegen Mangel rechtmässiger Erben, dem H. Stuhle heimgefallen sey. Zu dem End schleuderte er nicht nur seine Monitorien über den Don Cäsar, sondern griff wirklich zu den Waffen; Cäsar hinwieder wurde von dem Großherzog von Toskana und andern italienischen Fürsten in seinen Ansprüchen unterstützt. Alles war dem Ausbruch einer offenen Fehde nahe, als noch zur rechten Zeit ein eilender Vergleich getroffen wurde. In Kraft desselben blieb Ferrara dem Pabste, und wurde von ihm, wie man zu reden pflegt, dem H. Stuhle incammerirt. Seitdem gehört dieses Herzogthum, über welches ein päbstlicher Legat bestellt ist, noch immer zum Kirchenstaate. Nun hielt sich Klemens VIII. wie gesagt, gerade zur Zeit, als die Königinn, ihre Mutter und der Erzherzog dort eintrafen, mit seinem ganzen Hofe zu Ferrara auf, um die Regierung dieses ganz neuerlich an sich gebrachten Staats einzurichten. Der Kardinal von Ossat liefert in einem an den Herrn von Villeroy erstatteten Berichte, welcher in seinem 165. Brief, vom 17. Wintermonath des Jahres 1598. datirt, enthalten ist, über

jene

jene doppelte Vermählung, und sonst über alles, 1598.
was sich während ihres Aufenthalts zu Ferrara eräugnete, eine umständliche Beschreibung. Er sagt, daß am 13. desselben Monaths zur Abendszeit ihr feyerlicher Einzug geschah. Die gesammten Kardinäle giengen in ihrer Pontifikalkleidung bis ausser die Thore, wohin auch der ganze Hofstaat folgte. Die ankommenden Gäste wurden dort empfangen, in die grosse Kirche, und von da hinweg in den Pallast geführt, wo sie der Pabst in einem öffentlichen Konsistorium empfieng, ohne, wie von Osiat sagt, der ein Augenzeuge davon war, sich von seinem Sitze zu erheben, oder ein Wort zu sprechen. Das Empfangszeremoniel war eben so kurz. Die Königinn von Spanien küßte dem Pabste die Füsse und die Hand, worauf sie zur Linken zwey Schritte von ihm entfernt geführt wurde, und dort aufrecht mußte stehen bleiben. Das gleiche that die Erzherzoginn, ihre Mutter, welcher man den Plaz zur Linken ihrer Tochter anwies. Der Erzherzog küßte ebenfalls Füsse und Hand; der Pabst umarmte ihn, küßte ihn auf beyde Wangen, und stellte ihn zu seiner Rechten. Alles dieses geschah, ohne ein einziges Wort zu reden. Se. Heiligkeit stuhnden dann auf, gaben jedem den Seegen, und entfernten sich. Nun erst näherten sich die Kardinäle, um die hohen Gäste zu bewillkommen, welchen hierauf, nachdem das Gedränge ein wenig nachließ, in dem päbstlichen Pallaste ihre Zimmer angewiesen wurden. Hiezu fand sich dort Plaz genug. Diese alte herzogliche Burg ist auf eine sehr sonderbare Art im Mittelpunkte der Stadt erbaut, so daß sich alle Hauptstrassen bey ihr verei-

1598. nigen. Sie gleicht einer alten Festung, ist sehr weitläuftig und hoch, hat vier grosse in Gestalt von Bastionen ins Gevierte gebaute Thürme, mehrere Reihen Fenster, bedeckte Gänge, Gallerien, und eine Art von Walle mit einem Graben, über welchen eine Brücke führt. Das ganze Gebäude ist von Ziegelsteinen, und wird gewöhnlich von dem Legaten bewohnt, der aber nur einen kleinen Theil davon innehat. Das Uebrige ist nicht meubliert, aber sonst gut unterhalten.

Ossat fährt in seiner Erzählung fort, und sagt: Daß die erwähnten Personen am 14. der Messe des Pabstes beywohnten, mit Sr. Heiligkeit speiseten, und nach Mittag Besuche annahmen. Auch Ossat stattete den seinigen in der Eigenschaft eines französischen Ministers ab. Er war damals nur noch Bischof von Rennes, und erhielt erst das folgende Jahr darauf den Kardinalhut. Er machte sein Kompliment in italienischer Sprache. Die Königin, und die Erzherzogin ihre Mutter, sprachen nur deutsch, und liessen ihm durch einen Dollmetschen italienisch antworten. Der Erzherzog erwiederte das Kompliment in spanischer Sprache, ohne sich eines Dollmetschen zu bedienen. Am Sonntage endlich, den 15. Wintermonath 1598. als an dem zur ehelichen Einsegnung bestimmten Tage, las der Pabst die Pontifikalmesse. Nach dem Offertorium traute er die Prinzessin an den König von Spahien, dessen Stelle der Erzherzog vertrat. Zuvor wurde die Prokuratur des Monarchen laut in der Kirche abgehört. Nach Verlesung einer ähnlichen Prokuratur für den Herzog von Sesse, als Stellvertreter der Infantin Isabella, geschah auch die Trauung zwischen dieser

und dem Erzherzoge. Nach der Messe reichte der Pabst den vier Neuvermählten das Abendmahl. Die Königin und ihre Mutter befanden sich während jener in einem eigens in der Domkirche an der Evangelienseite, sechs oder sieben Schritte ausser dem Chor, errichtetem Cabinete, wo sie von den Damen stehend umgeben waren. Ein ähnliches Cabinet hatte der Erzherzog ebenfalls ausser dem Chor an der Epistelseite. Neben und hinter ihm stuhnden der Herzog von Sesse, der Connetable von Castilien, und andere Grosse. Bey der Beräucherung gab der Herr von Rennes, als assistirender Bischof, solche der Königin von Spanien, woraus man sich, sagte er, eine lange Dauer des Friedens zwischen beyden Kronen prophezeihte. Die Kardinäle, nebst dem kaiserlichen und venetianischen Gesandten, hatten ihren gewöhnlichen Rang und Siz. Aber Ossat bemerkt zugleich, daß bey der Menge von Assistenten und Zuschauern, ausser dem Herzoge von Mantua, welcher, wie gesagt, incognito die Reise mitgemacht, kein anderer italiänischer Fürst gegenwärtig war. 1598.

Nach einer so umständlichen Erzählung scheint es nicht unschicklich zu seyn, auch des mehr genannten Herzogs von Sessa noch mit einem Worte zu gedenken. Er war ein spanischer Grande vom ersten Range, und nannte sich Don Antonio Fernandez de Cordua y Cordonna, Herzog von Sessa, Soma und Baena. Die beyden ersten im Königreiche Neapel gelegenen Herzogthümer erbte er von dem berühmten Groß-Kapitain Gonsalvo de Cordua. Das leztere Herzogthum lag in Spanien und wurde von Philipp II. errichtet. Dieser Herr wurde für den einsichtsvollsten Minister in ganz Spanien gehalten.

1598. Der König, der ihn ausserordentlich schätzte, hieß ihn manchmal: *El Duque de Seso*, in Beziehung auf seinen Geschlechtsnamen, indem das Wort *Seso* im Spanischen, einen geläuterten Verstand und grosse Beurtheilungskraft ausdrückt. Schon seit vielen Jahren war er Gesandter zu Rom, stuhnd an diesem Hofe im vielvermögenden Ansehn, hatte den Schlüssel zum Konklave, und leitete nicht nur in dieser Hauptstadt, sondern in ganz Italien alle Geschäfte der spanischen Monarchie. Er war es auch, der alles, was das Ceremoniel beyder Vermählungen betraf, verabredete und in Ordnung brachte.

Nun auch noch ein Wort von dem Connetable von Castilien, einem andern spanischen Grande aus dem Hause von Velasco, und Herzoge von Frias. Er war in Rom eben sowohl, aber auf einem ganz andern Fuße, als der Herzog von Sessa bekannt. Vormals stuhnd er in keinem öffentlichen Charakter. Aber bey dieser Veranlassung wurde er ausserordentlicher Gesandter, und kam einige Monathe vor Ankunft der Prinzen in Ferrara an. Er führte einen orientalischen Pracht, und war von der Grösse seines Charakters so verblendet, daß er unerträglich wurde. Mit jedem Tage machte er neue Ansprüche an ungebräuchliche Ehrenbezeugungen und Vorzüge; und war einer von denen Menschen, welche, anstatt die Geschäfte ihrer Herren zu führen, selbst ihnen am meisten zu schaffen geben. So hatte er sich z. B. bey der ersten päbstlichen Audienz, nach vollendeter Anrede, auf das an der Seite Sr. Heiligkeit stehende Tabouret, auf welchem ein Kissen und ein Glöckchen lag, und wohin gewöhnlich die überreichten Placets und Memoriale gelegt werden, ohne viele Umstände

niedergelassen, und sich dadurch der Beschimpfung 1598.
blosgegeben, daß der Ceremonienmeister im öffentlichen Konsistorium ihn mußte zurechtweisen und aufstehen heissen.

An dem zum Einzuge bestimmten Tage schickte der Pabst der Königin und den Erzherzogen zwey Nunzien einige Meilen entgegen. Mit diesen Nunzien gerieth der Connetable in lebhaften Wortwechsel, und behauptete, daß er, bey dem Einzuge sowohl, als anderwerts, dem ganzen heiligen Kollegium, welches auffer die Stadt gieng, voraustretten müßte. Solche Ansprüche würde selbst der Erzherzog als Sohn und Bruder von Kaisern, und bey dieser Gelegenheit als unmittelbarer Stellvertreter des Königes von Spanien, nicht gemacht haben. Der Connetable, dem jener Vorrang verweigert wurde, ließ sich also im Gefolge nicht sehen, und zog ganz gemächlich durch ein anderes Thor in die Stadt ein. Man erzählt von ihm noch ein zweytes Histörchen, das sich in Rom eräugnete, wo er von seinem Hofe den Auftrag hatte, einem neuerwählten Kardinale den Besuch abzustatten, aber eine geraume Zeit unterhandelte, bis alles, was die Ettikette und das Ceremoniel betraf, in Ordnung gebracht wurde. Der Kardinal vernahm, wie frech der Connetable sey, und daß er im Stande wäre, selbst im Sizen durch Verrückung der Sessel einen Vorrang für sich zu gewinnen. Daher ließ er am Tage vor dem bestimmten Besuche die beyden Sessel durch seinem Zeremonienmeister, an ihren gehörigen Plaz, an den Fußboden nageln. Der prachtvolle Zug dieser beyden Gesandten wurde noch durch die Einzüge dreyer andrer Höfe verstärkt, die schon bey ihrer Ankunft sehr

1598. zahlreich waren. Vier Senatoren von Venedig hatten die Prinzen ſamt ihrem Gefolge empfangen, und auf dem ganzen Gebiet der Republik begleitet und frey gehalten. Der Herzog von Mantua und der Pabſt thaten das nämliche in ihren Landen. Der Kardinal Aldobrandini, als Neffe Sr. Heiligkeit, wurde beſtimmt, ſie bis Mailand zu begleiten. Dieſes geſchah mit groſſem Geſchleppe. Die erwähnten Hofhaltungen, mit aller Zubehörde, glichen bey ihrer Abreiſe von Ferrara ordentlich einer kleinen Armee, und es brauchte nicht wenig Kopfbrechens, für ihre Reiſerouten und ihren Unterhalt zu ſorgen. Der ganze Zug ſoll ſich, wie es heißt, auf 5000. Perſonen und beynahe auf eben ſo viele Pferde und Mauleſel belaufen haben.

Das lezte, was während ihres Aufenthalts zu Ferrara vorgieng, war daß der Pabſt am 15. Wintermonath, ſofort nach der ehelichen Einſegnung und der Pontifikalmeſſe, der Königin von Spanien die geweihete Roſe reichte. Ich weiß nicht, wie dieſelbe zu jener Zeit geſtaltet ſeyn mochte; vermuthe aber, daß es immer das nämliche ſey, indem man in dortigem Lande die Mode nicht ſo leicht abändert. Eine ſolche Roſe wird alljährlich am vierten Sonntage in der Faſten, oder Laetare, geweihet. An dieſem Tage werden alle groſſen Appartements geöfnet. Die Kardinäle, in Roſa ſecca gekleidet, begeben ſich, unter Vorausſtrettung ihrer Dienerſchaft, bis zur Camera dei Paramenti, wo der Pabſt angekleidet wird. Dieſes iſt ein geräumiger Saal, der durch ein Geländer von vergoldetem Holze, deſſen Höhe ha'bmannshoch iſt, abgetheilt wird. Die Kardinäle treten hinein, und das übrige Volk bleibt auſ

ser dem Geländer stehen. Im J. 1725. hatte ich an 1598.
diesem Tage die Ehre, nebst andern, im Gefolge des Kardinals Cinfuegos, Ministers Sr. Kaiserl. Majestät, zu seyn. Wir sahen den Pabst ankleiden, und ihn von dem Kardinalkollegium in einen andern Saal herabführen, wo er unter einem Thronhimmel Plaz nahm, öffentliches Konsistorium hielt, und den neuerwählten Kardinälen Pipia und Marefoschi den rothen Hut gab. Während wir in der Camera dei Paramenti waren, lag die bereits vom Pabste geweihete Rose auf einem mit goldbordiertem rothen Sammet bedeckten Tische. Ich hatte im Ecke des Geländers, wo wir stuhnden, Gelegenheit, sie genau zu besehen. Es war ein Blumentopf mit einem grossen Rosenstrauche, mit den Blumen, Stielen, Dornen, Blättern und Knospen; alles von geschlagenem Golde, und sehr künstlich gearbeitet. Das Ganze schien mir höchstens anderhalb Schuhe hoch zu seyn. Diese Rose wird, wenn sie geweihet ist, aufbehalten, um mit derselben einer Königin, einer Fürstin, und manchmal auch einem Fürsten ein Geschenk zu machen.

Am Abend war grosser Ball bey der Königin. Den folgenden Tag (16. Wintermonath) gab der Kardinal Aldobrandini dem Erzherzog, der Erzherzogin Mutter, den Gesandten, und allen Grossen die in Ferrara anwesend waren, an mehrern Tafeln ein prächtiges Essen. Nachmittags liessen die Jesuiten durch ihre Schüler ein Schauspiel aufführen. Der 18. Morgens war zur Abreise bestimmt. Man schlug den Weg nach Mantua ein, wo der dortige Herzog einige Tage hindurch neue Festine gab. Von hier weg gieng es nach Mailand. Nach einem ziemlich

1598. langen Aufenthalte daselbst wurde die Reise nach Genua fortgesezt; und die von einer Stadt zur andern, und eben auch in Genua so wie in der ganzen Lombardie angestellten und angeordneten Empfangsfeyerlichkeiten, hielten die Reisenden so lange auf, daß die günstige Zeit, nach Spanien zu gelangen, vorbeystrich, und man den nächsten Frühling erwarten mußte. Man gieng also nach Mailand zurück, und brachte dort unter kleinen Reisen, und andern Lustpartheien, den Winter hin.

Ueber alle diese Verzögerungen war der Erzherzog sehr unzufrieden. Er wollte die Reise zu Lande fortsezen, da ihm der eben mit Frankreich geschlossene Friede hiezu alle Wahl offen ließ. Allein man fand es unthunlich, über die mit Schnee und Eis bedekten Alpen und Pyreneen zu gehen. Er schrieb also nach Spanien, um zu zeigen, wie sehr es ihm daran liege, seine Rückkehr zu beschleunigen, und wollte dieselbe sogar allein, nur mit einem kleinen Gefolge fortsezen. Aber am Ende wurde sie denn doch noch bis zum nächsten Frühlinge verschoben.

Während des Aufenthaltes zu Genua wurde der Prinz von Oranien, der im Gefolge war, von einer Deputazion eingeladen, sein Fürstenthum Oranien in Besiz zu nehmen. Es herrschten dort unter den Häuptern der Regierung wegen der Religion einige Unruhen. Die Herren von Blacon hatten von Vater und Sohne her die Herrschaft über dieses Fürstenthum so viel als usurpirt. Der verstorbene Prinz schickte den schon mehr als einmal in der Geschichte der Niederlande genannten Herrn von St. Aldegonde dahin; die Unruhen brachen in einen ordentlichen bürgerlichen Krieg aus. Alsdann

miſchten ſich auch die Benachbarten darein, und end- 1593.
lich gelang es dem Marſchall von Les-Diguieres, Statthalter von Dauphine, ſie einigermaaſſen zu ſtillen. Dieſer kleine Staat, der nur etwa vier oder fünf Meilen in der Länge und eben ſo viele in der Breite hat, liegt ſehr vortheilhaft an den Ufern der Rhone; ſein Gebiet iſt fruchtbar und ſehr bevölkert. Ohngeachtet ſeines geringen Umfanges begreift er, auſſer der Hauptſtadt Orange, noch die Städtchen Courteſon, Jonquieres, Gigondas, Caderouſſe, und noch andere kleine offene Flecken in ſich. Er iſt ganz in der Grafſchaft Venaiſſin eingeſchloſſen. Die Stadt Orange war damals der Siz eines Biſchofes und eines Parlaments, und hatte eine auf einem Hügel gebaute Zitadelle, die eben ſo gut, als die Stadt ſelbſt, befeſtiget war. Allein ſeit einem Jahrhunderte befand ſich dieſelbe mehr als einmal in den Händen der Franzoſen; die Feſtungswerke wurden geſchleift; itzt ſieht man nur noch einen Steinhaufen, und ſeit den lezten 30. *) Jahren war nichts weiter mehr davon übrig, als einige merkwürdige Alterthümer, die Ueberbleibſel eines Cirkus, und ein durch ſein Alterthum ſo wie durch ſeine ehemalige Pracht bekanntes Stük Mauer, welches noch auf einem Hügel einige hundert Schritte von der Stadt entfernt zu ſehen iſt, worinn dieſelbe, wie es ſcheint, ehemals eingeſchloſſen war, indem man aus gewiſſen Merkmalen wahrnimmt, daß dieſer Ort vormals von weit gröſſerm Umfange geweſen ſey. Das Volk nennt dieſes ehrwürdige Denkmahl den Bogenthurm. Er hat die Geſtalt eines viereckigten aus Ziegelſteinen aufgemauerten Schloſſes, iſt mit einer

*) Jezt 60.

1598. Menge Schießſcharten verſehen, und hat nun ſeit vierzehn Jahrhunderten aller natürlichen Zerſtörung widerſtanden. Derſelbe iſt über den Triumphbogen erbauet, welchen das Römiſche Volk zu Ehren des Cajus Marius errichtete, nachdem er die unzählbaren Schaaren der Ambroner, Cimbrer und Teutonen an den Ufern der Rhone ſchlug. Die ſüdliche und nördliche Seite dieſes leztern iſt, bis auf einen Theil des groſſen Karnießes über den drey ſchön ausgehauenen und in Basreliefs gearbeiteten Arkaden, beynahe noch unbeſchädigt. Die Säulen und Trophären ſind an allen vier Seiten noch vorhanden. Eine ausführlichere Beſchreibung würde uns zu weit vom Gegenſtande dieſer Geſchichte abführen, und kann alſo hier nicht ſtatt finden. Uebrigens hat der Herr von la Piſe eine Geſchichte des Fürſtenthums Orange und ſeiner Regenten in einem Foliobande hinterlaſſen, worinn er nicht nur dieſen Triumphbogen von allen Seiten ſehr umſtändlich beſchreibt, ſondern auch die Abbildungen des Cirkus, des Kampfplazes, der Bäder und der Waſſerleitungen im Kupferſtiche liefert.

Der Prinz von Oranien nahm inzwiſchen die Einladung, in ſein Fürſtenthum zu kommen, um ſo viel lieber an, da er zu Florenz, wohin er dem Hofe folgte, von dem Großherzog nicht ganz ſo, wie er's wünſchte, empfangen wurde. Dieſen Zeitpunkt benuzte er, gieng mit einem kleinen Gefolge über die Alpen, und alsdann mit Poſt in ſeine Staaten. Als er nach Avignon kam, glaubte er, ſich dort ganz unbekannt aufhalten zu können; und gab ſich, als er an dem Thore um ſeinen Namen befragt wurde, für den Baron von Breda aus. Allein der

päbstliche Legat, als Statthalter des Komtats, welcher wußte, daß die Baronie Breda auch dem Prinzen von Oranien gehöre, schloß eben daraus, daß der angekommene Fremde wohl niemand anderer, als eben dieser Prinz seyn dürfte. Er stattete ihm daher einen Besuch ab, nahm ihn zu sich in seinen Palast, bewirthete ihn drey oder vier Tage sehr prächtig, und ließ den Einwohnern von Orange Zeit, das Nöthige zu seinem feyerlichem Empfange in Bereitschaft zu sezen. Diese Leuthe hatten seit einem vollen Jahrhunderte ihren Souverain nicht mehr gesehen. Um so viel lebhafter beeiferten sie sich jezt, ihm ihre Achtung zu beweisen. Er hielt am 11. Merz 1599. seinen öffentlichen Einzug, und wurde feyerlich inaugurirt; der Bischof, an der Spize seiner Klerisey, empfieng ihn und das Parlament, und die Magistrate leisteten ihm den Eid. Alsdann sezte er sich unter einen Thronhimmel, und übte mehrere Souverainitätsakten aus. Hauptsächlich aber ließ er über alle vergangene Unruhen eine Amnestie verkünden, und verordnete, wie er's einstweilig mit der Staatsverwesung wollte gehalten wissen. Nun besuchte er auch noch die übrigen Städte seines Fürstenthums, und reiste darauf, nachdem er eine ansehnliche Geldsumme erhalten hatte, schleunig nach Marseille ab, um sich dort wieder an den Hof anzuschliessen. Nachdem nämlich die Königin, ihre Mutter die Erzherzogin, und der Erzherzog, den Winter in Italien zugebracht hatten, giengen sie, bey herannahender Zeit zur Abreise, im Monathe März neuerdings nach Genua. Dort lagen bereits vierzig Schiffe vor Anker, welche bestimmt waren, sie nach Spanien zu bringen. Aber die Zeit, zur 1598.

1598. See zu reisen, begann nur eben, und die meisten Damen hatten das Meer noch nie in unruhiger Bewegung gesehn. Man entschloß sich also, nach Marseille zu gehn, von dort aus an der französischen Landseite längs dem Meerbusen von Lyon vorbey zustreichen, und so nach Spanien zu gelangen. Also brachte die Flotte sie nach Toulon, und von da eben nach Marseille.

Hier wurden wieder neue Feste veranstaltet. Der Statthalter überreichte, auf Befehl seines Hofes, der Königin die Schlüssel, und erwies ihr alle erdenklichen Ehrenbezeugungen. Endlich stach am 20. März die Flotte in die See, erreichte nach einer siebentägigen Schiffahrt die Küste von Valencia, und stieg am 27. März 1599. zu Vinaros ans Land. Sobald der König von Spanien unterrichtet war, was für eine Straße die Reisenden eingeschlagen hätten, eilte er mit seinem ganzen Hofstaate nach Valencia, wohin der Erzherzog, sobald er gelandet hatte, mit Post gieng, um den Monarchen, und die Infantin, seine Gemahlin, zu bewillkommen. Auf eben diese Art sezte er seine Reise bis nach Madrid fort, um auch der verwittibten Kaiserin, seiner Mutter, die Aufwartung zu machen, und kam noch zeitlich wieder zurück, um bey dem Einzuge und den zu Valencia angestellten prachtvollen Festen gegenwärtig zu seyn, die bis zu Ende des Maymonaths dauerten. Der König und die Königin giengen nun mit ihrem Hofstaate nach Madrid zurück; der Erzherzog und seine Gemahlin die Infantin hingegen nahmen mit der Erzherzogin Mutter ihren Weg auf Barcellona, wo sich die ganze Reisegesellschaft am 8. Jun. einschiffte, und nach einer glücklichen Fahrt

am 18. bey Villa-Franca in der Grafschaft Nizza 1598.
ans Land stieg. Von da gieng es über Mailand durch einen Theil von Graubündten und der Schweiz bis Basel, wo die Erzherzogin Mutter sich verabscheidete, und ihre Reise nach Steyermark fortsezte, während der Erzherzog und seine Gemahlin über Besancon, durch Franche Comtee und Luxenburg, am 5. Sept. 1599. endlich in Brüssel anlangten.

Ich will der prächtigen Bewirthungen und Einzüge nicht gedenken, mit denen sie auf ihrer Reise und bey ihrer Ankunft empfangen wurden. Sie waren überall sehr kostspielig, und dabey ganz ungezwungen angestellt. Die grosse Achtung und das günstige Vorurtheil, das man aller Orten von diesen neuen Beherrschern hatte, gieng vor ihnen her, und kündigte eine beglückte und ruhige Regierung an. Es fehlte beyderseits nicht an dem beßten Willen; aber noch hatten sich die Provinzen kaum von den Beschwerlichkeiten und langwierigen Drangsalen eines Bürgerkrieges erholet, welcher in Ansehung seiner Dauer und so mancher tragischer Eräugnisse nicht seinesgleichen hat. Man wünschte den Frieden; aber man wagte es kaum ihn zu hoffen, und rüstete sich daher nicht minder zum Kriege. Ehe wir uns aber hierüber in eine umständlichere Erzählung einlassen, wollen wir desjenigen erwähnen, was während der Abwesenheit des Erzherzogs vorgieng.

Vor seiner Abreise hatte derselbe seinem Vetter, dem Kardinal Andreas von Oesterreich, die einstweilige Statthalterschaft, und Don Francisco de Mendoza, Marquis von Guadaleste und Jamaika, und Admiral von Arragon, einem sehr erfah-

1598. renen Kriegsmann, das Kommando über die Armeen aufgetragen.

Der Kardinal war ein Sohn des Erzherzogs Ferdinand, eines Sohns Ferdinand I. und jüngern Bruders Kaiser Maximilians II. Erwähnter Erzherzog Ferdinand besaß Tyrol und einige benachbarte Provinzen als Appanage, und hatte seine Residenz zu Insbruck. Er war der prächtigste, und in allen Ritterübungen gewandteste Fürst jener Zeit. Sein Hof war sehr glänzend; man sieht zu Insbruck und zu Ambras noch auf den heutigen Tag die Denkmale seiner Prachtliebe; besonders eine ungemein kostbare Sammlung von Schaumünzen, natürlichen und künstlichen Seltenheiten, von allen Arten Edelgestein, von Gemählden, Büchern, u. s. f. welche von jeher die vorzügliche Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich gezogen haben. Dieser Prinz hatte sich in erster Ehe, aus bloßer Neigung, mit Philippine Welser, der Tochter Anton Welsers, eines gemeinen Patriziers von Augsburg, aber dafür einem Frauenzimmer von vorzüglicher Schönheit, vermählt. Nach den Gemählden, die in so vielen Palästen und Schlössern in Tyrol noch zu sehen sind, muß sie eine herrliche Blondine gewesen seyn. Nach ihrem Tode heyrathete ihr Gemahl die Prinzessin Anna Catharina von Gonzaga-Mantua, von welcher er keine Kinder erhielt. Philippine hingegen hatte ihm zwey Söhne, Andreas und Karl, geboren. Ferdinands erste ungleiche Ehe wurde unter diejenigen gerechnet, welche man in Deutschland *ad Morganaticam* zu nennen pflegt, und wovon mehrere regierende Häuser Beyspiele liefern. Seine beyden Söhne, mit ihren Appanagen zufrie-

den, nannten sich daher nie weder Erzherzoge noch 1598.
Prinzen, sondern wurden nur Markgrafen von Burgau geheissen, welches ihnen nebst der Landgrafschaft Nellenburg und den Grafschaften Hochberg und Feldkirch zu Theil wurde. Ditiones, quas solas, fratres, quia impari matrimonio nati, ab agnatis obtinuere. *Spenerus ad Domum Austriac. Lib. I. Cap. 9.* Andreas trat in den geistlichen Stand, wurde Kardinal und Bischof von Konstanz und von Brixen. Karl, Markgraf von Burgau, vermählte sich mit Sybilla, der Tochter des Herzogs von Cleve, und starb ohne Erben. Dergleichen morganatische Ehen sind übrigens, wie gesagt, nirgends als in Deutschland bekannt, und man leitet ihren Ursprung von jenem alten Feudalrechte her, welches gemeiniglich Jus Longobardicum heißt, worinn man einige Spuren davon zu finden glaubt. Der Kardinal war ein sehr geschickter Staatsmann, in den Wissenschaften bewandert, und zu Rom ungemein beliebt. Nach dem im J. 1600. erfolgten Absterben des Kardinals Madruzzi, des Haupts der spanischen Faktion, rieth man dem Könige, diesen Kardinal von Oestreich nach Rom zu berufen, und ihn einen damals so wichtigen Posten bekleiden zu lassen. Andreas kam wirklich, aber incognito, dahin, um das Jubiläum zu gewinnen. Dessen ungeachtet ließ der Pabst, sobald er seine Ankunft erfuhr, im Vatikan für ihn eine Wohnung zurechtmachen, und erwies ihm vorzügliche Ehre und Freundschaft. Von Rom gieng er nach Neapel, kam aber krank zurück, und starb am 12. Wintermonathe 1600. Er liegt in der Kirche de l'Anima begraben, wo ihm sein Bruder, der Markgraf von

1598. Burgau, ein Monument errichten ließ. Andreas hatte sein Leben nicht höher als auf 43. Jahre gebracht.

Unter seiner einjährigen Statthalterschaft fiel, ausser dem Feldzuge am Niederrhein, wohin damals der Krieg gespielt wurde, nichts von Bedeutung vor. Der Admiral von Arragon nahm Rheinberg wieder weg, und wagte auf Bommel ein Unternehmen, welches aber mißlungen ist. Die Truppen, denen er zu viele Freyheit ließ, riffen aus, und verheerten Westphalen und die umliegenden Lande; worüber die benachbarten Fürsten und Grafen sich erst beschwerten, dann sich zu Drohungen wandten, auch hie und da mit offener Gewalt Widerstand thaten. Man schmeichelte sich bey diesem Feldzuge grosse Vortheile zu erzielen, die aber der Hofnung lange nicht entsprachen. Schon vor seiner Abreise hatte der Erzherzog den Plan dazu entworfen, eine ansehnliche Armee auf die Beine gebracht, und für alle Bedürfnisse gesorgt. Zu gleicher Zeit aber suchte er auch den Provinzen Erleichterung zu verschaffen, und einen Frieden zu Stande zu bringen. Zu dem Ende that er mehrere Schritte; unter andern auch dadurch, daß er in jenen Zirkularschreiben, deren schon oben erwähnt worden, den Konseils, Ständen und Städten spanischer Herrschaft, von seiner Vermählung mit der Infantinn, und von der zu Gunsten derselben geschehenen Abtrettung der Niederlande Nachricht gab. Bald darauf schrieb er über den nämlichen Gegenstand auch an die Vereinigten Provinzen in Holland, benachrichtete sie ebenfalls von seiner geschlossenen Heyrath, und foderte sie auf, einem so langwierigen Kriege, und damit allen

den

den leidigen Drangsalen, welche das Vaterland 1598.
verheerten, ein Ende zu machen. Der Prinz von Oranien schrieb an seinen Bruder den Prinzen Moriz das nämliche; auch der Herzog von Arschot, der Marquis von Havre und andere. Allt diese Schreiben gelangten an ihre Bestimmung; aber sie wurden keiner Aufmerksamkeit und nur keiner Antwort gewürdigt. Ein so unzeitiger Stolz mißfiel selbst ihren Verbündeten. Man schrieb denselben überhaupt dem unverhofften Glücke und der unerhörten Ausbreitung ihres Handels zu, der sich über die ganze Welt zu erstrecken schien. Und in der That waren ihre Handlungsunternehmungen zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts von der Art, und sie umfaßten so grosse Entwürfe, die in der Folge auch ausgeführt wurden, daß keine einzige Nazion noch je etwas dergleichen erfahren hatte, oder sich auch nur eine Vorstellung davon machen konnte.

Ehe wir nun der Einrichtungen erwähnen, welche die Erzherzoge bey dem Antritte ihrer neuen Regierung trafen, müßen wir uns vorerst eben noch bey diesem ausserordentlichen Handelsverkehr der Holländer verweilen, und davon wenigstens den Umriß zeichnen, um die Ursachen des Eigensinnes und der unübersteiglichen Hindernisse besser begreifen zu können, welche in der Folge, von Seite dieser trunkenen und von so grossem Glücke gleichsam bethörten Republikaner, allen Friedensunterhandlungen in den Weg gelegt wurden.

Was man unter Kommerz, Gewerb, und dem unter den Menschen, ihrer gegenseitigen Bedürfnisse wegen, bestehenden Verkehre versteht, ist vielleicht

so alt, als die Welt. Allein während des Verlaufes von so vielen Jahrhunderten haben Noth, Bequemlichkeit und Prachtliebe den Gebrauch davon bis ins Unendliche verändert und vervielfältigt. Der Bischof Huet von Avranches hat über diesen Gegenstand ein besonderes Werk: Geschichte des Handels und der Schiffahrt der Alten geschrieben: Dieser gelehrte Prälat mußte tief forschen, um seinen Gegenstand von so vielen Fabeln, romantischen Abentheuern, Erdichtungen und Chimären zu reinigen, und ein System festzusetzen, bey welchem der gesunde Menschenverstand sich wenigstens nicht mehr empöret. Er fängt seine Geschichte mit dem Handel vor der Sündfluth an; und unterscheidet zuerst den zu Land und den zur See; und nur von dem letztern und von der Schiffahrt ist bey ihm die Rede. Alsdann untersucht er das Kommerz der Aegypter in der Dunkelheit ihrer Dynastien, der Phönizier und Juden, und spricht von der Flotte, die Salomon auf dem rothen Meere nach Ophir schiffen ließ. Was dieses Ophir für ein Land gewesen, ist noch nicht hinlänglich ausgemacht; man glaubt, daß es irgend eine Rheede im morgenländischen Afrika seyn mochte. Endlich gedenkt er des Handels der Karthaginenser, der Griechen und Römer. Man erfährt hier den Reichthum der Städte und Hafen von Sidon, vom alten und neuen Tyrus, von Alexandrien, Karthago, Rhodus, Corinth, Konstantinopel oder Byzanz u. s. f. Die europäischen Hafen stuhnden jenen weit nach, und waren, vornehmlich die Hafen von Italien und die sich am Mittelmeere befanden, nur für die Zweige des morgenländischen Handels be-

stimmt. Was für ein Begriff läßt sich aber von diesem so übertriebenen und so berüchtigten Handel, wenn man ihn von seiner schwachen so wie von seiner starken Seite betrachtet, in Vergleichung des Handels der spätern Jahrhunderte und des gegenwärtigen machen? Noch hatte man es weit genug weder in spekulativen noch in andern Wissenschaften gebracht, die zur Kenntniß der Erde, und der Gewässer von denen dieselbe bedeckt und umringet ist, dienen können. Man weißt, was für Vorurtheile und irrige Meynungen so lange Zeit über die andere Erdehälfte und über die Antipoden herrschten. Die Alten hielten Jahrhunderte hindurch den Ocean für unschiffbar, und wagten sich daher nicht über die Meerenge hinaus. Der für die Schiffahrt so unentbehrliche Kompaß wurde erst gegen das dreyzehnte Jahrhundert erfunden, und die Schifsbaukunst war, wie man aus den von den ältesten Zeiten her noch übrig gebliebenen Abbildungen sieht, weit von ihrer Vollkommenheit entfernt. Die Schiffe am Bord sehr erhaben, ohne eigentliche Vorder- und Hintertheile, ließen sich nicht anders als durch Hülfe der Ruder bewegen, die, mehrere Reihen aneinander, sich selbst hinderlich waren. Erst nach langen Erfahrungen begriff man, wie so schwere Maschinen gehörig regiert, und die Winde, so wie die Witterung, unter verschiedenen Himmelsstrichen erkannt und benutzt werden müßten. Der Handel der Alten war daher eigentlich nur eine Uebung in der Schiffahrt. Sie zogen mit Hülfe der Ruder von Land zu Land an den Küsten von einem Hafen zum andern, flüchteten sich bey dem mindesten Anscheine eines Sturmes in irgend einen der

ſelben, und waren, wenn ſie überrüſcht wurden, der Gefahr ausgeſetzt, Schiffbruch zu leiden.

Dieſe Gewohnheit war lange in der Levante üblich, und man bediente ſich ihrer noch zur Zeit, als kurz vor Entdeckung der neuen Welt der Handel in Italien blühte. Die Genueſer, und die Piſaner ehe ſie von den Florentinern unterjocht wurden, vornehmlich aber die Venezianer, ſtrichen mit ihren Galeeren und Ruderſchiffen an den Küſten umher, giengen und lanzen in den Archipelagus und in die levantiſchen Hafen, um dort die Ladungen einzunehmen, die ihnen beſtändig fort aus dem ganzen Oriente zu Land herbeygeführt wurden. So wurden dieſe Republicken die Niederlagen aller aſiatiſchen und europäiſchen Waaren. Nur aus ihren Händen bezog man alle Spezereien, Gewürze, Perlen und Edelſteine. Dadurch verbreitete ſich durch ganz Italien Ueberfluß. Man vertauſchte gegen die aſiatiſchen Producte die Erzeugniſſe europäiſcher Fabricken und Manufakturen. Die Niederlande lieferten die beſten Tücher, Wollenzeuge, Leinwand und Garn. Die Italiäner hatten anfangs zu Brügges und nachher zu Antwerpen ihre Gewölber und Niederlagen, und machten dort ſo anſehnliche Käufe, daß ſie damit noch ſo vielen tauſend andern Menſchen, die für ſie arbeiteten, den Unterhalt verſchafften. Endlich kam dieſer ganze Handel den Venezianern und andern Italiänern in die Hände, indem man noch nicht geradenwegs nach Oſtindien gieng.

Man muß glauben, daß ſich die Handelſchaft der Küſtenbewohner des unermeßlichen Ozeans nicht ſehr weit erſtreckt habe; und ſchon in den älteſten Zeiten kann man ſie lediglich für Leute anſehen, welche

in der Fischerey Erfahrung hatten. Sie näheten also sich und ihre nächsten Nachbaren mit diesem Geschäfte, so wie die Lappländer, die Samojeden und andere Völker des äussersten Nordens, welche auf Bässen, Hohlbäumen und andern derley unvollkommenen Fahrzeugen, stets mit dem Fischfange beschäftigt, sich nie ganz von ihren Klippen entfernen, noch weite Fahrten auf dem offenen Meere wagen dürfen. Aber hierinn, so wie in dem vorigen Punkte sind die ersten Jahrhunderte den folgenden nicht mehr ähnlich. Einsichten und Erfahrungen schritten von Zeit zu Zeit, und während des Verlaufes so vieler Jahrhunderte, freylich langsam und fast unmerklich fort. Der Zirkel und der Kompaß sind, wie wir bereits oben bemerkt, erst gegen das dreyzehnte Jahrhundert erfunden worden. Der Irrthum, als wäre der Ozean unschiffbar, verschwand jetzt; man vervollkommnete den Gebrauch der Segel und der Winde, und befuhr dieses Meer eben so, wie die andern, bis zu den unbekanntesten Gegenden. Verwegene Abentheurer setzten es sich in den Kopf, auf die Entdeckung neuer Länder und Völker auszugehn; einige umsegelten das ganze Erdenrund. Dieses sind im Kurzen die Veränderungen, welche die Zeit in der Handelschaft hervorgebracht hat, und wodurch dieselbe in Vergleichung derjenigen, welche den Alten bekannt war, ungleich vollkommener wurde.

Unter so vielen tausend seit den Römern neuentdeckten Handelsgegenständen, will ich nur zwey anführen, die durchaus, so wohl in Ansehung der Form als der Materie, nur keine Vergleichung leiden. Erstlich das Gewerbe mit Seide, welche, wie man

vorgiebt, zuerst auf der Insel Cos verarbeitet worden. War den Römern oder ihren Vorfahren die Seide bekannt, so wurde sie doch von ihnen aus Verachtung oder Trägheit so sehr vernachlässigt, daß sie nur sehr selten, äusserst kostbar, und bald mit keinen Summen zu bezahlen war. Vopiscus erzählt: Daß der Kaiser Aurel es seiner Gemahlin beharrlich abschlug, einen seidenen Rock, nach welchem sie leidenschaftlich lüstern war, für den dafür gefoderten aufferordentlich hohen Preiß anzuschaffen. Der Kaiser Heliogabalus, ein verschwenderischer und weibischer Fürst, erschien einst in einem ganz seidenen Gewande, welches als die höchste Stuffe des Luxus angestaunt wurde. Werfe man nun jetzt seinen Blick auf diesen Handelszweig, und erwäge den allgemeinen Gebrauch, der davon gemachet wird. Persien und Indostan führen den Großhandel damit, und Italien hat beynahe eben so viele Seidenfabricken, als Städte. Noch itzt finden zu Neapel, Genua, Florenz, Lucca, Mailand und Turin eine unendliche Menge Menschen ihren Unterhalt von dem Handel mit roher Seide sowohl als von der Verarbeitung derselben. Das nämliche gilt von Frankreich, Lyon, Tours und andern Städten; und in den Niederlanden von Antwerpen und mehrerem nicht so bekannten Orten.

Ein zweyter den Alten, die ihn jedoch aus allen Rücksichten und lange vorher schon hätten kennen sollen, ganz unbekannter Handelszweig ist der Häringsfang, diese unerschöpfliche Goldgrube, und ordentliche Schatz, wie man ihn schon oft mit Recht genennet hat, dessen Entdeckung ihnen nur nie zu Sinne steigen konnte. Dieser Fisch ist nicht von ihrem

Klima. Er erscheint zu gewissen Zeiten nach regelmässigem Instinkte in den Brittischen, Holländischen und Baltischen Meeren. Ehemals mag er den Bewohnern dieser Küsten wohl auch zur Nahrung gedient haben; allein die ungeheure und unglaubliche Menge, in welcher er erscheint, und worinn eben das Verdienst desselben besteht, war ihnen überflüssig und unnütz. Er läst sich nicht aufbewahren, stirbt und verdirbt, so bald er an die Luft kömmt; man kann ihn daher nicht verführen; es mußte also irgend ein Mittel erfunden werden, ihn für den Handel brauchbar zu machen. Wilhelm Beukels, Bürger von Biervliet, einem kleinen Flandrischen Städtchen, Seeland gegenüber, entdeckte zuerst seinen Werth im J. 1340. und machte den Versuch ihn zu reinigen, einzupöckeln, und, um ihn Jahre lang zu erhalten, in Salzbrühe zu legen. Dieser Versuch gelang dergestalt, daß jetzt in England, Holland und andern Gegenden hunderttausend Menschen davon ihren ganzen Unterhalt ziehen, und daß man in alle Theile der Welt die größten Lasten davon verführet. Dadurch ist der Häringsfang zu einem Gegenstand der öffentlichen Finanzen, und, man möchte sagen ordentlich der Staatsraison geworden, der wegen desselben und alle dessen, was damit verbunden ist, zwischen den Seemächten öftere Zwistigkeiten entstanden, und offene Kriege ausgebrochen sind.

Durch diese und mehrere dergleichen Erfindungen kam die Handelschaft allmählig zu ihren jetzigen Kräften, und wurde zuletzt allgemein. Wenn man sich vorhin nur mit Zittern aufs Meer wagte, so geschah es jetzt mit Unerschrockenheit und voller Zu-

versicht. Indessen war die Richtung eines solchen Verkehrs noch immer die nämliche, und Italien die Niederlage für die kostbarsten Waaren, nämlich für die Levantischen. Während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts ließen sich auch einige Cantabrer, Biscayer und Galizier zur Befrachtung gebrauchen; sie kamen nach Flandern, um Ladungen einzunehmen, und hatten dort ihre Häuser. Die Engländer legten sich ebenfalls ins Spiel, und wir Flamänder bewarben uns nicht minder um den Nordischen Handel, und suchten auch andere Zweige desselben an uns zu bringen. Dieses war gleichsam der erste Aufzug jenes erstaunenswürdigen Schauspieles, welches durch die Entdeckung von Indien eröfnet wurde.

Zu Ende dieses sechszehnten Jahrhunderts erwachte die Begierde, und wurde gleichsam zu einer Mode, worinn jeder den andern zu übertreffen suchte, auf die Entdeckung neuer Welten auszugehn. Christoph Columbus, ein Genueser, Vasco von Gama, ein Portugiese, Amerikus Vespuccius, ein Florentiner, und Ferdinand Magellan, wieder ein Portugiese, machten ihre Namen durch grosse Entdeckungen unsterblich. Man weiß, daß Columbus und Gama anfänglich wenig Gehör gefunden, und ihre weitaussehenden Plane lange verachtet wurden. Man hielt sie für Träumer, vornämlich den erstern, dessen auf Studium und Geographie gegründete Idee, wie man wähnte, bloß auf eitelen Muthmaassungen beruhe: Endlich nach inständigen Bitten erhielt er doch von den Katholischen Majestäten drey Schiffe, mit welchen er im J. 1492. seine Reise unternahm. Vier oder fünf Jahre nachher bewilligte

der König Emanuel von Portugal dem Gama ähnliche Unterstützung, um auf neue Entdeckungen auszugehn. Jeder von ihnen hatte seine eigenen Ebentheuer zu bestehen, und grosse Schwierigkeiten zu besiegen. Bald hatten sie mit Stürmen, bald mit Mangel an Lebensmitteln, bald mit ihrer Schiffsmannschaft zu kämpfen. Endlich fanden sie Land: Die Philippinen, die Küsten von Melinde, die Molukken und eine Menge anderer Inseln wurden von ihnen entdeckt. Americus Vespucius drang bis auf Terra-Firma und zum festen Lande vor: Er kam bis nach Mexiko, und machte so starke Fortschritte, daß dieser vierte Welttheil ihm zu Ehren Amerika genannt würde. Magellan gab, weil er einen noch viel kürzern und minder beschwerlichern Weg dahin gefunden hatte, der Magellanischen Meerenge seinen Namen. Später, nämlich gegen das J. 1525. und noch vorher, wurden auch Peru, Potosi und Chili entdeckt. Der Gegenstand dieses Werkes erlaubt es mir nicht, noch umständlicher über diese Indischen Besitznehmungen mich auszubreiten. Hundert andere haben solches in eigenen Geschichtsbüchern gethan, und dieser äusserst merkwürdigen Epochen ihre ungetheilte Nachforschungen gewiedmet. Ohne also die Gränzen meiner eigenen Arbeit zu überschreiten, will ich bloß noch dessen erwähnen, daß es nur ungefähr den Zeitraum von 30. bis 40. Jahren gebrauchte, um alle jene erstaunenswürdigen Eroberungen, ungeachtet aller der natürlichen Hindernisse, des Widerstandes der Besiegten, und einer Tyrannie, Treulosigkeit und Grausamkeit der Sieger, welche, wie man denken könnte, so viele Millionen Menschen wider eine Handvoll neue

gelandeter Fremdlinge hätten empören sollen, doch noch zu Stande zu bringen. Dieselben wurden übrigens allein zum Nuzen der beyden Kronen Spanien und Portugal gemacht; indem Pabst Alexander VI. gleich zu Anfang, und als die größten Erdstriche noch erst zu erobern stunhnden, in einer sogenannten Demarkazions-Bulle eine Art Theilung festgesezt, und nämlich dem Könige von Portugal Osten, und dem von Spanien Westen zuerkannt hatte. Wirklich scheinen sich auch diese beyden Monarchen, ich weiß nicht, ob aus Achtung für jene Bulle, oder aus andern Beweggründen, nach dem Willen des Pabstes gerichtet zu haben; denn Portugal bemächtigte sich ausschliessend des östlichen, so wie Spanien des westlichen Indiens. Jenes war noch unbenuzt, folglich ebenfalls neu; aber doch nicht ganz unbekannt. Immer hatten ältere Notizen vom Indus und Ganges, die Geschichte Alexanders, und die Nachrichten von Persien, durch welches der Weg zu Lande führt, allerley Stoff zu weitern Nachforschungen dar; indessen war das Wenige, was man davon wußte, freylich alles höchst schwankend und ungewiß. In Amerika aber mußte man vollends im Finstern tappen, um zu versuchen, ob es dort nur irgendwo ein festes Land gebe oder nicht?

Diese beydseitigen Entdeckungen wurden ungefähr um die nämliche Zeit gemacht; allein Spanien und Portugal brauchten mehrere Jahre, um mit dem Innern solcher weitschichtigen Eroberungen nur in etwas genau bekannt zu werden, sich der Städte, Posten und Päße zu versichern, und endlich von dem Erzeugnisse des Bodens über und unter der Erde einen deutlichen Begriff zu erwerben. Noch war al-

les neu; man mußte den Gebrauch und Transport dieser Erzeugnisse, nebst dem Handel mit denselben bestimmen. Eigentlich erst unter Philipps II. Regierung verbreiteten sich, nachdem alles in ordentlichen Gang gebracht wurde, Indiens Schäze in Ströhmen über ganz Europa. In den spanischen Registerbüchern findet man noch, was für ungeheure Summen, wie viel Gold und Silber, und was für eine Menge der kostbarsten Kaufmannswaaren aus dreyen Welttheilen in unsern vierten eingeführt wurden. Denn auch der westliche Theil von Afrika, welcher an Gold, Elfenbein u. s. f. der reichste ist, wurde zu der nämlichen Zeit, als man nach Brasilien und Paraguay schiffte, entdekt, und gleichsam im Vorbeygehen weggenommen.

Durch eine so grosse Revoluzion aber erhielten nicht nur das ganze Handlungswesen, und alles, was darunter begriffen wird, sondern auch die monarchischen, republikanischen und andere Staatsverfassungen eine sehr veränderte Gestalt. In Italien gerieth der Handel in Verfall, und es war, seitdem man gerade den Weges zur Quelle gieng, von jenen geheimnißvollen Niederlagen, und jenen häufigen ostindischen Kavavanen nicht weiter die Rede. Je mehr die Waaren durch den Umlauf allgemeiner wurden, um so viel tiefer fiel ihr Werth. Tausend Dinge waren nun nicht mehr so selten, und das Alte wurde vom Neuen verdrängt. In der Folge gieng dieses immer weiter. Wie wichtig wurde nicht z. B. von dieser Zeit an der Handel mit Taback, Zucker, Baumwolle, Thee, Kaffee und ähnlichen Produckten?

Was sich noch im nämlichen sechszehnten Jahrhunderte etwas spähter ereignete, hatte gleichfalls

dazu gedient, der Macht des spanischen Staates einen neuen Zuwachs zu verschaffen. Philipp II. gelangte ganz ruhig zum Besitze der portugiesischen Krone, und wurde zu gleicher Zeit Herr über die Besitzungen und über alle Handlung, welche die Portugiesen in Indien und anderwärts hatten. Der Werth der neuen Entdeckungen war itzt bekannt; und es daher weiter weder um Demarkazionen noch um Theilungen zu thun. Beyde Nazionen, welche jene so ausschließlich besaßen und so eifersüchtig darauf waren, befanden sich nun unter der Botmäßigkeit eines nämlichen schon vorhin so mächtigen Königes.

Uebrigens schien es, als wäre dieses die letzte Stufe und der bestimmte Ruhepunkt gewesen, welchen die menschliche Größe erreichen sollte, um einen Thron unerschütterlich, und den Handelsverkehr seines Besitzers ewigdauernd zu machen. Niemand konnte vorhersehen, wie der eine und andere fallen würde; und noch weniger konnte man begreifen, von wo aus die Zerstörung eines so fürchterlichen Kolosses beginnen würde? Dieses alles aber entwikelte die Zeit. Eben die nämlichen Menschen, jene Hände voll rebellischer Unterthanen, die in dem verächtlichsten Winkel dieser grossen Monarchie 40. Jahre lang unter den Schrecken eines Bürgerkrieges, der Spanien zu Grund richtete und erschöpfte, mit einem mächtigen Monarchen um ihre Freyheit kämpften, ohne daß derselbe das Ende dieses Kampfes erleben konnte, kurz sieben jener empörten Provinzen, die sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigten, und wie von ohngefähr eine republikanische Verfassung bildeten, entrissen ihm endlich auch diesen und

ungeheuren Handel, von dem hier die Rede ist. Wie das zugegangen sey, werden wir nun hören.

Die Entdeckung und Eroberung der beyden Indien, eines Theils von Afrika, und die Folgen des neuen und ausschließlichen Chinesischen und Japanischen Commerzes, welches die Portugiesen für sich allein im J. 1542. entdeckt hatten, waren von einem so ausserordentlichen Umfange, daß es selbst seinen Eroberern die ihm nicht gewachsen waren, beschwerlich fiel. Die Erndte war zwar ungemein ergiebig, aber es fehlte an Arbeitern. Vergebens entvölkerte sich Spanien und Portugal, um in so grossen Inseln, Wüsteneyen und weitschichtigen Bezirken des festen Landes Kolonien anzulegen. Diese beyden auf ihre Besitzungen ungemein eifersüchtigen Nazionen mußten dieselben ausserdem noch vor den übrigen Europäern bewachen, welche herbeyschwärmten, und, durch das Geschrey aufgeweckt, das man von Zeit zu Zeit über die Reichthümer der neuen Welten Länder machte, in die Runde umherstrichen, irgendwo festen Fuß zu fassen, und an diesem Verkehre Theil zu nehmen. Die Spanier und Portugiesen liessen also aus Indien jene reiche Ladungen nach ihren Staaten in Europa gehen, wo die Stapelplätze waren, und von wo aus mit allen europäischen Nazionen Kauf und Tausch geschlossen wurde. Engländer, Franzosen und Deutsche kamen jezt in Menge dorthin. In der Folge nahmen die Spanier, zufrieden mit der Ehre, an der Spize zu stehn, entweder wegen Mangel an arbeitenden Händen, oder aus Trägheit, nach und nach auch Ausländer in ihre Gesellschaft auf; und so geschah es am Ende, daß der Indische Großhandel, zwar stets un-

ter der Firma einer spanischen Kompagnie, oder irgend eines einzelnen Hauses, und unter spanischer Flagge, aber grossentheils auf Rechnung der Ausländer geführt wurde. Noch späther zeigte es sich vollends, daß die Spanier und Portugiesen zu schwach wären, so weitläufige Eroberungen vor den Angriffen und Versuchen so vieler Neider zu beschützen, von denen sie umgeben waren; und so riß denn ein jeder ein Stück oder Fleckchen an sich. Engländer, Franzosen, die deutschen Hanseestädte, die Dänen, liessen sich zu verschiedenen Zeiten dort nieder, und dieses geschah' fast durchgehends auf Kosten von jenen.

Bis dahin habe ich der Holländer nicht gedacht, welche doch, wie wir nun bald sehen werden, am Ende das grosse Loos davon trugen. Der Handelsverkehr mit so weitentferten Ländern wurde wegen seiner Richtung und des ungeheuern Details bald seinen eigenen Besitzern zur Beschwerde. Gleich bey Entdeckung der Minen von Potosi, Peru und Mexiko, und als die Erde, so zu reden, ihren Schoos eröfnete, um ihre unermeßlichen Schätze zu zeigen, gewahrte man, daß es an Händen zur Ausbeute fehle. Man mußte also zu einem lezten Hülfsmittel schreiten, vor welchem sich die Menschheit entsezt; und nämlich in Gebürgen, Wäldern und den rauhesten Gegenden von Afrika auf jene menschlichen Ungeheuer, Barbaren, oder, wie man sie allgemein nennt, auf jene Hottentoten und Kaffern Jagd machen, und sie fangen und wegnehmen, um sie nach Amerika zu führen, sie dort lebendig zu vergraben, und in Gruben und Abgründen arbeiten zu machen. Aus diesem Negertransporte ist denn in der Folge

jener eigene Handlungszweig entſtanden, welcher in einigen heutigen Bündniſſen unter dem Namen Aſſiento zum Vorſchein kömmt. Und ſo läßt ſich eigentlich ſagen, daß den erſten Eroberern von Indien ihre Reichthümer unerträglich geworden ſeyen. Der Arbeit, die mit einem ſo groſſen Handel verbunden war, nunmehr müde und überdrüſſig, ließen ſie den Detail der Geſchäfte von ihren Aſſozierten beſorgen, und begnügten ſich mit einem beſtimmten Gewinne, ohne weiter etwas zu thun, als ihren Namen herzugeben. Daher geſchah es denn auch, daß von da an bis jetzt Galeeren, Flotten und Flottillen unter ſpaniſcher Flagge und Namen hin und her reisten, obgleich die Spanier kaum mehr für den vierten Theil des Werths dabey intereſſieret waren. Ihre meiſten Handelshäuſer zu Sevilla und Cadix ſind noch auf den heutigen Tag beynahe auf dieſen Fuß eingerichtet.

Die Holländer, und alle diejenigen, welche von Seeland, Flandern, Friesland und von den Inſeln aus, die unter dem Namen der erſtern begriffen ſind (ſo wie man auch ſonſt die ganzen Niederlande und ihre Einwohner Flandern und Flamänder zu benennen pflegt,) das Meer befuhren, hatten von der Entdeckung der beyden Indien, und von dem Schleichhandel der in Spanien geführt wurde, weit mehr Vortheile als irgend eine andere Nazion bezogen. Sie waren zu allen Zeiten gute Fiſcher und Seeleuthe geweſen, und verſtuhnden ſich vollkommen auf den ſpaniſchen Handel, indem ſie unter der gleichen Botmäſſigkeit und in einer alten Korrespondenz mit dieſer Nazion lebten; ihre Heringsfiſcherey und ihre Manufakturen hatten in jenem

Königreiche groſſen Abſatz, und verſchaften ihnen einen vortheilhaften Tauſchhandel. Auch waren ſie die erſten, welche an den Spekulazionen, die man in Spanien auf Indien machte, Antheil genommen, nachdem einmal die ſpaniſchen Kaufleuthe, ihres eigenen Vortheils wegen, Ausländer in ihre Geſellſchaft aufgenommen hatten. So gieng denn dieſer ſpaniſche Handel, der Revoluzion und aller Unruhen in den Niederlanden ungeachtet, ſeinen verſtümmelten Gang fort; das heißt, es leiheten ſpaniſche Handelsleute ihre Namen dazu her. Dem Könige und dem ſpaniſchen Staatsrathe war dieſes nicht unbekannt, und es fehlte auch keineswegs an ſtrengen Verordnungen, welche von Zeit zu Zeit gemacht wurden, Ausländer von ſolchen Verbindungen auszuſchlieſſen. Allein man beobachtete dieſelben nicht; und bediente ſich, ſo oft es mit guter Art geſchehen konnte, jedes Vorwandes, zu Gunſten dieſes ausländiſchen Handels jene Verfügungen um ſo mehr übertreten zu laſſen, da ſelbſt die Spanier auf einem Fuſſe ſtuhnden, daß ſie die Fremden nicht wohl entbehren konnten. Daher wurde ſogar zur Zeit, da die niederländiſchen Unruhen in vollen Flammen ſtuhnden, nach jenen heftigen Erklärungen gegen und für den Prinzen von Oranien und ſeine Anhänger, nach der Einſetzung des Herzogs von Alençon, nach der Utrechter-Union, u. ſ. f. der ſpaniſche Handel nicht einen Augenblick unterbrochen. Irgend ein Kaufmann aus Hamburg oder Lübeck, und die Hülle gewiſſer Formalitäten, mußten den Kunſtgriff bedecken; und damit gab man ſich von Seite der Krone zufrieden. Die Holländer hatten, wie geſagt, ebenfalls vorzüglich ſtarke Fonds in dieſen Verkehren,

und

und setzten solche ohngeachtet des Krieges und der Unruhen immer fort; und wahrscheinlich würden sie ohne neuere Ereugnisse, von denen wir nun hören werden, auf gleichen Fuß bis zum Friedensschluß fortgehandelt haben, ohne je darauf zu denken, durch verwegene Streifereyen, Reisen in andere Welttheile, kostspielige und gefährliche Unternehmungen und in so entfernten Ländern und Meeren gewagte blutige Kriege, jenen Handel sich selbst zueignen zu wollen. Wirklich ist es beynahe nicht glaublich, daß sie sonst je solche ihr Vermögen so weit übersteigenden Entwürfe sollten gemacht haben.

Als aber am Ende der Regierung Philipps II. 1599.
der spanische Staatsrath sah, daß die Schritte, die man von allen Seiten zum Frieden that, bey den Holländern nicht den mindesten Eindruck machten, schrieb derselbe ihre Weigerungen eben einzig nur jenem spanischen Handel zu, worinn sie, seiner Meynung nach, ihre vornehmste Erhaltung, und zugleich die reichlichste Nahrung für ihren Stolz fänden. Er glaubte daher, daß man ihnen diese Mittel zu ihrem Zwecke abschneiden, und sie mit einmal ganz davon entwöhnen müßte. Man ließ also die schon bestehenden Verordnungen nach aller ihrer Strenge zur Vollziehung bringen, setzte neue hinzu, veranstaltete scharfe Untersuchungen, foderte Bürgschaften; und kurz der Chikanen, womit man die guten Handelsleuthe plagte, schien bald kein Ende zu seyn. Endlich schritt man sogar zur Konfiskazion von Schiffen und Waaren, und verurtheilte die Matrosen zum Galeerendienst. Hierauf ließ der nämliche Staatsrath auch für die Infantinn Isabelle, als Beherrscherinn der Niederlande, in glei-

1599. chein Tone eine Verordnung ausfertigen, welche gleich zu Anfang der Regierung Philipps III. dort bekannt gemacht, aber schon damals für einen ganz unzeitigen Schritt gehalten wurde; denn anstatt damit dem Frieden näher zu kommen, entfernte man sich immer weiter davon. Eine Menge Privatleuthe fanden sich dadurch beleidigt, und griffen zu Maaßregeln, an die man sonst vielleicht nicht gedacht hätte. Auch Spanien selbst litt darunter; denn seit fünfzig Jahren war man gewöhnt, von dem Gelde und Arbeitsfleiß welche die Feinde auf einen so einträglichen Handel verwendeten, bey eigenem fast gänzlichem Müssiggange, dennoch seinen schönen Nutzen zu ziehen. Nun aber wurden der Geschäfte immer weniger, und dieselben geringer; man wagte nichts mehr, der Kredit sank, und der König verlor zusehends an seinen Einkünften. Unter jenen grossen Handelsleuthen, welche von Antwerpen und andern Orten her mit ihren Kapitalien nach Spanien gekommen waren, befanden sich einige, welche Vermögens genug hatten, es die Spanier empfinden zu lassen wie unpolitisch sie gehandelt hätten, und also darauf zu denken, wie sie die Handelschaft der letztern gänzlich zu Grund richten könnten. Schon fünf oder sechs Jahre vorher gieng man in Seeland mit einem Projeckte um, das des Columbus seinem fast ähnlich war. Zwey oder drey in der Welt- und Erdkunde bewanderte Männer bildeten sich ein System, das sie auf sehr vernünftige Muthmaaffungen gründeten, ungeachtet auch seither häufig wiederholte Versuche darüber noch nichts bestimmtes entschieden haben. Sie behaupteten nämlich: Daß aus dem Baue des Erdglobus sich ganz zuversichtlich schliessen

lässe, Japon, China und die grossen Inseln, müß- 1599.
ten durch Nordwest zugänglich seyn; daß folglich die Holländer, wenn sie ihren Weg bis nahe an den Nordpol nehmen würden, von da aus längs der Küsten, ins Eismeer und endlich zu dem grossen Strom Oby kommen könnten, der sie dann, mitten durch die Wüsten der grossen Tartarey nach China leiten müßte. In diesem Falle hätte man weder vor Spaniern noch vor Portugiesen wenig mehr zu besorgen, da der neugefundene Weg weit kürzer, und also auch mit geringern Kosten und mindern Gefahren aller Art für das Schiffsvolk, hinzulegen wäre. Dieses System wurde daneben durch einige ältere Beyspiele unterstützt, und erwiesen, daß man bereits schon im J. 1594. einen Versuch damit gewagt habe. Zu dem Ende rüsteten ein gewisser Valk, und Rölins der Schazmeister und Pensionair von Seeland, in Gesellschaft einiger anderer Personen, nun wirklich vier ansehnliche Schiffe aus, die sie mit geschickten Seeleuthen bemannten, unter denen vornämlich Hugo von Linschoten, ein eifriger Beförderer dieses Projectes, durch seine Reisen bekannt ist, deren Beschreibung nachwerts öffentlich erschien. Einstweilig sollten jene Schiffe den neuen Weg, nur bloß, so gut es möglich war, auskundschaften. Wirklich kamen sie sehr weit auf der Nordsee, schifften durch die Meerenge von Waygats ins grosse weisse Meer, entdeckten Nova-Zembla, gaben mehrern Orten ihre Namen, wie z. B. der Meerenge von Nassau, den Staateninseln, und denen von Oranien, kamen dann im Herbste zurück und wußten von ihrer Reise viel schöne Dinge zu erzählen. Es liefen daher im folgenden Jahre

1599. neuerdings drey andere Schiffe, mit der Absicht aus, in solchen Entdeckungen weiter fortzurücken. Dieselben schlugen den nämlichen Weg ein, welchen die erstern genommen hatten, und passirten bey Nova Zembla das Vorgebürg Yshöck. Hier trennten sich diese Schiffe, und geriethen ins Eis. Eines kam sofort zurücke; das andere konnte sich ebenfalls retten, und erreichte Ecola in Russisch-Lappland, wo es überwinterte; nur das dritte, welches sich zu weit gewagt, wurde dergestalt von ungeheuern Eismassen umringt und in die Enge getrieben, daß es zu Trümmern gieng. Noch konnte die arme Mannschaft sich selbst und wenige Lebensmittel mit Mühe, auf Schaluppen, ans feste Land von Nova-Zembla bringen, wo sie theils aus den zersplitterten Ueberresten ihres Schiffes, theils aus einigen in vorigen Zeiten ans Ufer getriebenen Bäumen sich eine Hütte bauten, in welcher sie, den Winter über, gegen die strengste Kälte, den tiefsten Schnee, und Bären und weissen Füchse, sich genug zu erwehren hatten. Endlich im folgenden Brachmonath, wagten sie sich denn doch bey dem eben einfallenden Eisbruche wieder in die See, und legten, auf ihren zwoen Schaluppen, unter tausend Gefahren einen Weg von 350. Meilen zurück, kamen ins weisse Meer, und von da aus nach Kildun und Kola in Russisch-Lappland, wo sie seit ihrer Abreise wieder die ersten Menschen erblickten. Endlich erreichten sie, nur zwölf Mann stark, Holland. Die Geschichte dieser unglücklichen, aber höchst sonderbare Reise erschien zu Amsterdam i. J. 1598. im Drucke. Dieselbe enthält ein Tagebuch, in welchem zuvörderst von der oberwähnten erstern Reise, dann von einem Detachemente derselben

ben, welches einen andern Weg suchte, und endlich 1599.
von dem Unglücke Nachricht gegeben wird, das die Unternehmer dieser letztern Entdeckungsfahrt betroffen hat. Der Verfasser, Gerrit von Veer, war Sekretair auf jenem Schiffe, welches Schiffbruch gelitten hatte, und wieder nach Holland zurückkam. Dieses Tagebuch ist in altholländischer Sprache in einem naiven Schifferton abgefaßt, und ungemein merkwürdig und selten; Auszüge davon befinden sich jedoch in verschiedenen andern Schriften. Der Verfasser bemerkt, daß Nova-Zembla eine unbewohnte und unbewohnbare Insel sey; wie er und seine Gesellschaft dort den Winter unterm 76. Grad zugebracht, und am 4. November die Sonne aus dem Gesicht verloren; welche denn aber schon am 24. Jenner wieder zum Vorschein gekommen wäre. Auch spricht er von dem Tode Willem Barents, der, als die Chaluppen, um von den Eismassen nicht beschädigt zu werden, ans Land gebracht wurden, in der Nähe des Kaps von Yshoeck, vor Kälte und Entkräftung gestorben war. Dieser Barents, ein sehr erfahrener Seemann, hatte auf der ersten und zwoten Entdeckungsreise das Kommando geführt; und der Verfasser bezeugt, daß derselbe bis an seinen Tod die Ausführung des Vorhabens, durch den Norden nach Indien zu gelangen, für möglich gehalten, und sich geschmeichelt habe, wenn er bey Leben bleibe, ein andermal wohl noch dahin zu kommen. Hiernächst behauptete und berechnete er, daß sie zu frühe den Norden verlassen und sich in den Südenosten gewagt hätten; daß man sich noch mehr dem Pole nähern, die Höhe des Landes gewinnen, aber dabey sich hüten müßte, diesem letztern zu nahe

1599. zu kommen. Gerrit Veer hält also jenes Vorhaben zwar für ausführbar; zeigt aber zugleich eine Schwierigkeit, welche fast unübersteiglich zu seyn scheint; und doch ungemein einleuchtend ist: Daß nämlich die grossen Flüsse der mittäglichen Tartarey, z. B. der Oby fast das ganze Jahr hindurch gefroren sind. Fällt nun in der kurzen Zwischenzeit, in welcher die Sonne über dem Horizonte steht, Thauwetter ein, so wird eine Menge ungeheurer Eisklumpen vor die Mündungen derjenigen Ströhme getrieben, welche in das Eismeer fallen. Will man aber annehmen, daß man auf der hohen See jene Eismassen nicht in so grosser Menge als an der Landküste antreffen würde; so müßte man zu dem Ende einen weitern Umweg machen, und also mehr Zeit darauf wenden. Oder will man vollends voraussetzen, daß jene Mündungen vom Eisgange schon frey genug wären, um sich ihnen nähern zu können; so müßte man doch stets besorgen, ob jene grossen Ströhme nicht neuerdings wieder tiefer ins Land hinein zugefroren seyn möchten. Denn es ist wohl zu vermuthen, daß in so rauhen Himmesstrichen das Eis nie ganz und an allen Orten zugleich aufthaut. Der zu kurze Sommer und ein zu langer Winter würden also immer die Schiffahrt hindern, und es an der erfoderlichen Zeit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Wie es inzwischen mit diesen Gründen und Gegengründen immer beschaffen seyn mag, so ließen sich die Unternehmer jener Entdeckungsreisen dadurch nicht irre machen. Die Matrosen, welche jenem Schiffbruche entgiengen, und ihr Winterquartier in einer so traurigen Lage zugebracht hatten, wurden reichlich beschenkt; alsdann

traf man auf ihre Nachrichten hin andere Maaßre- 1599.
geln, rüstete neue Schiffe aus, und wagte in den J. 1596. und 1597. die nämlichen Versuche. Selbst im folgenden Jahrhunderte fuhr man damit fort, ohne doch, so viel man wenigstens vernommen hat, jemals zu dem erwünschten Ziel zu gelangen.

Während dem nun solchergestalt ein Theil der Niederländischen Kaufleuthe, weder an reifem Nachdenken, noch an kostspieligen wirklichen Versuchen nichts ermangeln ließ, jenes göldene Fell zu gewinnen, hatte sich andere in der Absicht vereinigt — geraden Weges nach Indien zu gehen, dort zum größten Verdrusse der Spanier und Portugiesen einen Handelsverkehr zu eröfnen, und dafür jene beyden Nationen mit Gewalt, und benöthigten Falls mit offenem Kriege aus diesen Gegenden zu verdrängen. Es waren nur zehn Personen, welche sich, zur Ausführung eines so wichtigen Unternehmens, unter dem unbestimmten Namen eines Handels in ferne Länder zusammenthaten. Noch auf den heutigen Tag werden dieselben für die Stifter der Allgemeinen Kompagnie angesehen, und ihre Namen mit der größten Achtung in den Holländischen Annalen aufbewahrt.

Vorläufig hatten sie sich sehr genau um alle Umstände erkundigt. Ein gewisser Cornelius Houtmann, von Alkmar gebürtig, befand sich schon seit langer Zeit zu Lissabon, wo er jenes Handlungswesen von seiner starken und schwachen Seite studiert, oder vielmehr ausgespähet, und, indem er die Geschäfte der Portugiesen besorgte, ihre Nachlässigkeit und die von ihnen begangenen Fehler kennen gelernt hatte. Da er dabey sehr offen zu Werke

1599. gieng, mußte er zu einer Zeit Verdacht erregen, wo man eben anfieng, auf den verbotenen Handel der Ausländer aufmerkſam zu werden. Er kam darüber ins Gefängniß, und ward zu einer Geldſtrafe verurtheilt, welche weit über ſein Vermögen ſtieg. Dieſes geſchah wahrſcheinlich in der Abſicht, ihn in Portugal zurückzubehalten; da es ihm aber gelang, jenen Niederländern, welche eben damals an der Errichtung ihrer Geſellſchaft arbeiteten, von ſeiner Lage Nachricht zu geben, ſetzten dieſe ihn in den Stand, ſeine Buſſe zu zahlen; und er kam nach Holland zurück. Durch ſeine Einſichten und Bemerkungen wurden jtzt die Unternehmer noch muthiger gemacht; ſie rüſteten vier Schiffe aus, und Houtmann, der über das ganze Unternehmen die Oberaufſicht hatte, kommandierte auf einem derſelben. Man gieng nun ohne alles Geräuſche zur See. Allein vor ihrer, zwey Jahre nach ihrer Abfahrt i. J. 1598. erfolgten Zurückkunft, hatten ſich bereits ſchon mehrere andre Geſellſchaften zu ähnlichen Zwecken vereiniget. Eine derſelben nannte ſich die Compagnie der Brabänter, die aus Antwerper-Kaufleuthen beſtuhnd, welche ſich in die Vereinigten Provinzen geflüchtet hatten. Eine zwote ſolche Geſellſchaft wurde zu Amſterdam, eine dritte in Seeland, und eine vierte zu Rotterdam errichtet. Die meiſten ihrer Schiffe liefen im J. 1599. aus. Was ſie zuerſt aus Indien zurückbrachten, war, ihrer Berechnung zufolge, noch nicht ſehr beträchtlich; aber bald kamen ſie von neuen Fahrten mit unermeßlichen Reichthümern beladen nach Haus, und im J. 1600. verließen mehr als 30. ſolcher Schiffe die Holländiſchen Hafen, um nach jenen

Gegenden zu ſegeln. Itzt gaben ihnen die Gene- 1599.
ralſtaaten, unter ihrem Schutze, reguläre Aufträge mit der Vollmacht, gegen jeden, der ſie in ihrem Handel beläſtigen wollte, defenſiven oder offenſiven Gewalt zu gebrauchen.

Diejenigen von dieſen Unternehmern, welche zuerſt nach Indien kamen, und mit den dortigen Einwohnern Bekanntſchaft machten, hatten dieſe wilden Völker und ihre kleinen Könige, mit vieler Klugheit und Schonung behandelt, da dieſelben des Stolzes der Portugieſen, welche durch ihre Miſſionarien ſie beunruhigten, und ihnen Tribute und Frohndienſte auflegten, ohnehin bereits ſehr überdrüſſig waren. Und ſo gelang es ihnen denn, auf ſehr freundſchaftlichen Fuß verſchiedene Plätze an ſich zu bringen, wo ſie ſich feſtſetzen konnten; und nämlich mehrere kleine Beſitzungen, ja ſogar Schanzen und Feſtungswerke zu Ternate und auf den Molukken, zu Sumatra, Ceylan, und im Kaiſerthum Java (wer's gerne ſo nennen will) anzulegen, wo ſie denn namentlich zu Jacatra ein Fort bauten, aus welchem nach zwanzig Jahren die berühmte Stadt Batavia entſtanden iſt. Bey ihren Offenſiv-Fehden hatten ſie nun ſchon mehrere Beuten, unter andern an ſehr reichen portugieſiſchen Ladungen, gemacht. Ueberall begünſtigte ſie das Glück. Nun entſtuhnden in Holland eine derley Kompagnien nach der andern, und man ſchiffete itzt nach Indien, wie man ſonſt zur Zeit der Kreuzzüge nach dem Orient, wie wohl aus ganz andern Gründen, zu gehen gewohnt war.

Die Generalſtaaten ließen es übrigens an Aufmerkſamkeit nicht fehlen, noch zeitig genug den nach-

1593 theiligen Folgen vorzubeugen, welche allerdings aus so vielen Partikulargesellschaften entstehen konnten, die sich bald auf ihren Reisen, bald in ihren Projekten, und besonders im Ankaufe der Lebensmittel und nöthigen Zurüstungen nicht selten wechselweise hinderlich seyn mußten. Man versammelte also alle Interessenten, und that ihnen den Vorschlag, sich in eine einzige Ostindische Handlungskompagnie zu vereinigen, die aber in mehrere Kammern, nämlich von Amsterdam, Seeland, Delft, Rotterdam, Hoorn und Enkhuysen getheilt seyn sollte. Man wurde hierüber bald einverstanden, und die Staaten ertheilten dann dieser Gesellschaft auf 21. Jahre (vom 20. Merz 1602. an gerechnet), eine mit ausschließlichen Privilegien und fast unbeschränkter Vollmacht versehene Begünstigung.

Die Hauptdirektion sollte von einer aus 17. Personen bestehenden Versammlung oder immerwährenden Grossen Rathe abhangen. In denselben Deputierten Amsterdam 8, Seeland 4. Rotterdam oder die Maaß 2. Nordholland 2. und Seeland, die Maaß und Nordholland, wechselweise noch 1. Person. Dieser Rath war die Seele der ganzen Kompagnie, und eine im Herzen der ersten neuentstandene zwote Republick. Nach Verlauf von einigen Jahren konnte dieselbe nicht so fast weiter für eine Gesellschaft von Kaufleuthen, sondern vielmehr für eine zu Wasser und Land sehr furchtbare Macht angesehen werden.

Der Fond dieser Kompagnie bestuhnd in 6,600000 Gulden. Die Reisen hin und her wurden itzt regelmäßiger eingerichtet, die Flotten zahlreicher, und zu 14. 16. und mehrern Schiffen stark. Auf den gröss-

fern befanden sich Truppen und Kriegsmunizion; 1599.
und bald hatte man in jenen Gegenden ordentliche Armeen zu Wasser und zu Lande. Alsdann erweiterte man die Besitzungen; aus kleinen Festungen wurden Städte, und man nahm, bald den Eingebornen, bald den Portugiesen, friedlich oder mit Gewalt Ländereien ab, wo man es bequem fand. Diese letztern griffen zwar, unter dem Komando ihres Admirals Mendoza, eines Tags bey Bantam die Holländische Flotte an; allein sie wurden zurückgeschlagen. Itzt kam es zum offenen Kriege, und man schlug sich mehrmals zur See und auf dem Lande. In wenig Jahren hatten es die Holländer schon so weit gebracht, daß sie ordentliche Belagerungen unternehmen, Amboina, alle Molukken, Colom, Cochin und andere Städte und Festungen erobern konnten; so daß den Portugiesen am Ende nur noch Goa, Diu und die umliegende Gegend, mit einem auch dort sehr beschränkten mittelmäßigen Handel übrig blieb. Auch mit den Javanern, und den Völkerschaften der dortigen weitschichtigen Erdgegenden wurde die Kompagnie in Krieg verwickelt, Jacatra angegriffen, und das kaum gebaute Batavia zweymal belagert, aber immer mit Wuth vertheidigt. So hatte sie es auch mit den Engländern aufzunehmen, welche ihr mit ansehnlicher Macht auf den Rücken kam; und mehrmal sah man in jenen Revieren beyde Nazionen sehr lebhaft aneinander.

So überwanden auch hier die Holländer alle sie bedrohenden Stürme, nebst tausend andern Hindernissen, und gelangten endlich zu ihrem Zwecke. Damals, also ein halbes Jahrhundert nach ihrer

1599. Entſtehung, entwickelte ſich die groſſe Macht der Kompagnie, und ihr Name war itzt dem ganzen Orient fürchterlich. Man erinnerte ſich des Stolzes der alten Vizekönige von Goa, und ihres Despotismus; aber hierinn wurden ſie noch weit von einem zu Batavia reſidierenden Generalſtatthalter übertroffen. Derſelbe hatte eine königliche Hofhaltung; ſeine Offiziere, Leibwachen, Equipagen, Luſthäuſer, Tafel und Wohnung zeugten von ſeiner Gröſſe und Pracht. Von deſſelben Willkür hieng Krieg und Friede, und das Schickſal aller jenen kleinen Beherrſcher ab, deren Zwiſte er als Schiedsrichter ſchlichtete. Man hat Beyſpiele, daß er Könige abs und einſetzte. Nur allein an ihn wendete man ſich von allen Seiten her; er ertheilte Audienzen, und empfieng Geſandtſchaften und Geſchenke, mit der ſtolzeſten Art die ſich denken läßt. Hinwieder weiß man, wie er dergleichen, noch auf den heutigen Tag, von Zeit zu Zeit, an die groſſen aſiatiſchen Höfe bis nach China und Japan umherſchickt. Die Beſchreibungen davon findet man in mehreren Schriften. Kurz, ſein Anſehn wurde endlich ſo groß und furchtbar, daß er an feyerlichen Tagen weit mehr vorſtellt, als die ſiebenzehn Directoren, ſeine Herren, von denen er kommittiert iſt, in ihrem Vaterlande, einzeln oder zuſammen, in ihrem ganzen Leben nie thun können.

Inzwiſchen verwickelte eben dieſe, durch ſo viele dem Morgenländiſchen Genie zwar angemeſſene, aber in Europa ganz unerhörte Pracht, unterſtützte groſſe Gewalt die Kompagnie von Zeit zu Zeit, und ſo oft, als ein Generalſtatthalter das gehörige Gleichgewicht nicht beobachtete, in allerley verdrüßliche

Händel, und wirkliche Kriege; und so mußte dieselbe, 1599.
oft wider ihren Willen, an den Revoluzionen des Indostans, des Mogolischen Kaiserthums, der Perser, Tartaren und Araber Antheil nehmen. Der Handelschaft wegen trat sie nicht selten mit den an den äussersten Gränzen von Asien herrschenden Königen von Tonquin, Siam, Pegu und Arakam in Bündnisse; ähnliche Verträge erreichte sie auch mit dem Samorin der Malabaren, und mit den heydnischen Rajas und Fürsten. Denn so oft dergleichen Herren Hülfe nöthig haben, wenden sie sich allemal an den Generalstatthalter zu Batavia. Zwar darf derselbe in gewissen Fällen ohne Einwilligung seiner Komittenten nichts unternehmen; allein die Entfernung vom Mutterlande ist so groß, daß er meist seine Parthey schon zum voraus ergriffen hat, und die Sachen so vorzustellen weißt, daß es lange zu spath wäre, sich in Holland noch erst darüber zu berathen.

In dem gegenwärtigen Jahre (1763.) erschien bey P. von Hont im Haag ein Werk, unter dem Titel: Vie des Gouverneurs-Generaux, avec l'Abrégé de l'Histoire des établissemens des Hollandois aux Indes Orientales; par *I. P. du Bois*, Secretaire d'Ambassade du Roi de Pologne. Ich habe dasselbe nur flüchtig durchblättert; es scheint mir aber sehr genau, und insbesondere in Beziehung auf den Gegenstand, welchen ich hier nur oberflächlich abgehandelt habe, ungemein merkwürdig zu seyn. Der Verfasser liefert das Verzeichniß von 29. solchen Statthaltern, samt ihren Abbildungen, und beschreibt die Geschichte der Kompagnie unter einer jeden Statthalterschaft von dem J. 1609. bis 1761.

1599. Das wenige, was ich davon meldete, scheint übrigens von du Bois bestätigt zu werden. Mein Hauptgegenstand erlaubte mir nicht, mich weitläuftiger darüber einzulassen; er hingegen beschreibt sehr umständlich, was ich nur im Allgemeinen und in möglichster Kürze berührt habe.

Um indessen in der Handelschaft so grosse Fortschritte zu machen, waren allerdings so mächtige Anstalten erfoderlich. Es war nun nicht mehr um einen bloßen Korrespondenzhandel von gewöhnlicher Art, sondern um die Errichtung einer Monarchie zu thun, auf deren Erhaltung und Erweiterung man aus allen Kräften bedacht seyn, und sie wider so viele Feinde und Neider, selbst mit den Waffen in der Hand beschützen mußte. Man hatte nun nicht nur bloß Eskorten von Kauffartheyschiffen, sondern eigentliche Armeen nöthig, um dergleichen grosse Unternehmungen zu unterstützen. Zu alle dem aber waren gute Köpfe und viele Hände gleich erfoderlich. Man sollte es kaum begreifen können, wie eine Gesellschaft von Kaufleuthen, unter dem Schutze einer erst im Entstehen begriffenen, noch so schwachen und übelverbundenen Republick, die erst um ihre Freyheit kämpfte, wie mit Einem Worte die Holländer aus eigenen Kräften, und ohne bey Ausländern Hülfe zu suchen, eben so gründliche als unermeßliche Hülfsquellen auffinden konnten. Allein es schien, als hätte sich alles vereinigt, um diese Nation groß und glücklich zu machen. So zu sagen aus der Erde wuchs eine Menge treflicher Männer hervor, die unter dem Haufen und der Hefe des Pöbels erzeugt, ohne Namen, ohne Familie, und also wie der Dichter sagt, rupto robore nati waren. An-

führer zu Wasser und zu Land, grosse Seeleute, 1599.
geschickte Staatsmänner, Gesetzgeber, die, von geringstem Herkommen, einen Theil ihrer Lebenszeit in den niedrigsten Geschäften zugebracht hatten, sah' man aus jenem verachteten Pöbel hervorgehn. Kurz, man kann sagen, daß Helden von jeder Art an jenem Werke Antheil nehmen, und dieser neue Staat an der äussersten Gränze des Erdbodens durch das Genie und den durchdringenden Verstand der einen, und den Muth der andern gegründet wurde. Freylich fehlte es auch an Lastern, Mängeln und schlechter Verwaltung nicht, deren die Reisenden an mehr als an einem Orte Erwähnung thun; davon aber kann hier nicht die Rede seyn.

Von Westindien will ich nur dieses einzige melden, daß jene andere Nazionen in diesem Welttheile glücklicher waren, die Trümmer davon an sich zu reissen. Die Franzosen, Engländer, Dänen und Holländer wollten zwar eben auch ihren Theil daran haben. Lange giengen die letztern mit den Entwürfen dazu um; sie hätten eine besonders begünstigte Kompagnie für Westindien errichtet; die Gesellschafter führten mit glücklichem Erfolge einen Krieg, und setzten sich in Brasilien fest; allein diese Kompagnie hielt sich nicht lange, und Brasilien wurde bald wieder verlassen. Jene Kompagnie behauptete sich also nur in den einträglichsten Distrikten von Amerika, wie z. B. in Surinam, Rio de Berbice, Curassau, St. Eustache u. s. f., von woher sie nur etwas Zucker und Kaffee zog, die eben keine neuen Früchte waren.

Der Ostindische Handel allein machte also den Niederländern Muth. Freylich hatte derselbe da-

1599. mals weit, den Grad von Vollkommenheit nicht erreicht, auf den er ſeither geſtiegen iſt; und bekanntlich ſind Batavia, das Vorgebürg der guten Hofnung, und andere Plätze und Feſtungen erſt ſpäther im ſiebenzehnten Jahrhunderte angelegt, ſo wie noch andere dergleichen ihnen erſt durch Kauf, Verträge, oder ſiegreiche Waffen errungen worden. Es gehörte Zeit dazu, um jene letzte Periode zu erreichen, in welcher ich den Zuſtand und die Macht jener Handlungsverbindung in dem Lichte darſtellte, das uns von ihrer endlichen Vervollkommnung einen ſo hohen Begriff giebt. Indeſſen muß, dem Anſcheine nach, mit dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, und zumal um das J. 1609. dieſer Handel feſt genug beſtanden haben, um jene Republikaner ſo ſtolz und dem Frieden ſo abgeneigt zu machen, der ihnen in den Jahren 1598. und 1599. nur noch unter der Hand angetragen, von ihnen aber wiederholt verworfen worden.

So groſſe Vortheile, den ihnen der Indiſche Handel verſchafte, legte alſo einer Ausſöhnung, welche zehn Jahre früher, und ehe ſie noch auf ihre eigene Rechnung und geraden Weges nach Indien giengen, ganz leicht hätte zuſtand kommen können, nun für die Zukunft faſt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Leicht war es zu vermuthen, daß bey der erſten Eröfnung von dergleichen Friedensunterhandlungen Spanien und Portugal jene Ländereien, die in Oſtindien ihnen weggenommen wurden, zurückfodern, und ihren ausſchließlichen Handel, ſo wie ihre ehemalige Meiſterſchaft zur See, wieder zu erhalten ſuchen würden. Aber auf der andern Seite waren auch die Holländer, welche bereits

die

die Früchte ihrer neuen Herrschaft zu schmecken an- 1599.
fiengen, und sich auf eine Art festgesetzt hatten, daß sie noch stets mit der Hofnung neuer Eroberungen sich schmeicheln durften; entschlossen genug, nichts von allem, was sie bereits gewonnen hatten, herauszugeben. Die Generalstaaten ließen demnach die Handlungskompagnie, so wie alle Kaufleuthe ihres Gebietes versichern, daß sie auf ihren Schutz sichere Rechnung zu machen hätten. Zu dem Ende wurde auf den Fall hin, wenn es etwa zu Friedensunterhandlungen kommen sollte, vorläufig ein Artikel festgesetzt, welcher als das Ultimatum angesehen wurde, und worinn Spanien versprechen müßte, entweder durch einen Definitivvergleich oder durch einen mehrjährigen Waffenstillstand in den Ostindischen Handel einzuwilligen; mittlerweile aber, in den Ländern jenseits des Sonnenwendezirkels, die Sachen in dem Zustande zu belassen, in welchem dieselben sich damals wirklich befanden; und zwar so, daß es jeder Macht unverwehrt bleiben sollte, dort, wie es ihr gut dünke, oder wie man es angefangen hätte, den Krieg fortzuführen, und kurz seinen Vortheil nach allen Kräften zu befördern. Auch kam man wirklich nach einigen Jahren mit diesem Ultimatum zum Vorschein; worüber, als zu Friedensunterhandlungen geschritten wurde, man dann aber eben in ziemliche Verlegenheit gerieth.

In einer solchen Lage befanden sich zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die Vereinigten Provinzen. Der Krieg wurde noch immer fortgeführt. Prinz Moriz erwarb sich von Tag zu Tage mehrere Kriegserfahrenheit, und stuhnd im Auslande in so grossem Rufe, daß sich bey seiner Armee, die man

1599. für eine Kriegsschule hielt, junge Leuthe aus Deutschland und aus andern Ländern einzig in der Absicht befanden, um sich im Kriegswesen zu unterrichten. Auch war dieses sein Lieblingsgeschäft, und er immer ziemlich glücklich darinn, folglich um so weniger zum Frieden geneigt. Hätte es bloß von ihm abgehangen, so wäre der Krieg noch weit mehr offensiv geführt worden. Vor dem Waffenstillstande und zwanzig Jahre hernach bey dem Bruche desselben, hatten er und der Prinz Friedrich Heinrich, sein Bruder, bereits mehr als ein Projeckt gemacht, das den Generalstaaten übel gefiel. Beyde hatten ein Ang auf Antwerpen, das sie entweder durch Ueberraschung, oder, wenn sich Gelegenheit dazu zeigte, durch eine ordentliche Belagerung gerne wegnehmen wollten. Allein sehr geschickt wußten diejenigen, welche damals am Ruder der Regierung standen, dergleichen Entwürfe zu vereiteln; denn ihnen war allzu bekannt, daß der Hafen von Antwerpen weit wichtiger war, als alle andern in den Niederlanden; daß also, wenn man jene Stadt wegnehmen wollte, der ganze Handel unvermeidlich dahin gezogen würde; daß sie, indem dadurch die Schelde eröfnet würde, über jenen nicht mehr Meister wären, und daneben eine Stadt zu vertheidigen hätten, die, da sie auffer dem Gebiete ihrer Vereinigten Provinzen läge, sehr schwer beschützt werden könnte. So geriethen denn beyde Prinzen, so tapfer und erfahren sie immer seyn mochten, bald auf Schwierigkeiten und bald auf Täuschungen, welche ihnen die Staatsraison in den Weg legte, und mit denen sie erst nach der Hand genauer bekannt wurden.

Nachdem wir nun in möglichster Kürze die Lage 1599.
geschildert haben, in welcher sich damals die Ver-
einigten Provinzen befanden, so ist es itzt der
schicklichste Ort auch diejenige der gehorchenden
Provinzen zur Zeit der Ankunft ihrer neuen Beherr-
scher zu betrachten. Ihre Hoheiten hielten, wie wir 1600.
bereits schon oben erwähnt haben, am 5. Sept.
1599. ihren Einzug in Brüssel. In allen Städten,
die mit ihrer Gegenwart beehrt wurden, (und dies-
es Glück hatten fast alle) wurden sie mit grosser
Pracht empfangen. Obgleich der Winter sehr nahe,
und dieses Jahr ungemein strenge war, reiseten sie
gleichwohl durch alle Provinzen, um an den gewöhn-
lichen Orten persönlich inauguriert zu werden. Diese
Reise traten sie mit einem zahlreichen und glänzen-
den Gefolge an, und kamen zuerst nach Löwen,
wo sie am 24. Nov. den ersten, und am 28. den
zweyten Installationsakt über Brabant zu Brüssel
vollzogen. Am 8. Dez. erreichten sie das Schloß
zu Antwerpen, von wo aus sie am 8. einen präch-
tigen Einzug in die Stadt hielten, und am 10. den
gewöhnlichen Eid leisteten und die Privilegien be-
stäthigten. Ueber alle diese Reisen, so wie über
die dabey vorgefallenen Feyerlichkeiten hat ein ge-
wisser Johann Bocchius, Sekretär der Stadt
Antwerpen, ein Journal geschrieben, welches im
J. 1602. bey Plantin mit Kupfern gedruckt wurde.

Am 28. Jenner 1600. kamen die Erzherzoge über
Termonde nach Gent. Ich besitze in Handschrift
die ausführliche Beschreibung der ganzen Ceremonie,
die in ein Tagebuch eingekleidet ist, und worinn alle,
die dabey eine Rolle zu spielen hatten, namentlich
angeführt sind. Die gesammte Geistlichkeit und Rä-

1600. the kamen Ihren Hoheiten bis jenseits der Lahn, ungefähr drey Meilen von Gent (denn weiter zu gehen, erlaubten dieselben nicht) entgegen; und in einer andern Distanz, auf den Grenzen von Flandern fanden sich der Kastellan, Don Augustin von Herrera, die Landvögte, Magistrate und der noch übrige Adel ein; dreyssig Edelleuthe wurden beordert, die Rathsglieder zu begleiten. Der Einzug geschah' durch das Antwerper-Thor, wo die Spanier einen Kampf vorstellten. Ihre Hoheiten, welche in dem Wagen ankamen, stiegen hier zu Pferde, ritten mit ihrem zahlreichen Gefolge durch die von 550. auf den Strassen ausgestellten Fackeln beleuchtete Stadt, und nahmen ihr Quartier im bischöflichen Palaste. Der folgende Tag war bestimmt, Bewillkommungs-Besuche anzunehmen; und am 30. Jenner erfolgte die Inaugurazion, nach einer vorläufigen Kavalkade. Die Erzherzogin fuhr im Wagen; der Erzherzog aber begab sich zu Pferd an alle gewöhnlichen Orte und nach herkommlichem Gebrauche. Ihre Hoheiten verliessen dann Gent, ohngeachtet der eben eingetrettenen Kälte und tiefen Schnees, am 3. Hornung, um weiter nach Courtray zu reisen. Von dort aus gieng es nach Lille, Douay, Tournay, und endlich am 22. Hornung nach Mons, wo sie, so wie allenthalben, mit der größten Pracht und Feyerlichkeit empfangen wurden.

Auf ihren Reisen, und an allen Orten, wo sie sich aufhielten, konnten sie sich von der Liebe und dem Zutrauen des Volkes überzeugen. Ueberall, wo sie hinkamen, war die Hochachtung, in der sie stuhnden, ihnen bereits vorausgegangen; allein sie sahen auch bald, in welches Elend das ganze Land versun-

ken war. Noch rauchten, so zu reden, so viele Ruinen als traurige Spuren des langwierigen und schrecklichen Jammers, von dem man nicht absehen konnte, wie lange er noch dauern würde. Zwar seufzte jedermann nach Frieden, und schien bemühet, sich denselben zu verschaffen. Aber noch war es nicht Zeit dazu. Da man eigentlich erst im folgenden Jahre sich angelegen seyn ließ, die Gebrechen und Mißbräuche zu entfernen, und mit Ernste daran arbeitete, dem erschöpften Zustande und den Verwirrungen des Landes zu steuern, so wurde der Krieg im J. 1600. von beyden Seiten fortgeführt, und durch gewisse Eräugnisse besonders merkwürdig. In der Absicht, die Zerstreuung, welche die Ankunft der neuen Beherrscher nothwendig verursachen mußte, zu benuzen, wagte Prinz Moriz verschiedene Versuche; er spielte den Krieg nach dem Niederrhein, bemächtigte sich des Forts St. Andre, und belagerte Wachtendonk und andere kleine Pläze, wobey er zum Theil seinen Endzweck erreichte, anderwerts aber unverrichteter Dingen abziehen mußte. Alles dieses wurde im J. 1599. und zumal im Winter dieses Jahres unternommen, und war von keiner besondern Wichtigkeit. Auch wurden ihm die wenigen Festungen und Pläze, die er in seine Gewalt bekam, im folgenden Feldzuge wieder abgenommen. 1600.

Weit bedenklicher aber war ein Aufstand, welcher unter den Spaniern, denen man noch rückständigen Sold zu zahlen hatte, neuerdings ausbrach. Dieser Vorfall gab den Holländern neuen Muth; auch trachteten sie denselben für den nächsten Feldzug zu benutzen, warben fremde und einheimische Miliz an, und machten sonst grosse Zurüstungen die Menge.

1600. Prinz Moritz zumal war seinerseits entschlossen, ein ausserordentliches Unternehmen, von dem in der Folge die Rede seyn wird, auszuführen.

Als es itzt zur Eröfnung des Feldzuges vom J. 1600. kommen sollte, war man der Meynung, daß der Niederrhein, so wie in den vergangenen Jahren, auch dießmal der Kriegsschauplaz seyn würde; und wirklich schienen alle Anstalten dahin gerichtet zu seyn, als mit einmal im Jun. Prinz Moriz, der mittlerweile eine ansehnliche Armee auf die Beine gebracht hatte, ganz unvermuthet mit einem Hülfskorps von Engländern, Schotten und Hugenotten auf Transportschiffen, die in der Stille herbeygeschaft wurden, in Seeland übersezte, von dort aus nach Flandern schiffete, und zu Philippine landete. Dieses Fort nahm er ohne Widerstand weg, und schlug über Ecloo und Malen den Weg nach Brügges ein, welcher Stadt er am 26. Jun. so nahe kam, daß er sie mit einigen Kanonen bestreichen konnte. Er bemächtigte sich hierauf in aller Eile Oudenbourg, wo er eine Besatzung zurückließ, weiter auf den Dämmen vorrückte, und sich Nieuport näherte. Zu der nämlichen Zeit liefen in dem Hafen zu Ostende, mehrere mit Artillerie, Lebensmitteln und Bagage beladene Schiffe ein. Dieses war nun eben die geheime Expedition, mit welcher man gedrohet, und woraus erhellet, daß Moriz beabsichtet hatte, erst Nieuport, und dann Dünkirchen zu belagern, und sich endlich der ganzen Flanderschen Seeküste zu bemächtigen. Ein solcher Plan war weitaussehend, und die Anstalten zur Ausführung ganz gut getroffen. Aber so groß auch immer an dem Hofe zu Brüssel und in dem ganzen Lande die Bestürzung

darüber gewesen seyn mag, so war doch Prinz Moriz nicht weniger betroffen, als er sich vier Tage nachher eingeschlossen, und den Erzherzog mit einer überlegenen Macht im Rücken und in den Flanken sah. Glücklicherweise wurde gleich bey der ersten Nachricht von jenem Ueberfalle, und während man von allen Seiten her die Truppen nach Gent aufbrechen ließ, die Rebellion der aufrührischen Spanier auf eine Art gedämpft, daß dieselben mit aller Eile sich auf den Weg machten, um mit denjenigen, die bey Gent versammelt wurden, sich zu vereinigen. Ihre Hoheiten hielten dort über dieselben Revüe. Die Infantin ritt alle Glieder durch, und sprach mit Offizieren und Soldaten, um ihnen Muth einzuflössen. Der Erzherzog stellte sich in Person an die Spize der Armee, und machte mit derselben einen so geschwinden Marsch, daß er Oudenbourg wieder wegnahm, ehe Prinz Moriz nur das geringste davon merkte. Ein feindlicher Offizier, der eine Redoute zu vertheidigen hatte, verließ dieselbe, und eilte mit seiner kleinen Garnison nach Ostende, wo man von allem noch nichts wußte, und daher anfangs Bestürzung und Schrecken sich verbreiteten. Es waren dort eben die Deputierten der Staaten von Holland, die in einem oder zwey Tagen zur Armee bey Nieuport abreisen wollten, nebst den Ministern, Predigern, und Offizieren der Artillerie und des Fuhrwesens, zugegen. Man beschäftigte sich noch immer mit Ausladung der Provisionen. Der Lerm war schrecklich; und nun erst sah man, wie verwegen und gefährlich ein Unternehmen sey, welches anfangs so vielen Beyfall gefunden hatte. Wirklich hätte, um die feindliche Armee in wenigen Tas 1600.

1600. gen zu Grunde zu richten, der Erzherzog nur im Angesichte des Prinzen Moriz seine Stellung behaupten und ihm den Weg nach Ostende abschneiden dürfen. Die erwähnte Armee konnte keine Bewegung mehr machen, stack im Sande und in den Dünen, und fieng an, an allem Mangel zu leiden. Freylich waren die Transportschiffe noch in der Rhede; aber wie hätte man es wagen dürfen, sich im Angesichte und unter den Kanonen eines weit überlegenen Feindes einzuschiffen? Die Flotte hätte nicht einmal alles retten können, und es würde Zeit erfodert haben, den geretteten Theil auf die Schiffe zu bringen, während der andre vom Feinde wäre aufgerieben worden. Bereits am 1. Jul. sah sich der Prinz umzingelt. Mehrere auf Kontribuzion und Fourage detaschierte Korps wurden abgeschnitten; er zog sich weiter in die Dünen hinein, wo er hinter sich das hohe Meer, und vor sich die Widerpart hatte, so daß ihm kaum so viel Raum übrig blieb, seine Armee in Front stellen zu können. Den folgenden Tag (2. Jul.) wollte sich ein ansehnliches Truppenkorps, unter Anführung des Grafen Ernest von Nassau, mit ihm vereinigen; allein es wurde, fast im Angesichte der Hauptarmee, vom Feind umrungen und gänzlich aufs Haupt geschlagen. In dieser äusserst kritischen Lage entschloß sich Prinz Moriz, auch seinerseits den letzten Streich zu wagen, welchen man wohl verzweifelt nennen darf, obgleich die Geschichte noch einige andre seltene Beyspiele von dergleichen Wagestücken aufweisen kann, die gelungen sind. Vorher bat er seinen jüngern Bruder Friedrich Heinrich und einen andern jungen Holsteinischen Prinzen, sich einzuschif-

sen; allein beyde wollten die bevorstehende Gefahr 1600.
mit ihm theilen. Da er nun den unvermeidlichen Angriff des Feindes vorausſah, ſo ließ er einige Batterien aufwerfen, und ſeine Armee in Schlachtordnung tretten; vorläufig aber hatte er Befehl gegeben, daß die Flotte ſich entfernen ſollte. Sie lichtete alſo bis auf das letzte Schiff die Anker, und ſegelte, ſeinen Befehlen zufolge, nach Oſtende. Hierauf ritt er durch alle Glieder ſeiner Armee, und ſagte den Soldaten nur mit wenigen Worten: „Daß „nun keine andre Wahl und kein andrer Ausweg „mehr offen ſtühnde, als zu ſiegen, oder im Meere „zu erſaufen".

Um Mittag hielt der Erzherzog Kriegsrath. Mehrere waren der Meynung, ſich nicht von der Stelle zu bewegen, um die feindliche Armee, vom Hunger, wozu es allen Anſchein hatte, aufgerieben zu ſehen. Allein verſchiedene ſpaniſche Feldherrn, und andere, denen der dieſen Morgen über den Grafen Ernest erhaltene Vortheil ſchmeichelte, glaubten, daß man einen gewiſſen Sieg nicht verzögern dürfte; und ſo wurde, da auch Se. Hoheit dieſer Meynung waren, beſchloſſen, noch an dem nämlichen Tage, (2. Jul. 1600.) ein Treffen zu liefern. Man ertheilte alſo ohne Anſtand die gehörigen Befehle, und ſtellte die Armee in Schlachtordnung. Um drey Uhr nach Mittag fieng man Pelotonsweiſe zu ſcharmuzieren an. Aber bald wurde das Treffen allgemein, und, bey abwechſelnden Vortheilen nicht entſcheidend, aber gleichwohl bis in die Nacht hinein ſehr blutig geliefert. Gegen den Abend beſtuhnden die Spanier hartnäckig darauf, eine feindliche Batterie in den Dünen wegzunehmen, welche aber eben ſo hartnä-

1600. ckig von den Holländern vertheidigt wurde. Jezt machte die Kavallerie eine Bewegung, um darauf anzustürmen, verschafte aber dadurch der feindlichen Reiterey Raum, auch ihrerseits agiren zu können. Als nun der Prinz Moriz wahrnahm, daß das Gefecht von dieser Seite sehr lebhaft wurde, wählte er den Augenblick, ein allgemeines Feuer zu kommandieren, womit es ihm glückte. Er drang in die erzherzogliche Infanterie ein; dieselbe ward übern Haufen geworfen; es erfolgte eine gänzliche Niederlage, und nur die einbrechende Nacht rettete noch eine Menge, die ihr Heil in der Flucht suchte. Den Tag über war der Verlust beyderseits gleich groß; aber das Ende kostete die Spanier vorzüglich viel Volk; 5—6000. Mann blieben auf dem Schlachtfelde, von denen der Erzherzog zwey Drittheile nebst einigen Generalen verlor, die in feindliche Gefangenschaft geriethen. Der Amirante von Arragon wurde eine Stunde zuvor, ehe die Schlacht endete, gefangen genommen; eben so auch der Senechal von Montelimard, welcher am Hofe Sr. Hoheit war, und Graf von la Tere genannt wurde. Er starb des folgenden Tags an seinen Wunden. Ausser diesen wurden auch Don Ludwig von Villar, Don Idiaquez, Monroy von Avila, nebst noch mehrern von geringerm Stande, zu Gefangenen gemacht. Die ganze Artillerie, so wie 105. Standarten und Fahnen, geriethen den Feinden in die Hände, welche dieselben nach dem Haag schickten. Noch in derselben Nacht kam der Erzherzog nach Brügges, setzte alsdann seine Reise schleunigst nach Gent fort, und ertheilte mit grosser Geistesgegenwart überall seine Befehle. Während dem Treffen befand sich die

ser Prinz mehrmals in augenscheinlicher Gefahr, in die Hände der Widerpart zu gerathen. Er trennte sich nämlich von seinem Gefolge, wurde im Gesichte verwundet, und mußte das Pferd, welches er an diesem Tage ritt, dem Feind zurücklassen. Der damals noch junge Grotius verfertigte auf diese Schlacht bey Nieuport ein Gedicht, worinn er jenes Pferd von sich sagen läßt: 1600.

Pars haud temnenda triumphi
Præda fui. Fierem ne fugientis equus.

Dieses ist die ganz kurze Beschreibung der Geschichte eines so wichtigen Vorfalls. Zu Ostende, wo die Deputierten der Staaten zitternd der Nachricht von dem Ausgange desselben entgegensahen, hielt man es für ein Wunderwerk. Auch in Holland wurde dieser Sieg mit grosser Pracht gefeyert; hingegen verursachte derselbe zu Brüssel und in dem umliegenden Lande anfangs die größte Bestürzung; aber man erhohlte sich bald wieder, nachdem man begriff, daß solcher für den Feind von keinem Nutzen seyn konnte. Der Erzherzog hatte Nieuport so gut versorgt, und allenthalben so trefliche Anstalten getroffen, daß Prinz Moriz damit nicht einer Spanne breit Landes gewann, und noch vor Ausgang des Monaths sich neuerdings eingeschlossen und in der nämlichen Noth sah, in welcher er vor jenem Treffen war; ausgenommen, daß ihm der Weg nach Ostende noch offen blieb, welchen er auch zu Ende des Julius einschlug, nachdem er zuvor die Belagerung aufgehoben hatte. Mit seiner ganzen Armee schiffte er sich auf der Flotte ein, die ihn dort erwartete, und segelte nach Seeland zurück, ohne einen andern Vortheil erzielt zu haben, als daß er eine oder

1600. zwo Redouten zerstören ließ, denen er sich bey seiner Ankunft auf den ersten Anfall bemächtiget hatte, welche aber zu nichts weiter dienten, als von ferne her Ostende blockieren, und die Streifzüge dortiger Garnison beschränken zu können.

Ein solches Ende nahm also jenes grosse Unternehmen, das so viel Aufsehens machte, und, ungeachtet eine Schlacht gewonnen wurde, gleichwohl sich auf Wenig oder Nichts beschränkte. Wirklich beklagte man sich eher über den Verlust, den jener Sieg gekostet hatte; und so wie die Welt, und vornämlich Republiken, voll von Menschen sind, welche nur nach dem Ausgange der Ereignisse zu urtheilen pflegen, so gieng es auch hier; in Holland fiel der Kredit des Prinzen darüber sichtbar, und man fieng an, mit mehr Vorsicht und mit wenigerm Zutrauen in seine grossen Entwürfe zu Werke zu gehn. Hingegen stieg dabey vielmehr der Ruhm des Erzherzogs. Man bewunderte und lobte in den ihm unterworfenen Provinzen, seine Unerschrockenheit und Muth bey der Schlacht, die gute Ordnung und die Schnelligkeit mit welcher er der Festung Nieuport zu Hülfe kam, und endlich seine Geschicklichkeit, mit der er zu verhindern wußte, daß der siegende Feind nach gewonnener Schlacht nicht weiter den geringsten Vortheil erhielt. Alles dieses wurde Sr. Hoheit zum Verdienst angerechnet, und diente noch überdas, dem Volke Muth zu machen.

Schon seit einiger Zeit waren die Deputierten aller Provinzen in Brüssel versammelt, um sich dort über die dringendsten Staatsbedürfnisse, und über die Mittel zu berathschlagen, denselben zu steuern. Bereits im verflossenen April hatte man ihnen eine

Darstellung aller dahin einschlagenden Gegenstände 1600.
zugeschickt, deren Untersuchung schreckliche Resultate wies. Man kann sich leicht vorstellen, was für Plagen und Verwirrungen das Land seit dem Verlaufe von 40. Jahren, und während eines so langen bürgerlichen und Religionskrieges mußte gelitten haben. Alle Domainen waren entweder veräuffert, oder usurpirt, und kurz verloren; alle Kassen und Einkünfte waren in höchster Verwirrung, und ganz erschöpftem Zustande; Handlung, Fabricken und Ackerbau durch die Entfernung der Arbeiter und Auswanderung des Volkes stuhnden still, und verlassen. Noch hatte man einen sehr beschwerlichen Krieg auf dem Nacken, dessen man mit Ehren loswerden sollte. Ueberhaupt war die Bestürzung allgemein und die Verlegenheit schrecklich. Ihre Hoheiten hatten auf das Begehren der Stände, über den Zustand des Kriegs und der nöthigsten Bedürfnisse eine detaillierte Uebersicht entworfen, und ihnen zur Berathschlagung vorlegen lassen. Zugleich wurde ihnen auch von Seiten der Erzherzoge, ein vortheilhafter Punkt in Beziehung auf die Subsidien mitgetheilt, die sie sich von dem Könige von Spanien versprechen dürften, und nichts geringeres, als monathlich die wichtige Summe von 250000. Dukaten betrugen. Nachdem man diesen Punkt ins Reine gebracht hatte, baten die Stände Ihre Hoheiten, zu veranstalten, daß in Zukunft diese Subsidiengelder nicht mehr durch die Hände aller jener Beamten von der Hazienda, Visita, u. d. gl. die sich bis dahin damit befasset hatten, wandere, sondern gerade in ihre eigenen gelangen möchten. Man ersuchte sie ferners, den König zu bewegen, daß den spanischen und italiänischen Truppen der rückstes

1600. hende Sold ausbezahlt würde, damit die so vielfältigen Meutereien, und die daraus für den Dienst so nachtheiligen Folgen vermieden würden. Endlich schritt man zur Hauptsache, und veräusserte oder verpfändete noch einige übriggebliebenen Domainengüter. Die Stände kamen unter sich überein, und jede Provinz machte sich, nach dem Verhältnisse ihres Vermögens anheischig, einen Theil der Staatsschulden zu übernehmen, und, vermöge einiger bewilligten Auflagen auf verschiedenen Konsumptionsartikel, zur Bestreitung der Zeitbedürfnisse ansehnliche Summen herzuschiessen. Endlich traf man auch Anstalten, neue Truppen zu werben, Festungswerke anzulegen, und mit Einem Worte alles anzuordnen, was nöthig seyn dürfte, einen künftigen Feldzug unternehmen, und so vermittelst der Waffen zum Frieden gelangen zu können.

Unter denjenigen Provinzen, von deren Verfügung so eben die Rede ist, hatte sich Klandern vorzüglich ausgezeichnet; und da auf ihr zum Theil die gröste Last lag, und man gegen sie eben deswegen gefällig seyn wollte, so geschah es, daß auf ihr Ansuchen hin die Belagerung von Ostende beschlossen wurde. Diese meistens nur von Fischern bewohnte kleine Stadt war vor Zeiten vollends ein offener Plaz, und hatte nur einen mittelmässigen Hafen. Erst, als die Natur eine Sandbank sinken ließ, und dadurch ein Kanal, nachwerts Geuse genannt, entstuhnd, wurde dieser Hafen bedeutender; blieb aber gleichwohl mehr als ein halbes Jahrhundert noch im nachlässigsten Zustande. Guicciardini fängt die Beschreibung von Ostende mit folgenden Worten an: „Es ist ein ofnes Städtchen", und Van Meteren sagt aus-

drücklich, daß man erst im J. 1572. angefangen ha- 1600.
be, Thore zu bauen, und einige wenige Palissaden anzulegen. Als der Prinz von Parma im J. 1578. in Flandern Eroberungen machte, unterließ er es aus Versehen, sich dieses Plazes zu bemächtigen. Daher nisteten sich in der Folge Holländer, zu diesen geflüchtete Seeräuber, und Engländer dort ein, befestigten den Ort, und wagten von Zeit zu Zeit Ausfälle, wodurch sie nicht selten ganz Flandern verwüsteten und mit Brandschazung belegten. Von dieser Zeit an beschwerten sich die Flamänder bey allen Gelegenheiten über Ostende. Nachdem im J. 1596. der Erzherzog Calais weggenommen hatte, wagte man, auf ihre wiederholten Klagen, einen Versuch auf diese Stadt; allein es war nun schon zu späthe, und er mißlang. Endlich unternahm man, um jene zufrieden zu stellen, im J. 1601. noch eine solche Belagerung, und sah ohne Zweifel die Schwierigkeiten davon wohl voraus, konnte sich aber doch nicht vorstellen, daß ein solches Unternehmen sich mehrere Jahre hinaus ziehen würde. Die Nachwelt wird aber auch schwer begreifen, wie ein so kleiner Ort, der im J. 1706. in vier Tagen, und im J. 1745. in acht Tagen erobert wurde, damals eine Belagerung von drey Jahren, zwey Monathen und fünfzehn Tagen habe aushalten können.

Der Erzherzog ließ dieselbe am 5. Jul. 1601. durch den Grafen von Bergh anheben; und erst am 20. Sept. 1604. erfolgte die Uebergabe. Ich will der Ausfälle, der Stürme, der Gefechte, der wechselseitigen eroberten und wieder verlorenen Forts und Verschanzungen, der Millionen, welche diese denkwürdige Belagerung gekostet hat, und der hundert

1600. tausend Menschen hier nicht erwähnen, welche dabey, theils durch das Schwerdt, theils durch die Pest, von welcher die Belagerten und die Belagerer gleich geplagt wurden, sollen umgekommen seyn. Das Meer, von welchem diese letztern nicht Meister waren, blieb stets offen, und verschafte den erstern stets neue Mittel, sich zu vertheidigen. Endlich stellte das verschüttete, von Minen und Gegenminen untergrabene Erdreich nur einen verpesteten Kirchhof und einen Maulwurfshaufen vor, der, als er sich endlich ergab, nicht mehr werth war, weder eingenommen noch vertheidigt zu werden.

Nun seit drey Jahren war diese Belagerung von Ostende das Gerede und das Mährchen von ganz Europa, und man wurde nicht müde, davon zu sprechen. Fremde Fürsten, und Reisende von allen Nazionen, kamen dahin, dieselbe zu besehen. Es war ein ganzes Kriegstheater im Kleinen, wobey alle übrigen Operationen eingestellt wurden. Um indessen einmal doch wieder eine Diversion zu machen, unternahm Prinz Moriz die Belagerung von Herzogenbusch, welche ihm aber nicht gelang, so wenig, als andre von dieser Art; und kurz man kam stets wieder auf die Belagerung von Ostende zurück. Im J. 1603. erschien Don Ambros Spinola im Lande. Derselbe hatte in Spanien sich wie durch einen ordentlichen Vertrag anheischig gemacht, Ostende zu bezwingen. Jezt kommandierte er also, zum Aergerniße aller übrigen Generale, die Belagerung, als Chef, und ließ es an nichts ermangeln; allein ungeachtet seines Genies und der neuen Maschinen, die er in Bewegung sezte, dauerte dieselbe doch noch über ein ganzes Jahr. Es war wie ein grosses Gewette zwi-

schen

schen beyden Partheyen, wobey denn, im Geschmacke dessen, was im vorigen Jahre vorfiel, jede der andern es zuvorthun wollte. Ein in Diensten des Prinzen von Oranien stehender Edelmann aus der Normandie, Breaute, hatte nämlich die Besazung von Herzogenbusch, welche der Herr von Grobbendonk anführte, zum Schlagen herausgefodert; und desselben Lieutenant, Gerard Abrahams, mit dem Zunamen Leckerbeetjen, nahm die Ausfoderung an. Es schlugen sich also wirklich, nebst ihm, drey und zwanzige von seinen Leuthen, mit eben so vielen Feinden in einem ordentlichen Zweykampfe, nach Art der alten Turniere. Die Spanier siegten; aber sie befleckten ihren Sieg, indem sie nachher mit kaltem Blut ihre Widerpart ermordeten. Dieser seltsame Vorfall geschah im J. 1600. Man sprach überall davon. Aber doch berühmter war und blieb immer die Belagerung von Ostende. Man beschrieb sie in Prose, besang sie in Versen; auch anagramatische und chronographische Witzeleyen, und Prophezeihungen sogar, blieben nicht aus. Auch Hugo von Groot, der nachher so berühmte Grotius, der, wie ich bereits schon erwähnte, noch als Jüngling auf das in der Schlacht vor Nieuport gefangene Pferd des Erzherzogs ein Gedicht schrieb, verfertigte auf die Belagerung von Ostende eine Prosopopee in eilf lateinischen Versen, wo er diese Stadt redend einführt, wie sie über ihre dreyjährige Belagerung klagt. Der Gedanke und die Verse waren so wohl gerathen, daß man solche anfangs bald allen schönen Geistern dieses Zeitalters zuschrieb. Als nun endlich bekannt wurde, daß Grotius wirklich ihr Verfasser sey, 1600.

1600. machten ſich andere eine Ehre daraus, ſie in verſchiedene Sprachen zu überſetzen; konnten aber, wie es gewöhnlich geſchieht, die Schönheit des Urbilds nicht erreichen. Hier iſt es:

Area parva Ducum, totus quam reſpicit orbis
Celſior una malis, & quam damnare ruinâ
Nunc quoque fata timent. Alieno in litore reſto.
Tertius annus abit. Toties mutavimus hoſtem
Sævit hiems pelago, morbisque furentibus æſtas,
Et minimum eſt quod fecit iter. Crudelior armis
In nos orta lues, nullum eſt ſine funere funus
Nec perimit mors una ſemel. Fortuna quid hæres!
Qua mercede tenes, mixtos in ſanguine manes
Quis tumulos moriens hos occupet hoſte peremto
Quæritur? et ſterili tantum de pulvere pugna eſt.

Fünfter Abſchnitt.

Tod der Königin Eliſabeth von England. Der König von Schottland folgt ihr in der Regierung. Einfluß dieſer Veränderung auf die Niederlande. Man arbeitet nun weit ofner am Frieden. Friedliebende Parthey in den Vereinigten Provinzen. Schriften für und wider den Frieden. Wie man die eine und die andre Parthey zum Frieden geneigt zu machen ſucht. Waffenſtillſtand von acht Monathen. Verlängerung deſſelben. Faſt unüberſteigliche Hinderniſſe, die Präliminarien zu Stande zu bringen. Die Könige von Frankreich und Großbrittannien tretten als Vermittler auf, und räumen mehrere Schwierigkeiten aus dem Wege. Man erwählt von beyden Seiten Deputierte. Spaniſche Abgeordnete kommen nach Holland. Die Unterhandlungen werden abgebrochen. Neue Hinderniſſe. Man ſchließt endlich, als es zum Frieden nicht kommen konnte, einen zwölfjährigen Waffenſtillſtand, welcher am 9. April 1609. zu Antwerpen unterzeichnet wird.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts endete die Königin Eliſabeth von England ihre Laufbahn. Dieſe groſſe Monarchin erreichte ein Alter von 70. Jahren, von welchen ſie 44. regierte. Schon ſeit mehrern Monathen wurde man gewahr, daß ſie allmählich ihrem Ende ſich näherte. Eine tiefe Schwermuth hatte ſich ihrer bemächtigt, die ihr nicht nur Schlaf und Eßluſt raubte, ſondern ihr auch Kopf und Gedächtniß ſo ſehr angriff, daß ſie bald vor allem, was 1600.

1600. sich auf Regierung und Staatsgeschäfte, worinn sie sonst so groß war, bezog, jetzt einen unüberwindlichen Eckel empfand. „Wer hätte sich", sagt Silhon im III. Theile seines Staatsministers, „je vorstellen „können, daß eine solche Regierung und ein solches „Leben sich damit endigen würde, der Regierung „und des Lebens satt zu werden"? Bey Heranäherung des Winters von 1601. entzog sie sich dem Hofgetümmel, und ließ sich nach Richemont, einem von Heinrich VII. an der Themse, fünf Meilen von London erbauten, Schlosse bringen. Hier nahm ihre Krankheit zu, ohne daß sich jedoch andere Symptomen zeigten; es war immer und einzig jene schwarze Melancholie, die sie verzehrte. Man wagte verschiedene Muthmaassungen über die Ursachen eines so tödtenden Grams. Bald schrieb man ihn den Gewissensbissen über den Tod der Königin von Schottland, bald jenen über die Hinrichtung des Grafen von Essex zu. In der That waren dieses zwey Flecken, die ihre sonst ruhmwürdige Regierung nicht wenig verdunkelten. Andere endlich waren der Meynung, daß Elisabeth bey aller ihrer Erfahrung und grossen Menschenkenntniß, gleichwohl die Undankbarkeit der Höflinge und die Unbeständigkeit des Volkes nicht genug in Betrachtung gezogen, und die Ungeduld, mit welcher man, wie ihr däuchte, einer neuen Regierung entgegensah, solchen Kummer verursachet habe. Man mag sich indessen noch so viele Mühe mit Vermuthungen geben; diese auch in ihrem Tode so ausserordentliche Frau selber, weit entfernt, je zu klagen, beschränkte sich bloß auf das eigensinnigste Stillschweigen, und sprach fast kein einziges Wort mehr. Gegen Ende zumal war ihr

äuſſeres Benehmen höchſt ſonderbar. Der Abbe Siri 1600.
ſagt: Die Königinn ſey ganz angekleidet und im Schmucke auf ihrem Bette geſeſſen, habe die Augen niedergeſchlagen, einen Finger an den Mund gelegt, und ſo ganz ruhig die gewöhnliche Muſick angehört, die ſie aufführen ließ. In einer ſolchen oder doch derſelben ſehr ähnlichen Stellung verſchied ſie am 3. Aprill 1602. vor Tages Anbruch.

Da ſie kein Teſtament, noch ſonſt irgend eine Verfügung machte, und ſie überhaupt davon nicht einmal wollte reden hören, ſo war dieſer Todesfall für die ganze Nazion um ſo viel wichtiger, und für diejenigen, welche am Steuer der Regierung ſaſſen, äuſſerſt gefährlich. Man hatte ſich jedoch auf dieſes groſſe Eräugniß hin vorbereitet; und als die Krankheit der Königinn keine Geneſung mehr hoffen ließ, hielten ſich die Miniſter, und einige Biſchöfe und Adeliche vom erſten Range, immer in der Nähe von Richemond auf, wo auch der Lordmajor von London beſtändig ab- und zugieng. Man ließ ſogar etliche Detaſchements von der Garde dahin kommen. Die erwähnten Perſonen nun ſahen, einer nach dem andern, die Königinn mit dem Tode ringen, ohne daß jedoch einer aus ihnen es gewagt hätte, ſich wegen der Nachfolge nur ein Wort verlauten zu laſſen. Auch iſt es höchſt vermuthlich, daß, ſeit ihrem angenommenen tiefen Schweigen, ſie darauf nichts mehr geantwortet hätte. Sie machten es alſo in mehrern Zuſammenkünften unter ſich ſelbſt aus, wer ſofort nach ihrem Hinſcheide zur Krone berufen werden, und wie ſolches geſchehen ſollte. Alle Rechte des Bluts ſprachen entſchieden zu Gunſten des Königes von Schottland, Jakobs VI. Der-

1600. sich auf Regierung und Staatsgeschäfte, worinn sie sonst so groß war, bezog, jezt einen unüberwindlichen Eckel empfand. „Wer hätte sich", sagt Silhon im III. Theile seines Staatsministers, „je vorstellen „können, daß eine solche Regierung und ein solches „Leben sich damit endigen würde, der Regierung „und des Lebens satt zu werden"? Bey Herannäherung des Winters von 1601. entzog sie sich dem Hofgetümmel, und ließ sich nach Richemont, einem von Heinrich VII. an der Themse, fünf Meilen von London erbauten, Schlosse bringen. Hier nahm ihre Krankheit zu, ohne daß sich jedoch andere Symptomen zeigten; es war immer und einzig jene schwarze Melancholie, die sie verzehrte. Man wagte verschiedene Muthmaassungen über die Ursachen eines so tödtenden Grams. Bald schrieb man ihn den Gewissensbissen über den Tod der Königin von Schottland, bald jenen über die Hinrichtung des Grafen von Essex zu. In der That waren dieses zwey Flecken, die ihre sonst ruhmwürdige Regierung nicht wenig verdunkelten. Andere endlich waren der Meynung, daß Elisabeth bey aller ihrer Erfahrung und grossen Menschenkenntniß, gleichwohl die Undankbarkeit der Höflinge und die Unbeständigkeit des Volkes nicht genug in Betrachtung gezogen, und die Ungeduld, mit welcher man, wie ihr däuchte, einer neuen Regierung entgegensah, solchen Kummer verursachet habe. Man mag sich indessen noch so viele Mühe mit Vermuthungen geben; diese auch in ihrem Tode so ausserordentliche Frau selber, weit entfernt, je zu klagen, beschränkte sich bloß auf das eigensinnigste Stillschweigen, und sprach fast kein einziges Wort mehr. Gegen Ende zumal war ihr

äuſſeres Benehmen höchſt ſonderbar. Der Abbe Siri 1600.
ſagt: Die Königinn ſey ganz angekleidet und im Schmucke auf ihrem Bette geſeſſen, habe die Augen niedergeſchlagen, einen Finger an den Mund gelegt, und ſo ganz ruhig die gewöhnliche Muſick angehört, die ſie aufführen ließ. In einer ſolchen oder doch derſelben ſehr ähnlichen Stellung verſchied ſie am 3. April 1602. vor Tages Anbruch.

Da ſie kein Teſtament, noch ſonſt irgend eine Verfügung machte, und ſie überhaupt davon nicht einmal wollte reden hören, ſo war dieſer Todesfall für die ganze Nazion um ſo viel wichtiger, und für diejenigen, welche am Steuer der Regierung ſaſſen, äuſſerſt gefährlich. Man hatte ſich jedoch auf dieſes groſſe Eräugniß hin vorbereitet; und als die Krankheit der Königinn keine Geneſung mehr hoffen ließ, hielten ſich die Miniſter, und einige Biſchöfe und Adeliche vom erſten Range, immer in der Nähe von Richemond auf, wo auch der Lordmajor von London beſtändig ab- und zugieng. Man ließ ſogar etliche Detaſchements von der Garde dahin kommen. Die erwähnten Perſonen nun ſahen, einer nach dem andern, die Königinn mit dem Tode ringen, ohne daß jedoch einer aus ihnen es gewagt hätte, ſich wegen der Nachfolge nur ein Wort verlauten zu laſſen. Auch iſt es höchſt vermuthlich, daß, ſeit ihrem angenommenen tiefen Schweigen, ſie darauf nichts mehr geantwortet hätte. Sie machten es alſo in mehrern Zuſammenkünften unter ſich ſelbſt aus, wer ſofort nach ihrem Hinſcheide zur Krone berufen werden, und wie ſolches geſchehen ſollte. Alle Rechte des Bluts ſprachen entſchieden zu Gunſten des Königes von Schottland, Jakobs VI. Der-

1600. selbe stellte auf doppelte Weise, von väterlicher und mütterlicher Seite, Heinrich VII. König von England, durch seine ältere Tochter Margaretha, vor.

Jakob VI. hatte zur Mutter die unglückliche Königinn Maria Stuart, eine Enkelinn der gedachten Margaretha, durch ihren ersten Gemahl Jakob IV. König von Schottland. Sein Vater, Heinrich Stuart, Lord von Arnley, nachher Herzog von Rothesai, und endlich durch seine Gemahlin König, war also durch seine Mutter, die einzige Tochter Archibalds Duglas, zweyten Gemahls der nämlichen Margarethe ebenfalls ein Enkel derselben. Dieser nahen und unstreitigen Blutsverwandtschaft ungeachtet, befürchtete man gleichwohl, daß der neue König etwa den Tod seiner Mutter rächen und die katholische Religion, der er anhieng, wieder einführen möchte. Allein es scheint, daß die Minister, noch bey Leben der Königinn Elisabeth, von dieser Seite ihre Maaßregeln genommen. Weit verlegener hingegen machte sie der Zweifel, ob Jakob VI. auch für die Engländer ein anständiger König seyn möchte? Schon von Alters her herrschte zwischen denselben und den Schottländern, die sich zu jeder Zeit haßten und verachteten, ein eingewurzelter Nazionalhaß. So mußte ein König von Schottland in England immer für einen Fremden angesehen werden; und dieses wäre ehemals schon hinreichend gewesen, ihn vom Throne um so viel mehr auszuschliessen, da es in England an grossen Familienhäusern nicht fehlt, die sich hätten hervorthun können; denn die Krone gehörte, wenn Margarethens Nachkommenschaft auf diese Weise wäre

ausgeschlossen worden, alsdann den Nachkommen 1600.
der Maria Tudor oder Tyders, der jüngern und zwoten Tochter Königs Heinrichs VII. Diese Prinzessin war, zwar nur auf wenige Monathe, die Gemahlinn Ludwigs XII. Königes von Frankreich. Nach ihrer Zurückkunft in England verheyrathete sie sich an Karl Brandon, Herzog von Suffolk, von welchem in verschiedenen Graden die Grafen von Northumberland, die Herzoge von Sommerset, die Grafen von Herfort, Stanley und Derby, lauter mächtige, eingeborene englische Familien abstammen. Auch war, wie es scheint, den Ansprachen dieser Herren, einzig die grosse Eile, womit die Minister zu Richemond zu Werke giengen, zuvorgekommen.

Elisabeth starb, wie gesagt, am frühen Morgen. Der Lordmajor eilte also unverzüglich nach London, wo die Bürger unbewafnet an ihre Posten gestellt wurden. Auch jene Herren reisten unmittelbar und noch am nämlichen Morgen nach der Stadt. Alsdann wurde, ohne das Parlament oder den Adel zusammen zu berufen, Jakob, König von Schottland, feyerlich zum Könige von England ausgerufen. Die Bürgerschaft von London figurierte dabey, als stellte sie die Kommunen des ganzen Königreiches vor. Das Volk jauchzte. Man schoß vom Tower Kanonen ab; und es zeigte sich nicht das geringste Murren oder Widerstand. Man hatte so gute Anstalten getroffen, und sich mit Schottland über gewisse Eilbotschaften so wohl einverstanden, daß der neue König in weniger als 60. Stunden zu Edinburg von seiner Thronerhebung Nachricht erhielt, obgleich beyde Hauptstädte

1600. 300. Meilen von einander entfernt sind, und man über Flüsse und Gebürge die Menge setzen muß. Jakob machte sich ohnverzüglich auf die Reise, und kam bald in London an, wo alles eben so prachtvoll als ruhig vor sich gieng.

Hume fängt seine Geschichte des Hauses Stuart mit der Versicherung an: Daß die Krone von England nie so ruhig von Vater auf Sohn gekommen sey, als dieselbe vom Hause Tudor auf jenes von Stuard fiel. Wirklich hatte es dabey weder Bedinguisse noch Kampf gebraucht. Eine so grosse Veränderung erfolgte äusserst einfach, als wäre es um die Antretung einer Privat-Erbschaft zu thun gewesen. Um zu verhindern, daß sich keine jener reizbaren Nazionen einen Vorzug vor der andern gebe, und ihnen jeden Vorwand dazu aus dem Wege zu räumen, legte sich Jakob VI. den Titel eines Königes von Großbrittanien bey. Der nämliche Schriftsteller, wenn er in seiner erwähnten Geschichte auf die Regierung der Königinn Elisabeth, auf die Besorgnisse mit denen man ihrem Tode und ihrem Nachfolger in der Regierung entgegen sah, und endlich auf den mächtigen und blühenden Zustand zu sprechen kömmt, in welchen jene Königinn ihre Staaten erhoben hat, setzt hinzu: Daß sich ihr Nachfolger, als er den Brittischen Thron bestieg, in dem Besitze aller dieser Vortheile, nur des einzigen nicht, gesehen habe: Sich einen Namen zu machen, der dem berühmten Namen der grossen Frau gleichgekommen wäre, deren Stelle er einnehmen sollte. Und in der That, so weit hat es derselbe auch während einer drey und zwanzigjährigen Regierung niemals bringen können. Er war ein sehr guter

und friedfertiger Fürst. Die Unglücksfälle und Gefahren, die er in Schottland erfuhr, wo er während seiner Jugend nichts anders als Verwirrung, Mord, kurz lauter tragische Auftritte gesehen hatte, ließen allzu lebhafte Eindrücke des Schrecken in ihm zurücke. Die Jagd war sein größtes Vergnügen; vor Staatsgeschäften hatte er Enkel, und überließ dieselben zweyen oder dreyen Günstlingen, welchen es nicht an Herrschsucht aber desto mehr an Erfahrung gebrach. Hingegen besaß Jakob allerley gelehrte Kenntnisse; aber nur solche, mit welchen Könige und Fürsten, so grosse Liebhaber der Lektur und der Wissenschaften sie immer seyn mögen, sich sonst selten abzugeben pflegen. Hauptsächlich war er ein Theologe, und nahm an allen Kontroversen Antheil; auch fehlte es ihm, um hierinn stark zu werden, an guter Gelegenheit nicht. Die Religionsdrangsalen des sechszehnten Jahrhunderts hatten sich auch über seine Königreiche verbreitet. Die vorgebliche Reformation nahm darinn zwey sich ganz entgegengesetzte Gestalten an. Die Schotten waren übertriebene Puritaner; die Engländer hinwieder hiengen dem bischöflichen Systeme an. Der König, mit dem spekulativen und theoretischen Theile seiner Lieblingswissenschaft zufrieden, wollte sich indessen die Mühe nicht geben, zwischen die erbitterten Partheyen mit schicklichen Entscheidungen einzutretten, und ließ alle derley Dinge ungefehr auf dem Fusse, auf welchem er sie gefunden hatte. Nicht viel besser machte er es mit Staats- und auswärtigen Anliegenheiten, worinn er wenig unternehmenden Geist zeigte. Mit diesem Charackter wurden sehr bald nicht nur die Engländer, sondern überhaupt ganz 1600.

1600. Europa bekannt. Die Franzosen fanden sein Betragen äusserst pedantisch; und man sagt, Heinrich IV. habe ihn oft nur Meister Jakob genannt.

Durch den Tod der Königinn Elisabeth hatten die Holländer eine mächtige Stütze verloren. Sie durften sich nicht schmeicheln, einen eben so wichtigen Beschützer an ihrem Nachfolger zu finden. Als von allen europäischen Mächten Botschafter nach England abgeschickt wurden, dem neuen Monarchen zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, ließen jene auch ihrerseits eine zahlreiche Gesandtschaft abgehn. Sie wurden bey dem Verhör sehr wohl empfangen; aber gleichwohl gab ihr der König zu verstehen, daß er als ein Liebhaber der Ruhe die ganze Welt im Frieden zu sehen wünschte; und ermahnte sie daher nachdrücklich, ihren so langwierigen Händeln einmal ein Ende zu machen. Auf ihre Vorschläge wegen Erneuerung der Allianz und andere ähnliche Eröfnungen, antwortete er nur zweydeutig, und ohne ihr das geringste zuzusichern. Eine so höfliche, aber dabey so wenig entscheidende Aufnahme machte auf mehrere Glieder der Staaten Eindruck. Ausser diesem aber bewirkten noch andere Umstände eine Veränderung in der Denkart derselben. Es fiengen nämlich einige an, über die weitaussehenden Entwürfe des Prinzen Moriz, und über den Despotismus, den er bey der Armee und überhaupt in seinen Handlungen blicken ließ, Verdacht zu schöpfen. Als eines Vorwandes hiezu bediente man sich des Feldzuges von Nieuport, welcher so viel gekostet und sich mit so wenigem Nutzen geendet hatte. Die mit dem ungeheuern Gewinn, den ihnen der Handel abwarf, nicht mehr zufriedenen Großhändler, und

zumal diejenigen, welche in der Handlungskompagnie interessiert waren, wurden hiernächst über den starken Aufwand und über die Gefahren mißvergnügt, welche ihnen der Krieg auf ihren Reisen so wie zu Hause verursachte. Unter alle diese besondern und hundert andere Gründe von der Art verbarg sich indessen der allgemeine Hauptgrund, welcher darinne bestuhnd, daß Leuthe, welche bey der Entstehung dieser Unruhen noch nicht gelebt hatten, und sich wenig auf das Kriegshandwerk verstuhnden, des ewigen Lerms schon lange müde geworden. Dieser Umstand gab der Menge von Friedensentwürfen, Gutachten, allerley Flugblättern, und zum Theil wirklichen Schmähschriften das Daseyn, welche, natürlich ohne Namen ihrer Verfasser, in den J. 1605. und 1606. in Umlauf gebracht wurden. Aus der Menge derselben läßt sich indessen eben schliessen, daß man an mehr als nur an einem Orte an den Frieden gedacht habe. Von einer andern Seite fehlte es auch nicht an solchen Produkten, die dahin zweckten, das Publikum mißtrauisch zu machen. In diesen stellte man alle Schritte und Vorkehrungen zur Beendigung des Krieges als Wirkungen spanischer Argliſt und Betruges vor. Da hieß es z. B. daß die Verheyrathung und Einsetzung der Erzherzoge, von denen man übrigens in den ehrerbietigsten Ausdrücken sprach, weiter nichts als eine Erneuerung der Kunstgriffe des ehemaligen spanischen Hofes sey, um nach Verlauf von einigen Jahren sich der Niederlande wieder zu bemeistern; daß man, wenn es je der Wille des Königes Philipps II. gewesen, diese Provinzen zu beruhigen, und wenn er im Ernst darauf gedacht hätte, dieselben zu rechter Zeit und 1606.

1600. gehörigen Ortes an die Infantinn abzutretten, ein solcher offener Schritt vielleicht wohl von erwünschten Folgen hätte seyn dürfen; daß er aber, um sich mehr gedachter Provinzen einst wieder mit Gewalt zu bemächtigen, nach so vielem Aufwande von Kräften und Schätzen bloß ausruhen wollte, und deswegen sein Vorhaben erst alsdann zur Ausführung gebracht habe, nachdem die Prinzessin bereits ihre 33. Jahre, also ein, zumal für Spanien, sehr vorgerücktes Alter erreicht, und sich dabey zu gleicher Zeit auf den Fall, wenn sie ohne Kinder sterben würde, das Recht vorbehielt, die ganze Abtrettungsakte wieder umstossen zu können; daß folglich der spanische Hof nichts anders beabsichte, als die Niederlande gleichsam zu einer Hinterlage zu machen, mit welcher sich die Erzherzoge einstweilig friedlich setzen sollten, um dieselbe sodann mit Einem Streiche wieder an die spanische Monarchie zu knüpfen. Hierüber gaben ebenfalls so manche fliegende Blätter, deren Verfassern man theils durch die Finger, und die man anderntheils denn doch vielleicht gerne in Umlauf gebracht sah, hinlänglichen Stoff zum Nachdenken und vielem Gerede. Indessen wurde im folgenden Jahre, wie man sogleich sehen wird, der Frieden nichts desto minder, aber mit vieler Vorsicht eingeleitet.

Von dem Augenblick ihrer Ankunft, thaten die Erzherzoge alles mögliche dieß zu erzielen, und suchten an mehrern Orten die dießfälligen Unterhandlungen einzuleiten; aber immer vergebens. Das Mißtrauen war auf Seite der Feinde so stark, daß man während der ganzen Negoziazion, auch noch beym Schlusse, ja noch späther, die deutlichsten Merkmale davon

sah. Die Personen ihrer Hoheiten wurden freylich 1600.
in den gehorsamen Provinzen ungemein verehrt, beynahe angebetet, und in den Vereinigten Provinzen ebenfalls sehr hoch geschäzt. Nur die Spanier konnte man nicht dulden; das bittere Andenken an sie, und der einmal auf sie geworfene Haß, war unauslöschlich. Zum Unglück geben dieselben sich noch zur Unzeit ein gewaltiges Ansehn. Don Balthasar von Zuniga, der jezt aus Spanien kam, bekleidete bey den Erzherzogen die Stelle eines Gesandten von dieser Krone, handelte aber nicht selten als erster Minister in den Niederlanden. So machten es auch seine Nachfolger; und schon darum waren die Haziendo, Visitá u. s. f. lauter verwünschte Namen. Es konnte nichts ausgeführt werden, ohne vorher Spanien zurathgezogen zu haben; und von allem, was geschah, mußte dorthin Rechenschaft abgelegt werden. Gleich im Anfange der langwierigen Ständeversammlung in Brüssel trug sich's zu, daß in einer Depesche des Königes die Niederländischen Stände, wahrscheinlich bloß aus Versehen eines Sekretairs, unsre Stände genannt waren. Sogleich fragte ein Deputierter: Wer ist denn hier Herr? Ist's der König von Spanien, oder sind es die Erzherzoge? Wem hat man zu gehorchen? Ohne weiteres wurde zwar dieses Zwischenereignis beygelegt; es ließ aber darum keinen bessern Eindruck zurück. Der Kardinal Bentivoglio sagt in seinen Relazioni di Fiandra: Die Infantin Isabella wäre, ungeachtet sie in Spanien geboren war, in den Niederlanden weit mehr geliebt gewesen als der Erzherzog, und sucht die Ursache dazu in dem Hofstone Philipps II. bey welchem der Prinz zu

1600. gleich mit seinem Bruder Ernest aufwuchs, und wo sich beyde jene trockenen und strengen Manieren angewöhnt hatten.

Seltsam ist es, daß, wie man in der Folge sehen wird, das Wenige was der Erzherzog an seine Flandersche Minister, während der Zeit, da an dem Waffenstillstand in Holland gearbeitet wurde, zu schreiben hatte, ganz kurz, und im gedrängtesten Spanisch abgefaßt ist, und daß die weitläufigen Depeschen und Relationen der Herren Richardot, Verreycken und des P. Neyen, welche sie unmittelbar an ihn schrieben, ebenfalls in dieser Sprache seyn mußten; das denn unsägliche Uebersetzungsarbeit erfoderte. Nun der Gebrauch dieser Sprache sowohl, als mehrere andre kleinliche spanische Manieren, trugen noch immer den fatalen Geruch von dieser verhaßten Herrschaft, und gaben dem Mißtrauen der Holländer eine solche Nahrung, daß dasselbe unheilbar blieb.

Uebrigens wünschten die Erzherzoge nichts sehnlicher, als dieses lästigen Krieges einmal loszuwerden, sowohl aus angebohrener Gutmüthigkeit, als um der unausgesetzten Vorstellungen ihrer Unterthanen willen, und um sich einer so drückenden Abhänglichkeit zu entwinden, die ihnen dadurch auferleget war. Der König Philipp III. hatte seinen uneingeschränkten Beystand verheissen, und hielt wirklich sein Versprechen mit königlichem Aufwande. Auch der Herzog von Lerma, sein erster Minister, wandte alle seine Aufmerksamkeit darauf; allein die Monarchie gieng schon stark ihrem Verfall entgegen, und die Regierung fieng an schwach zu werden. Die Befehle des Königes und des Ministers hatten so viele Hände

zu durchlaufen, giengen so langsam, und es mußten 1600.
dabey so mannigfaltige Rücksichten genommen werden, daß sie nur erst spath, und immer unvollkommen befolgt wurden.

Simon Contarini, der Venetianische Gesandte am Hofe zu Madrid, gab, nach der beständigen Uebung seiner Repnblick, dem Senate nach seiner Zurückkunft im J. 1605. eine umständliche Beschreibung von dem spanischen Hofe. In Rücksicht auf die Niederlande und das spanische Ministerium von jener Zeit sagt er darinne: Man sehe den Niederländischen Krieg in Spanien als etwas ewigfortgehendes an; derselbe erschöpfe die Schätze, die Mannschaft und alle Kräfte der Monarchie. Der Herzog von Lerma hätte geglaubt, des Erzherzogs durch seine Versetzung in die Niederlande loszuwerden; allein so koste er Spanien noch viel mehr. Der König scheine nur 30,000. Mann Truppen bezahlen zu müssen; bezahle aber wirklich doppelt so viel. Die Spanier sähen also nichts Gutes bevor, gäben ihr Geld nur sehr spathe und wenn die höchste Noth vorhanden sey, und setzten den Krieg bloß fort, um nicht auch Indien preiszugeben. — Noch muß ich von dieser Venezianischen Gewohnheit, sich solche Relationen geben zu lassen, bemerken, daß dieselbe bis auf den heutigen Tag immerfort genau beobachtet wird. Sobald ein Nobile zu einer Ambassade ernennet ist, so werden vier bis sechs junge Edelleuthe vom Senate gewählt, oder doch bestätigt, die ihn begleiten müssen. Diese machen sodann seinen kleinen Hofstaat aus, haben überall den Zutritt mit ihm, verschaffen sich mit einigem Aufwand an den Höfen und in den Hauptstädten Bekanntschaf-

1600. ten, und bemühen sich, von allem Kunde zu erwerben. Was sie dann in Erfahrung bringen, sind sie gehalten, in Schrift zu verfassen, und dem Gesandten zu übergeben, der diese Aufsäze untersucht, ausbessert, mit seinen Bemerkungen begleitet, und in einen summarischen Bericht zusammenfaßt, aus welchem dann zu Ende der Ambassade eine ungemein richtige Beschreibung solcher Höfe entsteht. Nachdem er nun zu Hause dem Senat Rechenschaft von seinen Verrichtungen abgeleget hat, so übergiebt er demselben zugleich diesen Aufsatz, der sodann in den Archiven aufbewahrt wird; und so oft in der Folge ein neuer Gesandter an jenen Staat abgeordnet wird, so erhält er eine Abschrift von der Relation seines Vorfahren, welche ihm sogleich die nöthige Kenntniß von dem Leztgeschehenen verschaft. A. Wicqefort rühmt diese Gewohnheit in seinem l'Ambassadeur & ses fonctions, als etwas fürtreffliches, und sagt, dieselbe wäre ehemals auch anderwerts beobachtet worden; die Venetianer allein aber hätten sie beständig fortgesetzt; und in der That hat solche, neben ihrem hauptsächlichen Nutzen, auch den beyläufigen Vortheil, daß sie jungen Leuthen zu einer lehrreichen Uebung dient, wodurch sich dieselben in Führung der Geschäfte, in Behandlung geheimer Dinge, und in Ausfertigung von Depeschen, alle nöthige Geschicklichkeit erwerben können.

Dieselbe Vergünstigung, welche mir den Zutritt zu mehrern authentischen Schriften, die in Brüssel verwahrt werden, zum Behuf dieses Werkes verschafte, überließ mir auch zween starke Bände, worin sich ebenfalls, neben andern Schriften, 18. bis 20. solcher Relationen von verschiedenen Venetianischen

Ge-

Gesandten befinden, die zu verschiedenen Zeiten in 1605.
Konstantinopel, Rom, Frankreich, Spanien, England, Pohlen u. s. f. an solchen Posten stuhnden. Von allen diesen, die ich mit aller erfoderlichen Musse lesen konnte, schien mir die von Simon Contarini vom J. 1605. die genaueste, und, in gedrängter Kürze, zugleich die darstellendste zu seyn. Sie enthält eine äusserst umständliche Beschreibung des spanischen Hofes unter Philipp III. Dieser Monarch, die Königin, das Königliche Haus, der Herzog von Lerma, alle Staatsminister, sogar andre Hofleuthe, Gouverneurs, Kron-Offiziere, sodann die spanischen Departementer und Tribunalien, der Finanzzustand, nebst allen innern und äussern Angelegenheiten, werden darin mit einem Meisterpinsel eben so kräftig als kurz geschildert. Es ist wirklich ein durchaus nach dem Leben gezeichnetes Gemählde. — Alle diese Relationen sind in französischer Sprache, von derselben Hand kopiert, und, wie es dabey heißt, aus dem Spanischen übersetzt. Natürlich mußten sie es schon vorher aus dem Italiänischen seyn, da die Welschen und die Venetianer insbesondre, sich in ihren Geschäftssachen keiner andern Sprache bedienen. Es wäre merkwürdig zu wissen, wie diese gedoppelte Uebersetzung, die seit langer Zeit schon in Brüssel liegt, entstanden ist. Das Wahrscheinlichste scheint mir folgendes zu seyn: Don Alonzo von Cueva, Marquis von Bedmar, war damals spanischer Gesandter an die Republick Venedig. Die ganze Zeit über arbeitete er immer gegen dieselbe, da sie eben mit Spanien in Zerwürfniß lag, und spahrte dabey keinerley Art von Mitteln, ihre Geheimnisse auszuspähn und ihre

1608. Staatsdiener zu bestechen. Auch sagen die Venetianer, sie hätten nie keinen gefährlichern fremden Minister bey ihnen gehabt. Mit dem Vice-König von Neapel und dem Gouverneur von Mailand hatte er eine Art von Komplot gemacht, welches auf nichts geringeres abzielte, als die Republik übern Haufen zu werfen. Zum Glück wurde dieß Unternehmen kurz vor der Ausführung offenbar, und der Marquis von Bedmar mußte, um der Volkswuth zu entgehn, sich durch eilende Flucht retten. Im J. 1622. kam derselbe in die Niederlande, und verwaltete hier die Stelle, welche bisdahin Don Balthasar von Zuniga bekleidet hatte; wußte sich bey der Infantin, die damals Wittwe war, in grossen Credit zu setzen, und erlangte auf ihre Empfehlung hin den Kardinalshut. Sehr vermuthlich war es also Bedmar, der diese Papiere von Venedig mitbrachte, und sie für Spanien übersetzen ließ; die Abschriften hingegen, die er zu seinem Gebrauche nahm, wären in Brüssel geblieben.

Nach dem Feldzuge von Nieuport und der Einnahme von Ostende fielen wenig so beträchtliche Kriegsoperationen mehr vor. Democh setzten der Prinz Moriz und der Marquis Spinola den Krieg zu Wasser und zu Lande gegen einander fort. Endlich gewann der erstre Sluis in Flandern im J. 1604. wo er den spanischen Sukkurs zurücktrieb, und einige Schiffe zugrundrichtete. Don Ambrosio Spinola rächete sich dafür in Ober-Yssel und am Niederrhein, und nahm daselbst Swol, Lochem und einige andre Plätze weg. Die lezten fünf oder sechs Jahre vor dem Waffenstillstande giengen in mehrern Vorfällen vorüber, wo der Vortheil sich

bald auf dieſe, bald auf jene Seite neigte. Schon 1600.
jezt ſprach man laut von einem nahen Frieden; und ſobald man anfieng, ernſtlich daran zu arbeiten, kamen jene Vorfälle darüber in Vergeſſenheit.

Spanien und England hätten ſchon mehrere Friedensunterhandlungen gegen einander geöffnet, die aber alle fruchtlos abliefen. Schon oben war die Rede von einem Kongreße zu Burburg im J. 1588. der aber eben ſo ſchnell auseinander gieng, als er zuſammengekommen war. Ein andrer von derſelben Art wurde im May 1600. noch beym Leben der Königin Eliſabeth zu Boulogne, gewöhnlich Boulogne für Mer genannt, einer franzöſiſchen Gränzſtadt, nicht weit von Calais gehalten. Ich habe ſeiner bey jenem Jahre nicht gedacht, weil er ſich eben ſo eilig und eben ſo fruchtlos wie der vorige zerſchlug. Dennoch hatte derſelbe ſich mit einem Hoffnungsvollern Anſchein eröfnet als der Burburgiſche. Schon bey der Bekomplimentierung Ihrer Hoheiten in den Niederlanden ſuchte der Erzherzog es darauf anzulegen, daß eine dießfällige Unterhandlung auch von Seite Englands gelingen ſollte, und ſandte zu dem Ende bald nachher den Audienzier Verreycken wirklich nach London ab. Als ſich nun Spanien die Stadt Boulogne zum Zuſammenkunftsort wählte, ſo begaben ſich von dieſer Krone wegen Don Balthaſar von Zuniga, Don Hernando Cariglio, der Präſident Richardot und der Audienzier Verreycken dahin. Von England waren die Herren Nevil, Herbert, Beale und der Staatsſekretär Edmonts anweſend. Indeſſen hatte man, wie es ſcheint, hier, ſo wie vordem zu Burburg, entweder ebenfalls eher die Abſicht, alles wieder abzubrechen, als

1600. die Unterhandlungen anzufangen; aber dann benahm man ſich ſonſt ganz verkehrt dabey. Eines der wichtigſten Präliminarien, das Ceremoniel nämlich, nach welchem ſich die Geſandten das erſtemal ſehen ſollten, war nicht einmal vorläufig verabredet worden; und ſo geſchah es dann, daß ſie von allem aus eine Menge Botſchafter aneinander ergehen lieſſen, ſich wechſelſeitig ihre Ankunft zu melden, keiner aber der erſte ſeyn wollte das Bewillkommungskompliment abzulegen. Dieß war aber nicht der einzige Zwiſt, ſondern jede Parthey beſtund überhaupt auf dem Vorrang ihrer Krone. Keine wollte der andern die rechte Hand, noch den Vortritt ins Zimmer, noch den erſten Sitz abtretten; und eben ſo wenig wollte man ſich darüber weder zu einer gänzlichen Gleichheit, noch zur Entſcheidung durch das Loos, noch zur Abwechſelung verſtehen. Mit dieſem Spiele giengen mehr als zween Monathe hin; es wurden heftige Schriften darüber gewechſelt, und endlich die Geſandten zu beyden Seiten von Boulogne zurückberufen, ohne daß nur eine einzige Konferenz gehalten wurde.

Endlich im J. 1604. fand ſich der König Jakob I. ſo geneigt zum Frieden, daß er mit weit beſſern Ausſichten zu einem neuen Kongreſſe Hand bot. Man fand gut in London ſelbſt zuſammenzutretten, wohin die Spanier ſich verfügen, und, als Gäſte, von den Engländern mit dem vollkommenſten Vorrang beehrt werden ſollten. Spanien ernannte zu ſeinem Botſchafter Don Juan Fernandez von Velaſco, Herzog von Frias, Graf von Haro und Connetable von Caſtilien; denſelben, der ſich in Rom und Ferrara durch ſeinen Stolz und ſeine unzeitigen Fo-

berungen so berüchtigt gemacht, und von welchem 1600.
wir bey Anlaß der Vermählung der Erzherzoge in Ferrara zu reden hatten. Ungeachtet jezt einige Jahre seit seinen damaligen Abentheuern verflossen waren, so blieb sein Stolz sich immer gleich. Er fand nämlich diese Gesandtschaft unter seiner Würde, und übertrug sie daher Don Juan von Taxis, Grafen von Villa Mediana, und dem Mayländischen Rathe Alexander Roviga, welche in seinem Namen zu London handelten, während dem er unter dem Vorwande einer Krankheit sich zu Bergen St. Winnoc in Flandern aufhielt. Jedoch kam er am Ende des Kongresses auch noch in England hinüber, und wohnte einer oder zween der letzten Sitzungen bey, redete aber kein Wort zu den Sachen. Der Frieden wurde anfangs sogar ohne ihn unterzeichnet, und erst acht Tage hernach im Namen seines Königes von ihm bestätigt und unterschrieben. Von Seiten der Erzherzoge waren der Graf von Arenberg, und die obgenannten Richardot und Verreycken anwesend. Die Englischen Deputierten waren die Grafen von Dorseth, von Nottingham, von Denschire und Northamton, die Vicomten von Essinham und Cambury, und der Staatssekretär Cezil von Esenden.

Die erste Konferenz wurde den 1. May 1604. gehalten, und die Unterhandlung gieng sehr gut von statten, da nun kein Zeremoniel mehr in den Weg kam, und von keinen Restitutionen die Rede war. Der vorhabende Friedensvertrag schien mehr ein Kommerztraktat zwischen beyden Nationen zu seyn, und wurde zu London den 28. August desselben Jahrs 1604. unterzeichnet. Er besteht aus 36. Artikeln. Im

1600. erste versichert einen ewigen Frieden zwischen dem Könige von Spanien, den Erzherzogen von Oesterreich, und den Herzogen von Burgund auf der einen, und dem Könige von Großbritanien auf der andern Seite. Die übrigen Punkte betreffen, wie schon bemerkt ist, meist das Kommerzwesen. Man hatte alles Mögliche versucht den König Jakob dahin zu bringen, daß er gänzlich von den Holländern abstehen, und der Krone Spanien oder den Erzherzogen die Städte Flissingen, Brille, Rammekens u. s. f. zurückgeben möchte, die in seiner Verwahrung lagen, wo er seine Garnison hatte, und wofür man ihm sogar die von der Königin Elisabeth darauf vorgeschossenen Summen zurückbezahlen wollte. Allein nach dem 7. Artikel erklärt er sich: Daß der mit der gedachten Königin errichtete Traktat ihn nerbinde, jene Städte nur denjenigen zurückzugeben, welche seiner Zeit ihm solche zur Obhut anvertraut hätten, und daß er sich die Freyheit vorbehalte, dießfalls einen neuen Contrakt zu schliessen, oder den Termin zu verlängern, mittlerweile aber sein Möglichstes thun wolle, die Holländer zu einem Frieden mit den Erzherzogen zu bereden. Andre Artikel setzen fest, daß beyde kontrahierende Theile gewissen andern Kontrakten mit andern Mächten entsagen; daß keine den Feinden oder Rebellen der andern beystehen, und, heißt es besonders, die englischen Garnisonen der deponirten Städte, die Feinde Spaniens und der Erzherzoge mit keiner Munition unterstützen sollen.

Dieser Friede wurde zu London, Madrid und Brüssel mit grossen Freudenbezeugungen gefeyert; und man schickte wechselseitig Botschafter an ein-

ander ab. Da indessen dasselbe in Ansehung der 1608
Holländer mehr nicht als Neutralität zu enthalten
schien, und sich diese jezt von England durchaus
verlassen sahen, erweckte solches bey ihnen ein ern-
stes Nachdenken, wodurch sie etwas biegsamer wurden.

So kommen wir endlich auf den letzten Akt des
langen fürchterlichen Trauerspiels, welches den Schau-
platz der Niederlande und ihrer benachbarten Staa-
ten mehr als 40. Jahre hindurch mit Blut befleckt
hatte. Dieser sollte nun so viele Wunden schliessen,
und über die verwüsteten Gegenden endlich wieder
Frieden bringen; zu dem Ende aber mußten noch
mancherley Auftritte vorgehen, ehe der grosse Knot-
ten sich löste.

Alle diejenigen, welche über die Niederländischen
Unruhen geschrieben, und ihre Ende erlebt haben,
geben auch Nachricht von jenen endlichen Friedens-
Unterhandlungen, und dem darauf erfolgten Waffen-
stillstande im J. 1609. Alle Nachrichten kommen
darinn überein, wie viele Schwierigkeiten und Mis-
helligkeiten sich diesen Unterhandlungen, zwey volle Jah-
re durch, in immer grösserer Anzahl entgegengestellt,
und wie äusserst schwürig es war, auch nur die er-
ste Eröfnung einzuleiten, da man auf jeden Vorschlag
und jeden Schritt immer neuen Verdacht zu legen
wußte. Man hat oben gesehen, wie manche vergeb-
liche Versuche selbst vor dem Tode Philipps II.
zu verschiedenen Zeiten gemacht wurden, die man
jezt alle wieder erneuerte. Die Holländer zumal
wollten noch immer sehr gesucht seyn, ohne zu be-
denken, wie sie damit ihre Verbündeten vor den Kopf
stiessen, die sich doch mehrmals so aufrichtig für sie
verwendet hatten. Bey allen Schriftstellern, welche

1608 sich diesem Gegenstand handelt, findet sich kein anderer Unterschied, als in der Menge der Anekdoten und Umstände, die sie darüber anführen.

Um diese Zeit kam Gui Bentivoglio als Nunzius in die Niederlande; er bekleidete nachher dieselbe Stelle in Frankreich, wo ihn Pabst Paul V. im J. 1621. zum Cardinal ernannte. Nach venetianischer Gewohnheit entwarf er während seinen Nunziaturen sehr bestimmte Relationen von allen behandelten Geschäften, welche er sodann dem Cardinal Borgheſe, dem Neffen des regierenden Pabsts, einsandte. Dieselben wurden lange bloß als merkwürdige Handschriften herumgeboten; gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts aber auch durch den Druck bekannt. Seine Nachrichten den Stillstand betreffend, von dem hier die Rede ist, hat er in zwey Bücher abgetheilt; ihr Titel ist: Relazione del Trattato della Tregua di Fiandra. Von der ersten Eröffnung dieser Unterhandlung redet er zwar nur beyläufig, denn dieselbe war schon geschehen als er im August 1607. nach Brüssel kam; von dem Traktat selbst aber, an welchem man jezt arbeitete, spricht er mit genauer Kenntniß der Sachen und aller Umstände. Er war schon vorher wohl davon unterrichtet, und genoß das Zutrauen der Erzherzoge; mit welchen er ehedem in Briefwechsel stuhnd. Man fühlte, sagt er, in Spanien die Unmöglichkeit, länger eine solche Last von Ausgaben zu tragen; denn dieselben stiegen bereits monathlich auf hunderttausend Thaler; man faßte also mit dem Erzherzog und auf sein eigenes Ansuchen hin den Schluß, daß kein ander Mittel mehr übrig bleibe als der Frieden, und daß man den nun auf allen möglichen Wegen suchen müsse.

Das war also die grosse geheime Triebfeder von 1600.
alle den Bemühungen, welche man um diese Zeit in Bewegung setzte.

Emanuel von Meteren, der von dem was in Holland wenigstens dem äussern Scheine nach vorfiel, sehr wohl unterrichtet war, erzählt: Im May 1666. wäre Walrave von Wittenhorst, Freyherr von Horst und Landdrost von Vessel, mit Aufträgen von den Erzherzogen nach dem Haag gekommen, mit welchen er sich an einige friedlichgesinnte Personen in Holland zu wenden angewiesen war; diese aber hätten ihm gerathen, damit nicht hervorzutreten, weil der Versuch während der Abwesenheit des Prinzen Moritz und einiger der vornehmsten Deputierten, die sich bey der Armee befanden, doch vergeblich seyn würde. Er gieng also für dießmal im Stillen wieder ab; und damit seine Absicht verborgen bliebe, sprengte man aus, er wäre mit Aufträgen des Kayfers da gewesen. Wittenhorst kam dann im Dezember, mit einem andern Namens Gevaerts, Sekretair von Thurnhut, wieder. Jetzt eröffneten sie zuerst einigen wenigen Personen in geheim, wie sie von den Erzherzogen den Auftrag hätten, die Provinzen zu versichern, daß jene nichts mehr wünschten, als ihnen den Frieden zu schenken; und wenn die Stände in ähnlichen Gesinnungen stühnden, und ebenfalls zum Frieden oder einem langen Waffenstillstand geneigt wären, so möchten sie nun selbst sagen, was sie sich für Freyheiten und Vortheile wünschten; man sey gesonnen ihnen in allem, was billig wäre, zu willfahren, und in diesem Fall sollte es ihnen freystehen, Zeit und Ort auszumachen, wo man, wie sie es zuträglich fänden, öffentlich oder in geheim die Konferenzen vornehmen könnte. Wittenhorsts In-

1608. ſanktion war vom 6. May datiert, daß er das erſtemal in den Haag käme, und ein zweyter Brief des Herzogs vom 12. Dezember beſtätigte ihm den Auftrag.

Man ſprach ſich von der Sache nur noch in die Ohren; die Perſonen, welche an der Regierung ſtanden, erhielten einer nach dem andern durch ihre Freunde Kunde davon, ohne daß etwas ins Publikum kam, oder an das Korps der Generalſtaaten gelangte. Gevaertes gieng nach Brüſſel, und brachte von da ein Creditiv zurück, welches für ihn und Witzenhorſt abgefaßt war, um den Staaten bey ihrer erſten Verſammlung nähere Anzeigen von ihren Aufträgen zu machen. Dieß neueſte Schreiben war vom 3. Januar datiert, und langte den 9. an, worauf die Geſandten ſogleich um Audienz baten, und eine Unterredung mit dem Prinzen Moriz hielten. Wirklich gelangten ſie den 13. Januar 1607. vor der allgemeinen Verſammlung zum Verhör, und eröfneten da ihr Geſchäft. Die Staaten berathſchlagten ſich lange und in mehreren Sitzungen darüber, und ertheilten endlich unter dem 27. Januar ihre Antwort. In derſelben reden ſie überhaupt ſehr weitläufig von den Urſachen des Kriegs, den die Erzherzoge immer noch zur Gültigmachung ihrer Anſprüche auf die Provinzen fortſetzten, da jene doch aufgehoben wären, nachdem ſich dieſe durch eine rechtmäſſige Vereinigung frey gemacht hätten. Wenn ob ſie (fuhren ſie fort) die Erzherzoge beharrlich auf dieſen Anſprüchen beſtünden, ſo wären die Staaten befugt, den Krieg mit aller Macht fortzuſetzen, um das wieder zu erlangen, was der Union zugehörte, und was man ihr nun mit Gewalt oder Liſt entriſſe

sen hätte. Diese schwankende, unbestimmte, beynahe abschlägige Antwort, gab indessen genugsam zu erkennen, auf welchen Hauptpunkt hinaus man bey dem Traktat ziele. In Privatunterredungen und andern Aeusserungen über diese Erklärung nahm man zum Grundsatz an, die Vereinigten Provinzen müßten erst, ehe man sich in einen Vergleich einlassen könnte, für einen freyen, unabhängigen, souveränen Staat anerkannt seyn, an welchen niemand kein Recht mehr zu fodern hätte. Nun aber kam es die Erzherzoge sauer an, dieses Opfer zu bringen; und eben so schwer wurde es ihnen, den König von Spanien dahin zu bereden. Dennoch mußten sie sich, durch die Umstände und Lage der Sachen genöthigt, wiewohl erst nur in geheim, dazu bequemen. Das allgemeine Urtheil aber war, Wittenhorsts Vorhaben würde eben so fruchtlos, als so viele vorhergehende ablaufen, weil seine Anträge und derselben Beantwortung so sehr weit auseinander giengen. Nicht die geringste Hofnung bauete man darauf, und sprach nicht einmal mehr davon, während dem wirklich schon an dem Plane gearbeitet wurde, und nur auch andre Personen Hand dazu boten. 1600.

Wie schon oben bemerkt ist, hielt man seiner Zeit den im J. 1598 geschlossenen Frieden von Vervins, für ein Werk dreyer Franziskaner-Mönche. Auch war dieß wohl zu begreifen, da die Unterhandlung zwischen zween katholischen Fürsten geschah, und die Vermittelung des Pabstes grossen Einfluß darauf hatte. Allein hier wo zwey Religionspartheyen in solcher Hitze gegeneinander stuhnden, wo es so viele Mühe gekostet hatte nur die allerersten Schritte zu einer Unterhandlung anzubahnen, würde man

1600. wohl kaum auf die Vermuthung gerathen, daß abermals ein Mönch desselben Ordens es gewesen seyn sollte, der das Geschäft anzettelte, und so zu sagen das Eis brach. Derselbe hieß Johann Neyen, und war der Sohn eines Bürgers aus Antwerpen, der in Spanien studiert, und Zutritt am dortigen Hofe erlangt hatte, auch, nachdem er alle Grade seines Ordens durchlossen, endlich zu der Würde eines General-Kommissars desselben in den Niederlanden gelangte. Letztres war der gewöhnliche Titel den man ihm gab, und dessen er sich bediente. Ein gewisser Schriftsteller nennt ihn zwar als Beichtvater des Erzherzogs, da er dieses Amt doch höchstens bey der Infantin mochte bekleidet haben. Doch kann auch dieß nicht gründlich versichert werden; denn der Erzherzog hatte einen spanischen Dominikaner zu seinem Beichtvater, der bey dieser Unterhandlung ebenfalls gebraucht wurde, und auf Alberts Befehl in der Sache eine Reise nach Spanien machen mußte, wie wir solches unten hören werden. Pater Neyen hatte übrigens den Ruhm eines verständigen, vielwissenden Mannes; er sprach und schrieb mehrere Sprachen, schien ein offener aufrichtiger Mann zu seyn, und war dabey sehr angenehm in seinem Umgange: E percio grato in camera, non meno ch'in pulpito, sagt Bentivoglio von ihm. Bey den Erzherzogen war er sehr wohl gelitten, und hatte ebenfalls noch viele Gönner in Spanien. Auch bey einigen der vornehmsten Holländer schien er auf vortheilhaftem Fuße zu stehn. Der Prinz Moriz behandelte ihn mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten; und van Meteren erzählt, sein Vater Martin wäre viel um den Prin-

zen von Oranien, Wilhelm den Verschwiegenen, 1600.
gewesen.

Sodann ist um diese Zeit ebenfalls oft die Rede von einem gewissen Daniel van der Meulen, der, so wie Neyen von Antwerpen gebürthig, nach einigen sich als Kaufmann in Holland niedergelassen, nach andern wirklich in Antwerpen wohnte, itzt aber gerade in Handlungsgeschäften sich in Holland aufhielt. Dieser soll einst im Haag in guter Gesellschaft, wo man von diesen Angelegenheiten, und den abermal verunglückten Anträgen Wittenhorsts gesprochen hatte, sich mit vieler Einsicht geäussert haben, was wohl das beßte seyn möchte, um die Konferenz in Brüssel von neuem anzuknüpfen; worauf ihn jemand von der Gesellschaft auf die Seite nahm, und ihn bat, er möchte doch selbst nach Brüssel gehen; wenn alsdann solche Erklärungen, wie er nunmehr entworfen hätte, dort gut gefunden würden, so möchte man sich mit denselben unter der Addresse eines gewissen Mannes, den er ihm nannte, an Holland wenden; der Ueberbringer eines solchen Auftrags würde sehr wohl aufgenommen werden, u. s. f. Man weiß auch, daß kurze Zeit nachher ein Kaufmann, und des P. Neyen Freund, aus Holland nach Brüssel kam, Umgang mit diesem hatte, und, ohne daß sein Name wirklich genennt wird, wie man vermuthet, eben jener van der Meulen gewesen, der des Pater Kommissars Vertrauter war. Zu gleicher Zeit hielt der Erzherzog öftere Konferenzen mit dem Marquis Spinola und dem Pater Neyen; nnd nachher brachte man in Erfahrung, daß letztrer wirklich in geheim nach Holland abgeschickt worden, und selbst mehr als eine

1600. Reise dahin gethan hatte. Wir werden gleich sehen, mit welcher Vorsicht und Geheimthun er das erstemal dahin abgieng, und dort aufgenommen wurde, ehe seine Aufträge offenbar worden.

Schon oben habe ich mich bey gegebenem Anlaß auf eine Urkunde des Brüsselschen Archivs berufen. Ein großer Minister der mich unter der Ausarbeitung dieses Werks mannigfaltig ermunterte, hatte auch die Gewogenheit, mir eine beträchtliche Anzahl solcher merkwürdiger und authentischer Originalschriften mitzutheilen; ich bediente mich derselben mit grossem Vortheil zur Beglaubigung mehrerer Thatsachen, von welchen ich, ohne jenen verehrlichen Beystand, nie mit solcher Gewißheit hätte sprechen dürfen. Auch hab' ich wirklich jezt noch, zu weiterer Nachforschung eine Kiste voll derley quellenmässige Papiere vor mir, die zu Brüssel aufbewahrt werden, und welche die wichtigsten Aktenstücke über jene Friedensunterhandlungen von 1607. an bis zu ihrer Beendigung enthalten. Es sind Verhaltungsbefehle, theils von der Hand, theils mit der Unterschrift des Erzherzogs selbst; Briefe, Nachrichten, Rapporte von Ambassadoren und Staatsministern, die entweder als Mittelspersonen oder als anderweitige Theilnehmer in der Sache gearbeitet haben, meist alle eigenhändig, viele in zwey und dreyfachen Abschriften; eben so eine Menge erster Entwürfe; ferner Minuten und Uebersetzungen in andern Sprachen; mit einem Wort, alle Arten von öffentlichen Papieren, die eine wichtige und schwierige Unterhandlung nur immer veranlassen kann.

Um aber in meiner Erzählung die nöthige Ordnung zu beobachten, fang' ich bey der geheimen und

geheimnißvollen Reiſe des Pater Neyen an. Sie 1600.
findet ſich in ſeiner eigenen umſtändlichen Berichtserſtattung an Seine Hoheit, in ſpaniſcher Sprache, ſo wie es alle Depeſchen des Erzherzogs, und diejenigen ſind, welche unmittelbar an ihn giengen. Dieß Cahier iſt nur ganz kurz: Sereniſſimo Senor überſchrieben und gedoppelt vorhanden. Der weſentliche Inhalt deſſelben iſt folgender. Nachdem unſerm Pater Kommiſſar ſeine Ordern und Päſſe durch Mauricz Cruwel zugeſtellt waren, ſo gieng er den 26. Febr. 1607. von Brüſſel ab, durchreiste auf einem einſamen, gefährlichen Wege, allein mit Cruwel, ganz Campine, langte den 28. zu Oudenbosch an, ſchifte ſich daſelbſt ein, und kam den 2. März in geheim nach Ryswick, das nachmals durch den im J. 1697. daſelbſt geſchloſſenen Frieden ſo berühmt geworden, und nur eine halbe Stunde von Haag entfernt iſt. Hier mußte er, ehe er weiter gehen durfte, die Befehle des Grafen Moriz und Barneveles erwarten. In unſerm Aktenſtücke, ſo wie überhaupt während der ganzen Unterhandlung wird Moriz, den man ſonſt Prinz, oder gebohrener Prinz von Oranien nannte, nie anders als Graf von Naſſau betitelt; ohne Zweifel darum, weil der Prinz von Oranien, ſein älterer Bruder, damals noch lebte. — Der Pater ließ ſeine Ankunft in Ryswick, Aerſens, den Kanzler der Generalſtaaten, durch einen Brief wiſſen. Dieſer antwortete ihm auf Befehl des Grafen und Barneveles, man würde ihn auf den Abend in einer Karoſſe abholen laſſen. Dieſe kam denn wirklich Abends um 7. Uhr und brachte Neyen in Aerſens Wohnung. Hier, ſo wie ſchon bey ſeiner Reiſe durch Campine,

1600. erzählt, der Pater, welchen panischen Schrecken er gehabt, da bey seiner Ankunft in der Nacht im Haag zween mit groſſen Muſqueten bewafnete Männer auf seinen Wagen zueilten; wie er dabey für sein Leben und für seine Papiere so jämmerlich besorgt gewesen; wie diese beyden Kriegsknechte ihm stets auf den Fuß gefolgt, und er aber am Ende erfuhr, daß solche — zu seiner Bedeckung beordert waren. — Schon eine geraume Zeit hielt er sich bey Aersen auf, als eines Tags ein Unbekannter ihm mit der Lanterne in den Palaſt nach Hof abhohlte, wo er bemerkte, daß man bey seiner Ankunft jedermann aus dem Vorsaal entließ. Ein andrer Unbekannter führte ihn dann bis an das Zimmer des Grafen; dieſes öfnete ihm Aersen, und schloß sehr leiſe wieder hinter ihnen ab. Hier saß der Graf Moriz in Unterredung mit dem Penſionär Barnevelt; Beyde stuhnden sogleich auf; der Graf gieng ihm drey bis vier Schritte entgegen, nahm den Hut ab, gab ihm auf gut flamändiſch die Hand, hieß ihn willkomm, und fragte ihn mit lachendem Munde: Wie er's wohl hätte wagen dürfen, auf sein bloſſes Wort hin, zu den Gueux nach Holland zu kommen? welches der Mönch, der weltlich gekleidet gieng, ebenfalls lachend, mit einem artigen Komplimente für so erhabene Gueux als Seine Excellenz wären, erwiederte. Noch bemerkt der Pater: Er hätte eine kleine Harangue in Bereitſchaft gehabt; allein der Graf ließ ihm keine Zeit, ſie vorzutragen, ſondern foderte ihm sogleich das Papier ab, welches er ihm durch Cruwel zugeſchickt, und das der Erzherzog genehmigt hätte; und fügte hinzu: Gegen eine Nation, wie die seine, müſſe man mehr mit

der

der That als mit Worten zu Werke gehn. Darüber 1607.
kamen ſie dann ins Geſpräche über die aufrichtigen Geſinnungen der Herzoglichen Hoheiten, und über die Anerkennung der Freyheit und Unabhängigkeit der Staaten. Da es ſchon ſpäth wurde, ſtuhnd Meyen auf und wollte Abſchied nehmen; der Graf und Barnevelt flüſterten ſich bey Seite etwas zu, und fragten den Pater, ob er keinen Bekannten im Haag hätte, bey welchem er heimlich wohnen könnte, damit man fueyer zuſammenkommen möchte, ohne von Riswick hin und her reiſen zu müſſen. Er antwortete, daß er niemanden wüßte; worauf die Herren ſich wieder ein Weilchen beſprachen, und ſodann den Hof-Caſtellan rufen lieſſen, dem ſie befahlen, dieſen Herrn da in ſeine Wohnung zu nehmen, und ſo zu bewirthen, wie er es gegen ſie ſelbſt thun würde. Er wohnte alſo von da an in dem Pallaſt, gieng aber niemals von Haus. Der Caſtellan hatte alle mögliche Sorgfalt für ihn; ohne daß er ihn kannte, und hielt ihn, wie er ſich nachher äuſſerte, für irgend einen Gouverneur einer feindlichen Stadt, die er an die Staaten zu verkaufen gekommen wäre; und das um ſo viel mehr, weil ihn der Penſionär Barnevelt und der Kanzler Aerſens ſehr oft und immer nur bey Nacht auf ſeinem Zimmer beſuchten. Und wenn er zu dem Grafen Moritz gieng, ſo geſchah es ebenfalls nur in der Dunkelheit. — In den fünf erſten Tagen ſeines Aufenthalts hatte er mehrere Konferenzen, bald auf dem Zimmer des Grafen; bald, mit den drey genannten Perſonen allein, auf dem ſeinigen, ohne daß ſonſt irgend jemand zu ihm kam. — Nun macht der Pater eine ſehr weitläuftige Erzählung von alle den Geſprächen

1607. die zwischen ihnen vorgefallen wären, und wobey sie nicht selten hitzig wurden. Besonders beklagt er sich über das grenzenlose Mißtrauen dieser Leuthe, welche sich oft gegen ihn äusserten, sie sähen seine Friedenseröfnungen für spanische Fallstricke und Betriegerey an. Auch vernahm er in der Folge, daß alles, was er mit dem Grafen Barnevelt und Aersens allein verhandelt zu haben glaubte, andern Deputierten der Staaten immer haarklein mitgetheilt wurde. — Am sechsten Tage foderten ihm Barnevelt und Aersens das Original von der Depesche der Erzherzogen ab, wovon er bis jezt nur eine Kopie von der Hand gegeben hatte; er machte einige Schwierigkeiten gegen dieß Begehren, und sie giengen hievon Bericht zu erstatten. Darauf kam Aersens allein wieder, und begehrte dasselbe im Namen der versammelten Generalstaaten, unter der Verheißung es ihm wieder zuzustellen, indem die Staaten bloß die Unterschriften und die Sigille der Erzherzoge zu sehen wünschten. Nachdem er sich abermal entschuldigt und Aersens von neuem Rapport gemacht hatte, kam er mit der Aeusserung: Man wollte ihm doch seine Schriften sogleich wieder zurückgeben, und bloß eine durch den Kanzler beglaubigte Abschrift davon machen lassen. Oder endlich, schlug man ihm vor, könnte er sie selbst persönlich der Versammlung überreichen. Dieß Leztere ließ er sich denn gefallen. Aersens führte ihn also dahin. Bey seinem Eintritte stuhnden alle Mitglieder auf, entblößten die Häupter, und empfiengen ihn mit grosser Höflichkeit; auch wies man ihm, gerade dem Präsidenten gegenüber, einen mit Atlas beschlagenen Stuhl an. Nachdem sich alles wieder bedeckt hatte, mach-

te Barnevelt einen Vortrag; der Pater Neyen be- 1607.
antwortete denselben, und übergab sein Papier; man hielt es mit der Abschrift zusammen, bot es durch die ganze Versammlung von Hand zu Hand, und gab es ihm sogleich wieder zurück. Darauf entfernte er sich, unter vielen Complimenten von beyden Seiten. — Den Tag hernach wurde er von Aersens wieder in die General-Versammlung geführt, und befragt: Ob die gestern von ihnen gesehene Unterschrift der Erzherzoge ihre gewöhnliche, allgemein gebrauchte Signatur wäre? Warum vor dem Namen Alberts ein J. und vor dem Namen Isabellens ein A. stühnde. Der Pater antwortete darauf, daß dieß die Uebung Ihrer Hoheiten wäre, so oft sie ein wichtiges Aktenstück gemeinschaftlich zu unterzeichnen hätten. In dem Vortrag äusserte man sich gegen ihn: Die Generalität könne ihm nicht bergen, daß dieselbe seiner Person wegen in einiger Unruhe stühnde, und wohl wissen möchte, wie er, als Theologe, jenen Grundsatz der Katholiken verstühnde, der sich sogar auf ein Conzilium gründe, nämlich: Daß man Ketzern weder Treue noch Glauben schuldig sey? Der Pater hatte sich, wie es scheint, sogar auf diesen Einwurf gefaßt gemacht, und löste denselben in weitläufigen Distinktionen über die Konstanzer-Kirchenversammlung auf; und wirklich giebt er in seinem Rapporte die darüber gegen ihn geäusserten Bedenklichkeiten sowohl als seine Antwort der Länge nach an. — Als man nun übereingekommen war, daß Neyen mit den schriftlichen Aeusserungen der Staaten nach Brüssel gehen, und von da die Antwort persönlich zurückbringen sollte, so fragte ihn der Graf: Wie er denn aber seine Reise

1607. einzurichten gedächte? Er erwiederte, daß er gesonnen sey, immer durch Campine denselben Weg zu machen, den er gekommen war; worauf ihm der Graf verdeutete: Die Staaten hätten dafür gesorgt, daß ihn seine eigene Jacht bis in die Schelde bey Antwerpen bringen sollte; welches dann auch wirklich geschah. — Nach einem kurzen Aufenthalt in Brüssel, und neuerhaltenen Instruktionen und Schriften, reiste er nach vier Tagen in den Haag zurück, wo er bey neuen Audienzen auch neue Einwürfe fand. Eines Tages kamen die Deputierten auf sein Zimmer, und stellten ihm vor: Ihre Sicherheit erfodere, daß die Erzherzoge sich in dem Waffenstillstands-Traktat erklärten, daß sie binnen drey Monathen die Einwilligung des Königes von Spanien zu allem, was behandelt werde, verschaffen wollten, in so weit es nämlich Se. Majestät beträfe. Der Pater beschwerte sich sehr über diese neue Instanz, und bat dabey, die Souveränität der Erzherzoge in Betrachtung zu ziehn. Allein Barnevelt zeigte ihm ausführlich die Ursachen ihrer Besorgnisse: Da nämlich die von dem Könige besoldeten Truppen als spanische Völker angesehen würden, auch die Städte und Zitadellen immer noch unter spanischen Gouverneurs stühnden; weil hiernächst besonders die von Philipp II. geschehene Abtretung der Niederlande mit der ernstlichen Klausel verpönt wäre, daß dieselben nicht veräussert noch zertrennt werden sollten; womit aber jezt die Erklärung der Erzherzoge gegen die Vereinigten Provinzen im Widerspruch stühnde. Nach vielem Für und Wider endlich, willigte denn doch der Pater ein, und unterschrieb: Auf das Wohlgefallen Ihrer Erzherzoglichen Hoheiten hin. Bald

nachher reiste er wieder ab, kam aber aufs neue 1607.
nach Holland, doch dießmal nicht in den Haag, sondern auf Delft, wo man ihn gastfrey hielt, und wo er ebenfalls einige Zeit blieb. So oft man ihn dann in dem Haag haben wollte, ließ man ihn wagen ihn abholen und wieder zurückführen.

Ich bin über der Erzählung aller dieser geheim genommenen Maaßregeln etwas weitläufig geworden; allein diese geschahen von Seite der Holländer nicht ohne wohlüberlegten Zweck, so viel Grimasse sonst damit verbunden seyn mochte. Denn da sie, beynahe gegen alle ihre Hoffnung, wenigstens weit frühr, als sie eine solche nähren durften, zu ihrem Hauptzwecke gelanget waren, der natürlich in der Anerkennung ihres Staats, als einer unabhängigen Republik bestuhnd, so waren sie gleichsam davon geblendet, und wollten sich eines so grossen Vortheils vor allem andern aus recht sicher wissen. Unstreitig scheiterte also jede frühere Pacifikation an diesem Punkt, und war jeder Schritt dazu beynahe unmöglich, so lange es an dieser Anerkennung mangelte; war aber diese nun einmal gewonnen, so triumphierten sie darüber, und liessen es Spanien fühlen, wenn solches auch nur in Kleinigkeiten geschehen konnte, und zwar, wie wir nun bald hören werden, bisweilen mit aller möglichen Unbescheidenheit und Chikane.

Mehr die äussere Form als die Sache selbst war es also, die den Anfang so sehr erschwerte; bis jezt war es nur um einen Waffenstillstand und um die Veranstaltung eines Kongresses zu thun gewesen; und dieser erhielt nun doch bald seine Richtigkeit.

Jener wichtige Präliminar-Artikel öfnete nun der ganzen übrigen Unterhandlung die Bahn. Der Pa-

1607. ten Neyen hatte die ersten Anfälle bestanden. Man hat nämlich aus dem Vorhergehnden gesehn, daß derselbe, die allgemeinen üblichen Höflichkeitsbezeugungen ausgenommen, ziemlich übermüthig behandelt wurde, und daß er Einwürfe und Aeusserungen anhören mußte, über die er sich nachwerts in seiner Relation sehr beklagte; andrer Kleinlichkeiten, die er ebenfalls anführt, nur nicht zu gedenken. Auch beurtheilt Bentivoglio die dießfällige Benehmensart der Staaten in mehrern Stücken lediglich für Stolz und Verwegenheit. Onde bisogna, sagt er, o non trattar con la moltitudine, ô soffrirne con prudenza questi alternanti difetti. Vielleicht mußte der Pater sogar für seinen Stand und für seine Person büssen, da die Holländer noch eben in der ersten Hitze des Eifers für ihre neue Religion brannten. Denn, als er jezt vor der Versammlung der Staaten erschien, und der Zweck seiner Gesandtschaft nun offenbar wurde, so befremdete solches eine Menge Personen, sowohl in den Katholischen als in den Vereinigten Provinzen nicht wenig; allgemein hieß es: So viele Gewandtheit und Geschicke der Pater Neyen in solchen Geschäften auch haben möchte, so stühnde er doch keineswegs hier am rechten Orte. Hiernächst mochten die Holländer auch den Verdacht nähren, und vielleicht nicht ohne Grund, daß unser Pater Kommissar sich mitunter selbst schiefer Mittel bedienen möchte, zu seinem Zweck zu gelangen. So erzählte man z. B. in Holland öffentlich, er habe dem Prinzen Moriz allerley verführersche Anerbietungen gemacht, die man aber niemals ganz erfuhr, weil ihn der Prinz darüber nicht wohl empfieng, und ihm sogleich den Mund schloß. Denn

die Vortheile, welche Moritz von einem Frieden 1607.
oder Waffenstillstand für sich selbst erwarten konnte, sollten keinen Theil des eigentlichen Traktates ausmachen, und noch viel weniger durch die Hand des unterhandelnden Mönchen gehn.

Eine andre Begebenheit der Art kam ebenfalls ans Licht, machte grosses Aufsehn, und war auch selbst der Unterhandlung in etwas nachtheilig. Kornelius Aersens, ein Mann der in Holland grossen Kredit hatte, war, wie schon oft bemerkt worden, Kanzler der General-Staaten. Nun hatte Leyen in Delft, wo er keine Gesellschaft sah wie im Haag, nicht selten lange Weile; auch ward ihm vielleicht mit Absicht dieser einsame Ort angewiesen. Den 12. May 1607. schrieb er einen Brief an Aersens, dem solcher Abends um 9. Uhr im Haag durch einen gewissen Nam Lyck, einen Neffen des Paters, behändigt würde. Der Brief enthielt eine höfliche Einladung an den Kanzler, daß er Uebermorgens mit seiner Gemahlin oder seinem Sohne zu einer geheimen Unterredung nach Delft kommen möchte. Als nun Aersens den Prinzen Moritz hierüber befragte, und dieser noch einige Deputierte von den Staaten zu sich kommen ließ, merkte man sogleich, was dieser Brief eigentlich zu sagen hätte, und beschloß: Aersens sollte auf die bestimmte Zeit nach Delft gehn, vernehmen was der Pater wollte, und, im Fall er ihm ein gewöhnliches Geschenk anerböte, dasselbe ausschlagen; wäre es aber eine grosse Summe, welche auf Bestechung zu zielen schiene, so sollte er sie annehmen, wie es immer damit eine Bewandtniß hätte. Der Kanzler gieng also den 14. hin. Der Pater Kommissar bezeugte ihm seine Freundschaft,

1577. und anerbot seinen ganzen Kredit, ihm wieder zu seinem Vermögen und zu seinem Haus in Brüssel zu verhelfen; denn Aerssens war ein Brabanter. Alsdann sprach er im Namen des Marquis von Spinola mit ihm, und sagte: Wenn er den Frieden oder einen Waffenstillstand von mehr als neun Jahren bewerkstelligen könnte, so hätte ihm der Marquis eine grosse Erkenntlichkeit zugedacht, und bot ihm wirklich eine Verschreibung dieses Herrn von 50,000 Thalern, in Amsterdam zahlbar, an, wovon es ihm frey stehen sollte, sogleich 15,000 bey einem selbstbeliebigen Haus in erwähnter Stadt zu beziehen. Nach einigen Komplimenten nahm Aerssens alles an. Jezt zog der Pater Kommissar auch einen Diamant von 6000 Gulden am Werthe hervor, den der Marquis Aerssens Gemahlin überschicke; nach kurzer Weigerung wurde auch dieser angenommen, und der Kanzler brachte alle die schönen Sachen nach dem Haag. Allein weder er, noch der Prinz, noch die übrigen Deputierten, wollten sie in Verwahrung nehmen. Endlich machte man den Generals Staaten Anzeige davon, und Aerssens überbrachte die Verschreibung und das Juweel der Versammlung. Auf dieselbe Weise hatte man noch eine goldene Kette bey handen, welche Alexen einem gewissen van der Does geschenkt, der ihn aus Holland nach Antwerpen begleitet, und dieß Geschenk ebenfalls den Ständen überliefert hatte. Alle diese drey Stücke verschloß man in Aerssens Gegenwart in ein Kästgen, versiegelte dasselbe, und gab es dem General-Schazmeister in Verwahrung, ohne daß weder der Pater noch sonst jemand das mindeste hätte erfahren sollen. Allein es wußten schon zu viele Leuthe um diese Ge-

schichte, als daß sie nicht nach und nach durch das gedruckte 1607.
Publikum erfuhr. Man redete allgemein davon, und der Haß fiel von Neuem auf die Spanier, die, wie es nun hieß, immer fortführen bloß durch verabscheuungswürdige Intriguen, Bestechung der Staats-Ministor, kurz durch Verrätherey und Betrug zu handeln. Auch giengen allerley Sagen unter dem Volke, welche dem Kanzler Aerssens eben nicht zu Ehren gereichten, und dem bisherigen Rufe seiner Rechtschaffenheit so nahe traten, daß er unmöglich länger schweigen konnte. Er suchte sich also zu rechtfertigen, und setzte zu dem Ende ein Faktum an die General-Staaten auf, worinn er die Briefe des Paters Vieyra, seine Relationen, die Sentenz der Staaten über seine Klagen, und so die Geschichte nach ihrem ganzen Verlaufe mit allen Umständen einrückte. Dieselbe war den 20. Julius 1607. unterzeichnet, und er ließ sie drucken. Dieß erweckte in den Provinzen ein gewaltiges Aufsehn. — Die holländischen Schriftsteller, so wie alle welche sich auf ihre Seite neigen, machten ein grosses, und wie mir scheinen will, übertriebenes Aufheben daben. In den Papieren die mir, diese Unterhandlung betreffend, durch die Hand giengen, wird inzwischen die ganze Geschichte, besonders durch die Depeschen des Audienzier Verreycken, bestätigt. Auch das Faktum des Herrn Aerssens findet sich darunter in einem grossen flamändischen Heft, und auffen auf demselben steht: Ecrit de justification de M. *Corneille Aersens*, Greffier &c. Da der Audienzier Verreycken ebenfalls nach Holland gieng, den Waffenstillstand und die Präliminarien zu schliessen, so schrieb er unter dem 28. Julius 1607. aus dem Haag:

1607. „Man iſt hier ſchon übel auf die Geſchenke zu ſprechen, mit welchen der Pater Kommiſſär einige Miniſter, wie es heißt, beſtechen wollte — — und daher gegen jedermann voller Mißtrauen. — Auch hat bisdahin noch gar kein Miniſter mit mir geſprochen, keiner mich beſucht; und wenn etwa Aerſens einmal kam, ſo ging er gleich wieder weg. — Wenn die Ratifikation, die ſie verlangen, nicht aus Spanien kömmt, ſo iſt zu beſorgen, ſie werden alles abbrechen, und man wird ſie auf keine Weiſe mehr zu einem Traktat vermögen, es wäre denn durch offenbare Gewalt.“ Mehrere Briefe ſo von ihm, ſind in demſelben Tone abgefaßt. — Zuletzt nahm denn die Sache folgendes Ende. Einen Tages kam der Penſionär Olden-Barnevelt zu dem Herrn Verreycken, überbrachte ihm das kleine Kästgen mit der Verſchreibung, dem Diamant und der goldenen Kette, und bat ihn, alles dem Marquis Spinola wieder zuzuſtellen. Dabey äuſſerte er ſich in ſeinem Vortrag: Man hätte ſich durch ein ſolches Benehmen äuſſerſt beleidigt gefunden, und hat daneben im Namen der General-Staaten, daß man ſolches den Erzherzogen zu wiſſen thun, und den Miniſtern anſinnen möchte, künftig offen und redlich zu Werk zu gehn; jedes andere Mittel würde nur die Sachen verderben, und das heilſame Werk, an welchem man arbeite, ins Stecken bringen. — Um dieſe Zeit verreiſte der Pater Neyen mit der Poſt nach Spanien, um die Ratifikation des Königes zu beſchleunigen.

Die erſte Uebereinkunft eines Waffenſtillſtands und der Kongreß waren ſchon den 10. 11. und 12. April geſchloſſen; da aber die Auswechslung der dießfälli-

gen Urkunden erst den 24. vor sich gehen sollte, so 1607.
geschah die Publikation und Zusendung derselben ebenfalls unter diesem leztern Datum. Ich habe schon oben bemerkt, daß nachdem einmal die Anerkennung der Republik beschlossen, und die Bestätigung derselben von dem Könige von Spanien verheissen war, nun übrigens wenig Schwierigkeit mehr obwalten konnte. Nur die Einstellung der Feindseligkeit auf dem Meere, wozu Spanien sich nicht verpflichtet hatte, erweckte noch einige Skrupel; man begnügte sich indessen damit, daß die Erzherzogen es auf sich nahmen, eine günstige Interpretation davon zu machen.

Diese Konvention vom 24. April bestimmte also einen Waffenstillstand zu Land, auf dem Meere und andern Wassern, der, von dem 4. May 1607. angerechnet, acht Monathe dauern sollte. Der Eingang derselben enthielt die Anerkennung Ihrer Hoheiten: Daß sie nämlich mit den General-Staaten der Vereinigten Provinzen diesen Traktat schlossen als mit freyen Staaten, Ländern und Provinzen, an welche sie keine Ansprüche hätten. Dieselben Ausdrücke werden denn in der Deklaration der General-Staaten wiederholt. Innert drey Monathen versprechen die Erzherzoge die Einwilligung und Bestäthigung des Königes von Spanien zu allem, worüber man übereingekommen wäre, in so weit es ihn beträfe. Den 1. September, oder auch noch vorher, würde man auf beyden Seiten gleich viel Deputierte ernennen, die aus den Provinzen gebürthig seyn, und sodann zusammentretten sollten, um einen vollkommenen Frieden oder einen Waffenstillstand von 12, 15, oder 20. Jahren zu entwer-

1607. sen. — Dieß ist der Hauptinhalt dieses ersten Vertrags, den man auf beyden Seiten publiziren ließ, und der in den Provinzen eine allgemeine Freude erweckte.

Unterdessen wurden die Höfe von Frankreich und England auf das erste Gerücht von den im Haag vorgenommenen Unterhandlungen ungehalten, und ihre dortigen Agenten kamen mit Klagen und Vorwürfen dagegen ein. Man besänftigte sie aber, indem man sogleich Gesandte nach Paris und London ernannte, welche die nöthigen Vorstellungen machen und diese Monarchen zu Mittlern erbitten sollten. Johann Olden-Barnevelt, Pensionär von Holland, gieng nach Frankreich. Er war gleichsam das Orakel der Vereinigten Provinzen, und daneben voll guter Gesinnung zur Erzielung des Friedens. Mit der politischen Lage der Vereinigten Provinzen genau bekannt, deckte er dem König Heinrich IV. und seinen Ministern dieselben genau auf; zeigte, wie sie tief, ja noch mehr in Schulden versenkt wären, als die katholischen Provinzen, da sie nämlich weniger eintrügen. Der Staat hätte allein 1500,000. Thaler Interessen an seine Unterthanen zu bezahlen, ohne die auswärtigen Zinsen, und ohne die Kriegskosten in Rechnung zu bringen, die sich mit jedem Jahre vermehrten: Die blühende Handelschaft allein gäbe jedermann Nahrung, und wäre das einige Mittel die ungeheure Last noch erträglich zu machen; allein auch diese bedürfe neue Nahrung und Sicherheit: Müßte der Krieg fortgesetzt werden, so könnte es nicht anders geschehen, als wenn Se. Majestät und ihre Verbündeten weit beträchtlichere Subsidien als bisher dazu hergäben; nach sei-

nem Bedünken aber thäte man am Beſten daran, 1607.
ſich die Neigung Spaniens und der Erzherzoge zu nutze zu machen; den wichtigſten Punkt hätte man ja ſchon in der Anerkennung der Staaten zu einem unabhängigen Freyſtaat gewonnen; es wäre alſo nur noch nothwendig, auch der Handelſchaft Feſtigkeit und Sicherheit zu verſchaffen: Spanien, ſo erſchöpft als es zu ſeyn ſchiene, bedürfe der Ruhe, und würde nicht ſo bald an einen Bruch wieder denken; die Staaten hätten das denn auch zu genieſſen, und würden ſich wohl dabey befinden; und auf alle Fälle, würden ſie wieder an ihrem alten Orte zu finden ſeyn.

Heinrich IV. ließ ſich dieſe Gründe gefallen; denn er hatte eben auch keine groſſe Luſt, dieſen auswärtigen Krieg zu einer Zeit zu unterſtützen, wo er in ſeinem Reiche, das ſich kaum von eigenen Unruhen zu erhohlen anfieng, auch ſchon wieder neue vorherſah. Es ſchmeichelte ihm ſogar, daß er zum Schiedsrichter zwiſchen Spanien und deſſelben ehemaligen Unterthanen erbeten wurde, und erſteres ſich in der Nothwendigkeit ſah, ſeiner Hülfe zu bedürfen. Der König von Großbrittannien ließ ſich aus ähnlichen Bewegungsgründen ebenfalls gerne finden. Dieſe beyden Monarchen nahmen alſo die Vermittelung über ſich, und handelten mit vollkommener Uebereinſtimmung, und, wie es ſchien, auch mit Aufrichtigkeit in der Sache. Der König von Frankreich ſchickte den Präſidenten Jeannin und den Herrn von Rüſſi nach Holland ab; England aber die Herren Richard Spencer und Rudolf Winwood, welche ſich ſonſt ſchon hier eine Weile als Reſidenten befanden. Dieſe vier Miniſter leiſteten allerdings ausneh-

1609. mende Dienste bey der ganzen Sache, und brachten manche aufstossende Schwierigkeit ins Reine, wie der Verfolg zeigt.

Die drey Monathe, welche man auf die Ratifikation von Spanien warten wollte, waren nun bereits verflossen, ohne daß von daher etwas eintraf. Auch ließ der Pater Kommissar, der sie bringen sollte, allein immerfort in Spanien still saß, gar keine Nachricht von sich hören. Dieß erweckte in Holland ein unzufriedenes Gemurmel. Herr Verreycken schrieb etwas zur Entschuldigung darüber, um die Unterhandlung in Athem zu erhalten. Endlich langte denn doch diese spanische Genehmhaltung an, ungefähr einen Monath spather, als man sie erwartet hatte. Der Audienzier machte sofort Anzeige davon, und brachte sie wirklich nach Holland; allein die Holländer fanden sie in mehrern Hauptsachen unbefriedigend und mangelhaft. Sie war, wie sie sagten, zu allgemein, und enthielt die Anerkennung ihrer Freyheit und Unabhängigkeit nur in zweydeutigen Ausdrücken. Die Akte war in spanischer Sprache, bloß auf gewöhnlichem Papiere und nicht auf Pergament geschrieben. Der König hatte bloß unterzeichnet: Yo el Rey; und nur das kleine Siegel Sr. Majestät war darunter gedrückt.

Nach mehrern Berathschlagungen darüber, ersuchte man den Herrn Verreycken, für die Versammlung zu kommen, wo man ihm diese Urkunde zurückgab, und durch den Pensionär anzeigen ließ: Man könne dieselbe nicht annehmen, weil sie weder in der gehörigen Form, noch in den Ausdrücken abgefaßt sey, wie man übereingekommen wäre. Dennoch, wurde beygefügt, sollte der Waffenstillstand und alles

andre indessen in seinem jetzigen Zustand verbleiben, 1607.
in so ferne nämlich die Erzherzoglichen Hoheiten es auf sich nehmen wollten, in Zeit von sechs Wochen eine andre Akte auszuwirken, in der weiter nichts zweifelhaftes noch zweydeutiges enthalten wäre. Zu dem Ende gaben die Staaten selbst die Ausdrücke an, in der sie die Akte, und zwar in dreyen Sprachen: Latein, Französisch und Flamändsch, verfaßt wünschten; sodann würde der König eins von diesen drey Exemplarien mit seinem Namen unterschreiben. Man willigte auch in dieses neue Auskunftsmittel ein; doch verursachte solches Verzögerung.

Unterdessen man nun wieder auf Antwort wartete, schrieb Kayser Rudolf II. an den König von Spanien, an die Erzherzoge, an die Vereinigten Provinzen, und an andre Staaten: Die Niederländischen Provinzen, als zu dem Burgundischen Kreise gehörig, stühnden unter dem Schuz und der Abhänglichkeit vom Römischen Reiche; jeder Traktat also wäre ungültig, und diese Provinzen könnten keine Veränderung ihres bisherigen Zustandes vornehmen, ohne desselben Theilnahme und Einwilligung. Diese Briefe kamen im Oktober 1607. an, und erweckten anfänglich einigen Schrecken. Es scheint aber, man habe sich bald darüber verglichen. Eine jede Parthey antwortete darauf in schwankenden, allgemeinen Ausdrücken; und es zeigt sich nirgend, daß die dießfälligen Ansprachen des Kayserß weiter getrieben worden, oder den Gang des Traktats ferner verwirrt oder verhindert hätten.

Nach der erstern Ratifikation, war auch der Pater Neyen aus Spanien zurückgekommen. Man erwartete jezt in Brüssel die zweyte, und sie kam denn

1607. auch zur beſtimmten Zeit an. Der Audienzier begab ſich ſodann mit dem Pater Kommiſſar nach Holland, ſie dort zu überreichen; doch nicht ohne Furcht, daß auch jetzt wieder manches daran vermißt werden würde.

Es ſcheint nämlich, die ſpaniſche Etiquette erlaubte die vorgeſchlagenen Veränderungen nicht; denn auch jetzt war dieſe Ratifikations- oder Bewilligungs-Akte ganz in ſpaniſcher Sprache abgefaßt, nicht anders als mit: Yo el Rey unterſchrieben, und mit dem kleinen Siegel beſiegelt, wie die erſtre. Die Anerkennung des Freyſtaats indeſſen war gänzlich ausgedrückt, wie man gewünſcht hatte. Dagegen wurde jetzt die neue Final-Klauſel ein gewaltiger Stein des Anſtoſſes, in welcher der König ſich vorbehielt, Falls der Traktat nicht zu Stand kommen würde, ſo ſollte dannzumal dieſe ſeine Bewilligung aufgehoben, und als nie geſchehen betrachtet ſeyn.

Da dieſe Akte an alle Provinzen mitgetheilt werden mußte, und die beſondern und allgemeinen Verſammlungen und weitläufigen Berathſchlagungen darüber ſo ſehr viele Zeit erfoderten, ſo kehrten die Geſandten von Brüſſel nach Hauſe.

Die Konſtitution der neuen Republick erforderte endloſe Formalitäten und Stimmenſammlungen. Unter ſo vielen Köpfen über eine ſolche Hauptangelegenheit, fand ſich auch eine Faktion, welche für die Fortſetzung des Kriegs ſtimmte, an deren Spitze man den Prinzen Moritz aus Privat-Intereſſe zu finden vermuthete. Nach einer Menge Kabalen, und viel verlorener Zeit, war es nahe daran, daß die zweyte Ratifikations-Akte gleich der erſten verworfen wurde.

In

In der grossen Final-Versammlung endlich erklärte sich der Pensionär Olden-Barnevelt für den Frieden, und bediente sich mit Nachdruck derselben Gründe, die er dem Könige von Frankreich entdeckt hatte. Er stellte vor: Wie nothwendig es sey, den Anlaß zu benutzen, um ihrem Staat Festigkeit und Dauer zu geben; alle Welt erkenne ja denselben mit Ehrfurcht für eine souveräne Republick; und vermittelst ihrer Handelschaft würden einige Jahre des Friedens und der Oekonomie im Stande seyn ihre innern Gebrechen zu heilen, und sie von der ungeheuern Schuldenlast und damit verbundenen knechtischen Abhänglichkeit von auswärtigen Mächten loszureiſſen; man müßte sich daher nicht über Kleinigkeiten zanken; die Ratifikation des Königes von Spanien scheine ihm hinlänglich und genugthuend zu seyn; die Anerkennung ihres Freystaats sey klar darinn ausgedrückt, und die Final-Klausel könnte gar von keiner Bedeutung seyn, weil ja jede Parthey bey einem Friedensbruche wieder zu ihren vorigen Rechten und Ansprachen stehen würde. Die spanische Akte und die Unterschrift des Königes wären in der gewöhnlichen Manier, mit welcher sich auch grosse Könige zufrieden gegeben hätten. Dieß letztre bestäthigte sich besonders durch eine Erklärung der anwesenden französischen und englischen Gesandten, welche versicherten, daß die Friedensschlüsse von Vervins und von London von dem Könige von Spanien auf keine andre Weise wären genehmiget worden. 1607.

Auf eine so gründliche Vorstellung war keine Widerlegung möglich; es fielen ihr alle Stimmen zu. Man beschloß, die Ratifikation anzunehmen,

1607. und die Unterhandlungen fortzusetzen. Man sandte die Nachricht davon sogleich auf Brüssel.

Hierauf schritt man zur Wahl der Minister für den Kongreß; und da die zum Waffenstillstand anberaumte Zeit von acht Monathen beynahe zu Ende war, so verlängerte man denselben noch auf drey Monathe, welches in der Folge, selbst während der Zeit des Kongresses, noch einmal geschehen mußte.

Noch vor dieser Zeit war ein Gesandter des Königes von Dänemark im Haag angelangt; dergleichen kamen nun auch von dem Kurfürsten von der Pfalz, von dem Landgrafen von Hessen und dem Herzoge von Cleven, um ihre Dienste anzubieten, und Zuschauer des Kongresses zu seyn, ohne weiter daran Theil zu nehmen.

Die eigentlichen Vermittler waren indessen die Könige von Frankreich und England. Die Minister, welche in derselben Namen handelten, sind schon oben genennt; hier noch einiges Besonderes von ihnen.

Peter Jeannin, Baron von Mont-Jeu, war von Autun in Burgund gebürthig, ehedem Mitglied des Parlaments von Burgund, und nachher wirklicher Präsident desselben, ein äusserst vertrauter Freund des Herzogs von Mayenne, und lange Zeit als Gesandter von der Ligue in Madrid bey dem König Philipp II. einst auch einer der Stände von Paris, als es um die Wahl eines Königes zu thun war, so wie bey der Konferenz zu Surenne. Dennoch schätzte Heinrich IV. ihn so hoch, daß er sich seiner in den größten und verwickeltesten Staatsgeschäften, als Erster Minister, bediente. Er war allerdings ein sehr redlicher, weiser und gelehrter

Mann, deſſen Rechtſchaffenheit ſich in allen ſeinen 1607.
Schritten zeigte, offen und aufrichtig, ſo wie man in ſeinen nachher gedruckten Briefen ihn kennen lernt; ſeiner Zeit auch Sûr-Intendant der Finanzen während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. Er ſtarb zu Paris im 82. Jahre ſeines Alters, den 31. Oktober 1622. wurde ſein Leichnam nach Autun gebracht, und bey St. Lazarus beygeſetzt, wo er ſein Grabmal hat. Der zweyte Bevollmächtigte Miniſter von Frankreich, Elias de la Place, Herr von Rüſſy, wie er ſich gemeiniglich mit ſeinem vollkommenen Titel ſchrieb, war ſchon mehrere Zeit als Geſchäftsträger und ordentlicher Geſandter ſeines Königes an die Republick, in Holland.

In Abſicht auf die Miniſter von Großbrittanien iſt weiter nichts zu bemerken; die Familie Spencer iſt in England ſehr berühmt, und der andre hatte ſchon als Geſandter Jakobs I. in Holland reſidiert.

Dieſe vier bevollmächtigten Miniſter hatten als Mediatoren in allem den Vorzug und die erſte Unterzeichnung. Sie wurden als Ambaſſadoren behandelt, und behandelten die andern ebenfalls ſo, ungeachtet die Geſchäftsträger der beyden Partheyen ſich gewöhnlich bloß Deputierte oder Kommiſſarien nannten.

Nunmehr aber müſſen wir uns eben noch eine Weile bey denen aufhalten, welche dieſem berühmten Kongreß im Namen der Krieg führenden Mächte beywohnten. Man war übereingekommen, daß ſie aus den Provinzen gebürtig ſeyn ſollten. Allein es entſtuhnden mancherley Zwiſtigkeiten über die Wahl, ehe man ſie eröfnen konnte. Spanien wollte einen

1607. Geſandten in ſeinem Namen dabey haben; und ſo wie dieſe Macht dabey intereſſiert war, ſchien eine ſolche Foderung billig. Philipp III. bevollmächtigte alſo zu dem Ende Don Ambroſio Spinola, Marquis von Venaſro, einen Genueſer, aus einem der vier vornehmſten adelichen Häuſer in Genua. Er war ein Sohn von Philipp und Polixena Grimaldi, und als ein ſehr reicher Herr machte er eigene Verträge mit dem König von Spanien, und beträchtliche Anliehungen an dieſe Monarchie, beſonders für den Krieg mit den Niederlanden, wohin er ſich perſönlich begab, und ſich den Ruhm eines der erſten Feldherren ſeines Jahrhunderts erwarb. Der König und der Erzherzog Albert hatten ein ſolches Zutrauen zu ihm, daß alles, was die Niederlande betraf, durch ſeine Hände gieng. Philipp IV. erhob im J. 1621. zu ſeinen Gunſten die Güter de los Balbaſez zum Marquiſat und Grandezza von Spanien. Er ſtarb den 26. September 1630. und hinterließ von ſeiner Gemahlin Johanna Baſadonna eine groſſe Nachkommenſchaft, welche die angeſehenſten Verbindungen traf, und ſich durch ihre Anhänglichkeit an die Krone Spanien auszeichnete, ſo wie durch die Titel der Marcheſen de los Balbaſez, der Herzoge von Seſto, von St. Severino, von St. Peter u. ſ. f.

Don Juan Manciſidor war ſint langem Rath, Staats- und Kriegs-Sekretär, und mit dem Erzherzoge (damals noch Kardinal) hergekommen, als dieſer die Regierung antrat. Auch ſchon einmal unter dem Prinzen von Parma war er hier, und zu Geſchäften gebraucht worden, daher ungemein bekannt mit den flanderſchen Angelegenheiten, und überhaupt

von groſſer Erfahrung. Man betrachtete ihn als 1607.
einen einheimiſchgewordenen; und weil er ſich nie verhaßt gemacht hatte, ſo vergab man es ihm deſto leichter, daß er ein Spanier war.

Der zweyte war der Ober-Präſident Richardot. Als der Prinz Moritz dieſe Wahl beurtheilte, äuſſerte er ſich, er hätte den Präſidenten Richardot immer für einen Flamänder, wenigſtens für aus den Provinzen gebürthig gehalten; nun vernehme er, daß er ebenfalls ein Fremder ſey; indeſſen wüßte er nichts gegen ihn einzuwenden. Wirklich war Richardot aus dem Franche-Comte; er nannte ſich eigentlich Johann Grüſſet, ſtammte aus einer Familie von Champlite in der Grafſchaft Burgund her, und war ein Sohn von Wilhelm und Margaretha Richardot von Mory daſelbſt. Sein Oheim von mütterlicher Seite war Franz Richardot von Morey, Auguſtiner-Profeß, der aber von ſeinem Gelübde diſpenſiert wurde, und zu Paris und Douay Theologie lehrte; auch nachher Dohmherr zu Beſancon, Suffragan der Metropolitan-Kirche, und Titular-Biſchof von Nikopolis ward. Bey dem Kardinal von Granvelle ſtuhnd derſelbe ſo ſehr in Gunſten, daß er ihm, bey ſeiner Abtauſchung des Bisthums Arras mit dem Erzbisthume Mecheln, das erſtre verſchafte. Dieſer ſetzte dann unſern Johann Grüſſet, ſeinen Neffen, zum Erben ein, unter dem Bedinge, daß er ſeinen Namen und ſein Wappen führen ſollte. Johann Richardot war ſodann Rath zu Mecheln, Präſident von Artois, Staatsrath, und Präſident des geheimen Raths im J. 1597. Er war eigentlich der erſte Miniſter des Erzherzogs, der in allen wichtigen Ange-

1607. legenheiten jener Zeit gebraucht wurde, und darinn Proben seiner Geschicklichkeit ablegte. Ich habe schon bemerkt, daß während der ganzen Zeit dieser Unterhandlung ein besonder vertrautes Verständniß zwischen den beyden Präsidenten Jeannin und Richardot herrschte, und Jeannin zu gleicher Zeit die ganze Vermittelung lenkte. Ob das eine Sympathie ihrer Landsmannschaft oder gemeinschaftlicher Würde gewesen seyn mag? In dem Archive liegen ausser den übrigen Papieren eine Menge Originalbriefe dieser beyden Männer, die mancherley entstehenden Schwierigkeiten, und die Mittel betreffend, um dieselben zu besiegen. — Der Präsident Richardot starb, als er von seiner Gesandtschaft in Frankreich zurückkehrte den 3. Oktober 1610. Von seiner Gemahlin Anna Courcol de Baillencourt hatte er eine Nachkommenschaft, welche unter dem Namen der Grafen von Gamaraye, der Baronen von Lembeeck und andern Titeln, in diesem Lande durch mehrere Geschlechtsfolgen hindurch bekannt waren.

Auch erschien Bruder Johann Neyen, General-Kommissar, und des Gr. Franziskusordens in den Niederlanden, (so lautete sein ganzer Titel) wieder auf der Bühne. Man hatte vorhin, zur Zeit seiner geheimen Unterhandlungen in Holland, viel von ihm geredet; und itzt natürlich nicht weniger, da er nun wirklich den Charakter eines Unterhändlers bekleidete. Der Nunzius Bentivoglio empfiehlt das Unschickliche davon, und nennt daher den Marquis Spinola, Mancicidor, den Präsidenten Richardot und den Audienzier Verreycken als die vier eigentlichen Gesandten; dazu kam noch, (sagt er dann), als der fünfte, der Pater Neyen, weil

er ebenfalls vielen Antheil an den Verhandlungen 1667.
hatte. Indessen finde ich in allen Konventionen und Schriften, welche die Gesandten der Reihe nach unterschrieben, die Unterschrift des Paters wirklich vor derjenigen des Audienzters. Auch muß ich meinen Irrthum wiederrufen, den ich eben auf Angabe des Bentivoglio begangen habe; denn die wirklichen Vollmachten der Erzherzoglichen Höheiten benennen Richardot als den zweyten, Manderdot als den dritten, Meyen als den vierten, und Verreycken als den fünften, nach ihrer Rangordnung.

Die Holländer ernannten nun ebenfalls ihre Deputierten, und setzten ihre zwey vornehmsten adlichen Personen an die Spitze derselben; nämlich, Wilhelm Ludwig, Grafen von Nassau, Vetter des Prinzen von Oranien, und den Herrn von Brederode. Die übrigen bestuhnden aus den angesehensten Bürgern der sieben Provinzen, und dem Pensionär Olden Barnevelt mit dem Charakter eines Deputierten von Holland.

Man hatte zwar in den Präliminarien bestimmt, daß der Deputierten von beyden Seiten gleich viele seyn sollten; da aber die von Spanien und von den Erzherzogen nur fünfe ausmachten, so weigerte man sich nicht, von jeder der Vereinigten Provinzen besondere, und von Holland nach der angenommenen Uebung einen oder zween mehr als von den übrigen, kommen zu lassen. Also waren gewöhnlich ihrer neune.

Einige Zeit vor und nach der Eröfnung der Mediationshandlung, nach dem der König von Frankreich die Erklärung von sich gestellt, daß er sie anzunehmen gesinnet sey, sendete der König von Spa-

1607. nien den Don Pedro von Toledo nach Paris ab, mit einem Danksagungs-Kompliment und Versicherung seines aufrichtigen Mitwirkens. Die englischen Minister aber erklärten sich, Se. Großbrittanische Majestät nähmen es übel, daß dasselbe nicht ebenfalls gegen England geschehen sey. Nun hielt sich gerade ein spanischer General, Don Ferdinand Giron, in Flandern auf; ein Mann von Stande aus dem Hause der Herzoge von Ossuna; dieser erhielt darum sogleich den Auftrag, sich nach England zu verfügen, und ähnliche Komplimente daselbst abzustatten. Nach dieser kleinen Ehren-Angelegenheit, gieng dann die Vermittelung wirklich ihren Gang fort.

Nachdem itzt die bevollmächtigten Minister ernennet waren, so kam es nunmehr in die Frage, wie und an welchem Ort man zusammenkommen wollte? Sobald es nämlich einigen Anschein zu einem Kongreß hatte, drangen die Holländer ernstlich darauf, daß solcher bey ihnen möchte gehalten werden, und gaben dabey zur Ursache an, daß bey einer so wichtigen Angelegenheit jede Provinz frey und zu ihrer gänzlichen Befriedigung müßte handeln können; daß also ihre Deputierten oft genöthigt seyn würden, sich an ihre Kommittenten zu wenden, wozu denn viel unnöthige Zeit und Geld erfordert würde, wenn sie weit entfernt wären; in Holland selbst hingegen hätte man sie immer an der Hand. Also überließ man ihnen, den Ort zu bestimmen.

Als es aber ruchtbar wurde, der Kongreß würde im Haag gehalten werden, und die bevollmächtigten Minister wären bereit dahin zu gehen, so erhub sich nichts desto minder bey allen Spaniern und

Spanischgesinnten eine gewaltige Unzufriedenheit; 1607.
man schrie, es wäre doch schmählich, den Frieden von den Holländern gleichsam vor ihren Thüren zu betteln; und spahrte weder Satyre noch Tadel, selbst gegen die Erzherzoge nicht. Auch nach Spanien schrieb man in diesem Tone; allein der Hof wurde zum voraus hierüber verständigt, und man hatte alle Maaßregeln darnach genommen; also gieng der Kongreß nun ohne weiteres vor sich.

Die Abreise der flanderschen Deputierten nach 1608.
Holland war auf den 15. Januar 1608. festgesetzt. Die Pässe waren bereits ausgefertigt, und die Schiffe lagen in Lillo bereit, sie aufzunehmen. Justin von Nassau und Marcel Bacx, die Gouverneurs von Breda und Berg-op-Zoom, waren beordert, ihnen bis Antwerpen entgegen zu gehn, und sie nach dem Haag zu bringen. Ein unvorgesehener Zufall aber veränderte diese Maaßregeln; es fiel nämlich ein so heftiger und anhaltender Frost ein, daß die Abreise verzögert, und man genöthiget wurde den Weg über Land zu machen. Die holländischen Gouverneurs verfügten sich also den 25. nach Liere, wo der spanische Gouverneur, Don Alonzo von Luna, sie an der Spitze seiner Garnison in Empfang nahm, bewirthete, und ihnen Quartier gab, bis auch die übrigen angelangt seyn würden.

Die Haupt-Ambassade kam nämlich erst den 27. Januar spath in der Nacht an. Der Marquis von Spinola führte eine Menge Kutschen, Wagen, und, gegen die übrigen, ein äusserst beschwerliches Gepäck, ausser einer Eskorte von 180. Pferden mit; dieser ganze Train gieng gleich den andern Tag nach

1608. Hoogstraeten ab. Den 29. kamen sie auf **Breda**; die Cavalerie von der Garnison gieng ihnen entgegen, und die Infanterie stuhnd bey ihrem Einzug unter den Waffen. Sie wurden im Schlosse einquartiert, und aufs prächtigste bewirthet. Den 30. trafen sie auf den Mittag zu Gertrudenberg ein, wo der Marquis seine Eskorte entließ, und nach dem Mittagessen wagten sie sich auf das Eis, um über den grossen Meer Arm, insgemein Vlie oder Biesbos genannt, eine zu jeder Jahrszeit gefährliche Stelle, zu gehen. Man hatte zu dem Ende ungefähr 200. Schlitten zusammengebracht, wovon einige mit Balken beladen waren, auf denen man sich im Fall eines plötzlichen Eisbruches retten könnte. Auf diese Weise kamen die Gesandten samt ihrem Gefolge auf den Abend nach Dordrecht hinüber, der Magistrat erwartete dieselben vor den Pforten, und eine so unzählige Menge Menschen, daß die Hälfte der Einwohner von allen sieben Provinzen zusammengekommen zu seyn schien, um diese Gesandtschaft anzustaunen. Auch hier wurden sie, wie allen Orten, mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen. Den letzten Januar fuhren sie dann ebenfalls auf Schlitten über die Maas nach Rotterdam, und schickten von da ihr Gepäcke nach dem Haag. Den 1. Februar, nach dem sie ein kostbares Frühstück genossen hatten, reisten sie selbst dahin ab, kamen auf den Mittag nach Delft, blieben aber nicht einmal zum Mittagessen hier, weil sie Nachricht erhielten, der Prinz Moriz wäre vom Haag aus mit grossem Gefolge auf dem Weg, ihnen entgegenzukommen. Wirklich fuhr derselbe mit acht Wagen aus, sie zu empfangen, und hatte den

Prinzen Heinrich, seinen Bruder, alle seine Vettern 1608.
die Grafen von Nassau, und was sonst von hohem
Adel um ihn war, bey sich. Mit diesem zahlreichen
Gefolge zogen sie dann auf den Abend im Haag
ein, immer umzingelt von einer zahllosen Menge
Menschen, die alle Strassen, Felder, und die über
strömen Wasser deckten. Der Marquis Spinola,
Richardot und Mancicidor wurden in einem präch-
tigen Pallast auf dem Wyverberg einquartiert; der
Pater Neyen und der Audienzler Verreycken aber
in dem Wassenaerschen Pallast. Den 2. Februar
nahmen sie die Bewillkommungsbesuche des Prinzen
Moritz, des Prinzen Heinrich, der Grafen von
Nassau, und des hohen Adels an. Die Generals
staaten der Vereinigten Provinzen kamen eben-
falls en Corps; sodann die Ambassaden von Frank-
reich und Großbritanien. Auch von dem Bot-
schafter von Dännemark, von den Churpfälzischen,
Brandenburgischen und allen andern fremden Ge-
sandten erhielten sie Besuche. In den folgenden
Tagen erwiederten sie dieselben pünktlich. Der Mar-
quis von Spinola zeichnete sich unterdessen auch
hier durch ausserordentliche Pracht aus; denn, ob
gleichtet sein Pallast, so wie alle übrigen, mit den
prächtigsten Mobilien versehen waren, hatte der
Marquis noch kostbarere von aller Art mitgebracht;
vorzüglich aber Silbergeschirr in Menge, das er
dann immer zur Schau ausstellte, und bey den
kostbaren Mahlzeiten, die er von Zeit zu Zeit gab,
bey Leuthen, die sich eines solchen Aufwands und
Glanzes gar nicht gewohnt waren, ein ausserordent-
liches Spektakel ausmachte.

1608. Nach einigen Tagen ließen die Generalſtaaten den Bevollmächtigten den Antrag zur Eröfnung der Konferenzen machen, und anfragen: Ob ſie mit der General-Verſammlung oder mit den Deputierten beſonders zu handeln wünſchten? Sie fuhren denſelben Tag im Wagen nach der General-Verſammlung, wo aber blos die Komplimente wiederholt wurden.

Den 6. Februar geſchah denn die Eröfnung der Konferenzen wirklich. Man hatte am Hof ein beſonder ſchönes Zimmer zu dem Ende eingerichtet, welches bis auf itzt die Stillſtends-Kammer (Treves-Cæmer) heißt, und nachher mehrmals zu ähnlichem Gebrauche diente. In der erſten Sitzung wurden allein die Vollmachten eröfnet und beurtheilt. Der Marquis fand die der holländiſchen Bevollmächtigten allzuſchwankend, und voll Beziehungen auf einzelne Inſtruktionen, die nicht vorhanden wären. Er gab ſich indeſſen zufrieden, als man ihm anerbot, die Generalſtaaten würden ſogleich jedem Artikel, ſo wie er zum Schluß käme, ihre Ratifikation ertheilen, da ſie ganz nahe an der Hand wären.

Von der erſten Konferenz an lagen die Mediatoren unermüdet ihrem Geſchäft ob, ſo daß alle Forderungen und Vorſchläge von beyden Partheyen, mit Beobachtung der genaueſten Vorſichtsregeln und nach allen üblichen Formalitäten, ihnen mehr als einmal durch die Hände giengen. Da die Vereinigten Provinzen die Vermittelung Frankreichs und Englands ſuchten, ſo war es ihnen zugleich darum zu thun, ihr Defenſiv-Bündniß mit dieſen beyden Kronen zu erneuern, auf den Fall hin, wenn

Spanien sich weigern würde, den Tracktat mitzu- 1608
schlieſſen, oder, nach dem er wirklich geschlossen wäre, sich an denselben zu halten. Frankreich hatte wirklich Hand hiezu geboten; und diese Erneuerung war schon den 23. Januar, vor der Ankunft der Katholischen Deputierten, in Holland geschehen. Auch machten die französischen Minister kein Geheimniß daraus; und Herr Jeannin ließ bemerken, der König sein Herr habe eben die Absicht, den Vergleich dadurch zu beschleunigen. Die Engländer hingegen lehnten eine solche Allianz-Erneuerung von sich ab, weil sie mit den Holländern vorher noch anderweitige Geschäfte und Liquidationen abzuthun hätten.

Es waren nun bereits sieben oder acht Sessionen gehalten, ohne daß man einen Schritt weiter kam, weil die Gegenstände der Berathschlagungen immer abgeändert, und bald dieser bald jener Gegenstand vorgenommen wurde, ohne etwas abzuschlieſſen. Es übergab also jede Parthey ihre Foderungen den Schiedsrichtern, um dieselben der Ordnung nach besonders behandeln zu können. Die Holländer hatten deren 28. die andern 7. Artikel. Allein, wenn man die Wahrheit sagen soll, so war es eben noch um etwas ganz anderes zu thun. Die meisten, um nicht zu sagen alle diese Artikel betreffen mehr die Folgen und die Ausführung eines Friedens-Traktats, als den Traktat selbst; und war es nämlich einstweilig nur von Schadloshaltungen, Vergütungen, Schuldentilgung, und mit einem Wort von solchen Angelegenheiten die Rede, welche mehr die Partikularen als den Staat selbst betrafen, leicht auf dem Wege einer ordentlichen Justitz entschieden wer-

1607. den konnten, und die man sonst gewöhnlich erst am Schluß eines Definitiv-Traktats, besonders ernannten Kommissarien zu beendigen aufträgt. Die eigentlichen, wesentlichen Hauptpunkte hingegen, wollte, wie es scheint, noch keine von beyden Partheyen auszusprechen wagen; und doch wußte man so wohl worinn sie bestuhnden, und lagen dieselben offenbar am Tage. Es waren ihrer blos drey oder vier, an denen allein Krieg oder Friede hieng.

Die Religion und die Indienfahrt machten nämlich die unüberwindlichste Schwierigkeit aus, worüber man die Partheyen unmöglich vergleichen konnte.

Der König von Spanien verlangte für die Katholicken in den Vereinigten Niederlanden freye Religionsübung; allein da sie zahlreich und also zu fürchten waren, so wollten die Holländer nicht, daß derjenige Theil ihres Volks, der schon eben um der Religion willen Spanien ergeben war, dieser Macht noch ferner durch eine Freyheit verbindlich gemacht werden sollte, welche gewissermaassen eine Verurtheilung ihrer Revolution in sich faßte. Die Erzherzoge hingegen sahen die Nothwendigkeit ein, daß hierinn nachgegeben würde, und suchten also auch den König davon zu überzeugen. In dieser Absicht sendeten sie ihren Beichtvater Fra. Iniego de Brizuella, einen gelehrten Dominikaner, und grossen Theologen, der mit den niederländischen Angelegenheiten sehr genau bekannt war, nach Spanien. Dieser bewafnete sich, neben den eigentlichen Gründen, mit allen Arten theologischer Spitzfindigkeiten, und stellte nämlich dem Könige vor: Daß man jenen Artikel den freyen Religionsübung mit gutem Gewissen könnte fallen lassen, und zwar

dieſes zum gröſten Vortheil für das allgemeine Beſte 1608.
der Religion ſelbſt; denn wenn man die Katholiſche Religionsfreyheit in den Vereinigten Provinzen zu weit ausdehnen wollte, ſo ſtühnde zu befürchten, dieſelbe dürfte ſodann in den treugebliebenen Provinzen ſelbſt darunter leiden, weil man alsdann einige gegenſeitige Toleranz nicht wohl ausweichen könnte. Der Nachtheil wäre alſo bey fürdauernder Hartnäckigkeit auf ſpaniſcher Seite gröſſer, als der Vortheil den man durch das Nachgeben auf Seite der Widerpart zu erhalten gedächte, da jene nur eine mehrere Unterdrückung derjenigen bewirken könnte, welche derſelben blosgeſtellt wären. Der Pater Brizuella drang um ſo viel leichter in dieſem Punkte durch, da der Herzog von Lerma, als erſter Staats-Miniſter, auf alle mögliche Weiſe nun den Frieden ſuchte, um die Monarchie einmal der Laſt jener ungeheuern Ausgaben zu entladen. — Alsdann berührte er vorläufig auch den Artikel der Handelſchaft und Schiffarth nach Indien, fand aber einſtweilig den ſpaniſchen Hof hierüber ganz unerbittlich. Wir werden unten mehr davon hören; denn dieſes war eben die Klippe, an welcher am End die ganze Friedensunterhandlung ſcheitern mußte.

Im Haag ſelbſt ſahen die Mediatoren, und wer immer eine richtige Kenntniß von dieſen Dingen hatte, aus den eingegebenen, man kann wohl ſagen, unweſentlichen Foderungen wohl ein, welch ein unermeßliches Feld von Zänkereyen ſich damit öfnete, und wie viel Zeit zu deren Erörterung erfoderlich ſeyn würde. Dieß verurſachte denn groſſe Abneigung, eifrige Hand an das Werk zu legen; man dehnte alſo für einmal den ſchon oft verlängerten

1608. Waffenstillstand wieder auf das ganze Jahr 1608. aus; die Hauptsache blieb darüber liegen. Der Pater Neyen war schon wieder auf Brüssel abgegangen, und machte unmittelbar nachher eine neue Reise nach Spanien, wo er sich ziemlich lange Zeit aufhielt, ohne das geringste von sich hören zu lassen. Auch weiß man wirklich nicht, was er dießmal daselbst that, weil der Erzherzog bald darauf seinen eigenen Beichtvater, den Dominikaner, wieder mit den wichtigsten Aufträgen dahin abschickte.

Auch der Audienzier Verreycken gieng in dieser Zeit zweymal nach Brüssel; und der Präsident Jeannin wurde nach Paris berufen, wo auch Don Pedro von Toledo noch anwesend war. Hier wurden, wie es scheint, gewisse wirksamere Maaßregeln ergriffen, deren Folgen sich erst in der Zukunft zeigten. Und so zog sich der Hauptsitz der Unterhandlung allmälig gleichsam ganz nach Frankreich und Spanien hin, während dem dieselbe im Haag, in Abwesenheit der Minister, völlig ins Stecken gerieth. In Holland verbreiteten sich inzwischen allerley falsche und arge Gerüchte. Man sprengte aus: Der König von Spanien hätte sich erklärt, daß er in den Artickeln über die Religion und den Indischen Handel nimmermehr nachgeben würde, und setzte das Volk aufs neue mit dem vormaligen Gerüchte in Furcht, daß alle jene Friedens-Projecte nur erdichtet wären, um die Nation damit einzuschläfern; der Gesandte der Erzherzoge in London hätte solches dem Könige von England selbst eingestanden.

Im August bedienten sich die Holländer dieses Vorwandes wirklich, um die Unterhandlung zu beschleu-

ſchleunigen. Die Miniſter waren wieder angekom- 1608.
men, und ſchon die Erklärung geſchehen, daß Spanien von der freyen Religionsübung abſtehen wollte. Allein man ermangelte nicht, dieſe nun ſo zu deuten: Der König hätte ſich zu dieſem Einen groſſen Opfer wohl nicht entſchloſſen, wenn er nicht die Abſicht hätte ſich dadurch jenen andern Punkt, ſeiner Anſprachen an den Indiſchen Handel, zuzu ſichern.

Ich habe oben bemerkt, wie ſchon beym erſten Entſtehen dieſer Schiffarth abzuſehen war, welches groſſe Hinderniß ſie einſt beym Entwurf eines Friedens machen würde. Zehen oder zwölf Jahre früher, da die Holländer ſolche noch nicht öffentlich führten, und blos unter den entlehnten Namen von Spaniern und Portugieſen handelten, würde es leicht geweſen ſeyn ſich hierüber zu vergleichen; nachdem ſie itzt aber einmal feſten Fuß gewonnen hatten, und die Vortheile einſahen, welche dieſer Handel einbringen könnte, wenn er ihr Eigenthum würde, ſo war nicht mehr mit ihnen auszukommen. Sobald daher auch von dieſem Artikel die Rede wurde, beſtuhnd jede Parthey ſo feſt auf ihrem Satze, daß man ſogleich einen Bruch vorausſah. Umſonſt ſuchte man die Sache von allen Seiten ins Licht zu ſtellen, umſonſt bot man allen möglichen Mitteln auf, ihre Hartnäckigkeit zu biegen; alles umſonſt. Endlich ſchlugen denn doch die Generalſtaaten dem Könige von Spanien und den Erzherzogen drey Punkte zur Auswahl vor. Entweder 1) die einfache Bewilligung der Schiffarth auf die Art, wie ſie bereits beſtühnde, oder 2) Bewilligung derſelben für ſieben Jahre unter dem Bedingniſſe, daß man ein

1608. Jahr vor dem Auslaufe dieses Termins einen Vertrag machen sollte, ob dieselbe ferner bestehen, oder aber aufhören soll? Oder endlich 3) der in Europa geschlossene Friede sollte keinen Einfluß haben auf das, was jenseits des Wendekreises vorfallen möchte, wo jede Parthey ihre Handelschaft auf eigene Gefahr, Glück und Unglück, sollte treiben mögen.

Weder die erste noch die letzte von diesen Aussünften konnten Spanien gefallen. Jene trug auf eine gänzliche Abtrettung an, welche eben den Hauptpunkt ausmachte; diese aber enthielt einen mit Feindseligkeit untermengten Frieden, der unfehlbar wieder einen allgemeinen Krieg zwischen beyden Partheyen entzünden mußte. Die zweyte indessen hätte Spanien angenommen, wenn die Holländer sich mit den sieben Jahren hätten begnügen, alsdann aber gänzlich davon abstehen wollen. Allein diese waren nicht weiter zu bringen, als eben daß in dem sechsten Jahre eine neue Verkommniß sollte getroffen werden, je nach der dannzumahligen Lage der Sachen. Allein die Ostindische Kompagnie, die Provinz Seeland, und die Stadt Amsterdam, welche vorzüglich dabey interessiert waren, widersetzten sich aufs äusserste, und drangen auf die Verwerfung des spanischen Antrags.

Und dieses war also der Stein des Anstosses, an welchem das ganze Friedenswerk zerfiel. Der Kongreß wurde mit der 26. Sitzung aufgehoben, und darüber den 23. August vor der General-Versammlung, im Beyseyn der Mediatoren, und der Churpfälzischen, Brandenburgischen, Anspachischen und Hessischen Minister ein Schluß abgefaßt, den man sodann den 25. dem Marquis Spinola und

den übrigen Bevollmächtigten in einem weitläuftigen Manifest kund that. 1608.

Den 27. kehrten alle auswärtigen Minister, die Mediatoren an ihrer Spitze, wieder für die Generalversammlung und trugen vor: Die Gesinnung ihrer Herren wäre nun ferner die, daß sie, im Fall kein Frieden zustandkommen mögte, ihre Dienste zur Vermittelung eines Waffenstillstands von mehrern Jahren anerböten, wenn man dazu geneigt wäre. — Den 30. August antworteten die Staaten: Sie wären einem solchen Entwurfe nicht abgeneigt, unter der Bedingniß, wenn die Anerkennung ihres freyen unabhängigen Staats ohne Vorbehalt und immerwährend seyn sollte, auch am Ende des Waffenstillstandes nicht wieder zurückgenommen würde. Die Bevollmächtigten Spaniens und der Erzherzoge versprachen hierauf, ihren Herren diesen Vorschlag pflichtmässig zu hinterbringen, weil sie nicht Vollmacht hätten, denselben ohne neue Verhaltungs-Befehle zu genehmigen. Sie zeigten aber dabey an, sie würden vor Ende Septembers keine Antwort aus Spanien haben können. Sie blieben also die ganze Zeit über im Haag; ungeachtet aber keine ordentlichen Konferenzen mehr vorgiengen, so kann man leicht denken, daß nichts destoweniger bey mehrern Gelegenheiten davon gesprochen wurde. Da indessen keine dießfälligen Aeusserungen von Spanien einlaufen wollten, wenigstens keine, welche die Bevollmächtigten mittheilen konnten, so rüsteten sie sich endlich zur Abreise. Den letzten September nahmen sie Abschied von der General-Versammlung. Herr Richardot führte das Wort. Man bezeugte auf beyden Seiten grosses Bedauern über die fruchtlosen

1608. Bemühungen, und machte sich eine Menge Komplimente. Dasselbe geschah auch bey dem Prinzen Moritz, und wo sie sich sonst einfanden; denn kurz, man trennte sich mit der größten Höflichkeit. Die Staaten ließen die Gesandten bis nach Antwerpen durch die Herren Van Lier und Obdam, ihre Deputierten, begleiten, und führten sie auf den Jachten des Staats und des Prinzen ab.

Nach ihrer Abreise arbeitete man jtzt weit offener und mit weniger Zwang an der Sache; die Mediatoren nahmen sich derselben von Neuem an, und brachten sie, mit wahrhaft heldenmässigem Muth und unermüdeter Geduld, endlich doch ins Reine. Der Präsident Jeannin war die Seele und die Haupttriebfeder des ganzen Geschäftes; denn er kannte die Gesinnung des Königes seines Herrn, dem alles daran gelegen war, diesen Händeln einmal ein Ziel zu setzen. Die Brittannischen Minister leisteten ihm dabey alle mögliche Beyhilfe; und die Gesandten der deutschen Fürsten, welche zwar keinen eigentlichen Antheil an der Vermittelung nahmen, von den Holländern aber oft zurathgezogen wurden, weil sie jene Fürsten ihre Evangelischen Freunde nannten, riethen nichts desto minder ebenfalls aufrichtig, dem Krieg ein Ende zu machen.

Ehe wir aber von den ausserordentlichen Mitteln reden können, welche erfoderlich waren so sehr entgegengesetzte Meinungen zu vereinigen, mag es nicht undienlich seyn, nur mit Wenigem zu untersuchen, was man sich eigentlich unter diesem Waffenfrieden dachte, und was die, welche Theil daran nahmen, davon erwarteten? Ueberhaupt fand man weit mehr Geschmack daran als an einem wirklichen Friedens-

schlusse. Denn die Krieg führenden Partheyen waren der Ruhe gleich bedürftig; und mit derselben erhielten sie Zeit, glücklichere Aussichten zu erwarten. Ein Definitif-Traktat schneidet oft zu tief ins Leben; die damit verbundenen Abtrettungen und Entsagungen geben sich allzulebhaft zu fühlen. Ein Waffenfrieden hingegen, der nur auf einige Zeit gemacht wird, läßt die Sachen auf dem Fusse, auf welchem sie sind; man überläßt das meiste dabey der Zeit und den Umständen; man wählt die Ausdrücke nicht so genau; man betitelt manches blos als einen vorläufigen Versuch, und manches übergehet man ganz mit Stillschweigen. Das war gerade auch hier der Fall, und also auch der einige Weg, eine ehrenhafte Aussöhnung möglich zu machen. Den ersten aber, der dawider seyn würde, dachte sich jedermann in dem Prinzen Moritz, der in dem Ministerium einen starken Anhang hatte; und urtheilte man nämlich seinetwegen: So lange der Krieg währe, bedürfe man seiner sehr, und stühnde er nun einmal an der Spitze der Republick; zur Zeit des Friedens hingegen würde wohl sein Ansehn und seine Macht ungemein gering und eingeschränkt seyn. Dieses augenscheinliche Interesse ließ daher allgemein vermuthen, nur Krieg wäre seine Sache, und er würde suchen denselben ewig fortzusetzen. Allein auch Moritz war zu klug und zu einsichtsvoll, als daß er nicht hätte fühlen sollen, welch ein größrer Vortheil ein Waffenstillstand für ihn seyn würde, als ein vollkommener Frieden. Er hatte nicht zu befürchten, daß die Vereinigten Provinzen in einen allzutiefen Schlaf versinken würden, und wußte wohl, daß die Truppen stehen blieben, und man 1608.

1608. ihn also immerfort nöthig hätte. Bey einem gänzlichen Friedensschlusse hingegen ist es gemeiniglich der Fehler eines republikanischen Staats, daß er die Waffen beyseite legt, und sich ganz der Sicherheit und Sparsamkeit überläßt. Beyspiele hievon haben wir an den alten Republiken Griechenlands, an Karthago, und an den neuern Freystaaten Venedig und Genua. Auch die Holländer selbst erfuhren es im J. 1672. Itzt aber hatte es damit keine Gefahr; denn die Gebrechlichkeit und Unsicherheit eines Waffenstillstandes, wie dieser war, gab dem Prinzen genugsame Mittel an die Hand die Holländer wache zu erhalten, und mittlerweile von seinem Ansehn Gebrauch zu machen. Daneben sah er gar wohl ein, wie sehr sein Vaterland nöthig hätte Athem zu schöpfen; wie die größte Menge zum Frieden geneigt sey; wie man die Waffen nur wider Willen von Neuem ergreifen würde, um sie vielleicht einst bey einem unvorgesehenen Frieden plötzlich wieder niederzulegen; denn er wußte nur gar zu gut, wie dringend Frankreich und England an einem solchen Waffenfrieden arbeiteten, und hatte selbst die Aeusserungen beyder Kronen mit angehört, bey denen sie sich sogar der Drohung bedienten, ihre Subsidien und Hilfleistungen einzuziehen. Viel mehr erwartete Moritz durch sie einige Entschädigung, die ihm zur Berichtigung seiner eigenen Privatangelegenheiten sehr wohl zu statten kam, wie wir solches am Ende des Vertrags sehen werden; auch machte solche wirklich einen geheimen und besondern Artikel desselben aus, dessen in der Haupturkunde selbst nicht gedacht wird. — Aus diesen Gründen läßt sich ermessen, daß er für seine Person

wohl dem Waffenſtillſtande, an welchem itzt gearbei- 1608.
tet wurde, ſo ganz abgeneigt nicht geweſen ſey, als man ſich bereden wollte. So ſcheint auch der Haß zwiſchen ihm und dem Penſionär Olden-Barnevelt, der dieſem letztern den Untergang brachte, ſeinen Urſprung nicht hierinn genommen zu haben; denn zu dieſer Zeit war die Verſchiedenheit ihrer Meinungen noch von keiner Hitze begleitet. Es würde hier allzufrühe ſeyn, von dieſer Begebenheit zu reden, welche ſich zehn Jahre hernach zutrug, und die Republick nicht wenig erſchütterte; ſie hatte aber ihren Grund in ganz andern politiſchen Urſachen und Vorwänden, und ſtuhnd mit dem Waffenfrieden, von welchem hier die Rede iſt, gar in keiner Verbindung.

Um nunmehr dieſen Waffenfrieden einzuleiten, mußte alles, was in Rückſicht auf einen vollſtändigen Frieden vorgearbeitet worden, wieder von vorne angefangen werden. Man kannte nun die ſchwierigſten Artikel; indeſſen ließen ſich itzt manche andre, als zu einer vorläufigen Probe, leichter behandeln, als im Anfange.

Einer der weſentlichſten Punkte, auf welche der Friede ſich hätte gründen ſollen, war das Verlangen der Holländer, daß der König von Spanien und die Erzherzoge durch eine förmliche, authentiſche Entſagung den Freyſtaat der Vereinigten Provinzen für ganz unabhängig anerkennen möchten, und zu dem Ende hin ihren Wünſchen in Abſicht auf die Religion und auf den Indiſchen Handel entſprächen. Da nun dieß nicht erhältlich war, ſo dachten ſie darauf, ſich eben eine ſolche Entſagung nunmehr durch die Präliminarien zu dem Waffen-

1608. frieden zu verschaffen. Man zeigte ihnen aber die verschiedene Natur dieser beyden Traktaten; und die Mediation setzte fest, jene Anerkennung müßte, wie alle übrigen Konventionen, die man entwerfen würde, nur als vorläufig angesehen werden.

Sodann erfoderte die Restitution und Auswechselung der Plätze ebenfalls langwierige Konferenzen. Die Holländer hatten in Brabant Breda und Berg-op-Zoom, in Flandern Sluis, die Erzherzoge hingegen Linghen, Grol und andre Plätze in Ober-Yssel inne. Man brachte in Vorschlag, jede dieser Städte an ihre Provinz zurückzugeben, und das mangelnde Equivalent durch Geldrische Orte zu ersetzen. Dieß Projekt wurde häufig bestritten, hätte aber wohl noch durchgehen mögen, wäre man nur in den übrigen Punkten einverstanden gewesen; allein man verlor ganz aus den Augen, daß es jtzt bloß um einen Waffenfrieden zu thun wäre. Endlich half man sich in dieser und andern ähnlichen Verlegenheiten mit der vorläufigen Reglements-Akte: Uti possidetis, und schnitt den Knoten dadurch entzwey.

Man war schon übereingekommen, den Waffenfrieden auf zwölf Jahre festzusetzen; und da die übrigen Artikel alle aufgeschoben blieben, und nichts entschieden werden konnte, so war der Grund dazu schon gelegt; man durfte nur den ersten Waffenstillstand, und die für acht Monathe entworfenen Bedingnisse desselben auf die zwölf Jahre ausdehnen. Das war dann auch wirklich der Plan, den man befolgte; nur mußte man gewisse Handlungs-Verkommnisse und einige Civil-Gerichtsordnungen beyfügen, die man aus verschiedenen Artikeln der

Genter Pazifikation vom J. 1576. schöpfte, und welche das Privatrecht der Gemeinheiten und ihrer Einwohner betraffen. Jene groſſen Interessen des einen sowohl als des andern Staats, welche so lebhafte Zwistigkeiten erweckt hatten, behielten freylich noch immer ihren Einfluß; indessen wußte man sie dadurch, daß man sich in dem Traktat entweder gar nicht, oder nur in den dunkelsten Ausdrücken damit abgab, freylich seltsam genug, zu beseitigen. 1608. 1609.

Der Religionsartikel litt erstlich einige Abänderung von dem wirklichen Friedensentwurfe. Man hatte nämlich bey jenem hierinn den Vereinigten Provinzen nachgegeben, als welche in Zukunft eine unabhängige Souveränität ausmachen würden. Die auſſer den Gränzen eroberten Städte wären ausgewechselt, wieder mit ihrer ursprünglichen Provinz vereinigt, oder auch dem andern Staat einverleibt worden, je nachdem sich's getroffen hätte. Itzt hingegen blieben die Städte, welche die Holländer in Brabant und Flandern besaſſen, zufolg der Uti possidetis-Akte denselben zum Unterpfand, auſſer den Gränzen der Vereinigten Provinzen, und ohne daß eine Abtrettung oder Vertauschung statt hatte. Und weil nun, nach den ergangenen Kapitulationen, die katholische Religion in denselben die herrschende war, so dachte man auch darauf, sie in dieser Gestalt beyzubehalten. — Der Nunzius Bentivoglio war mit den gemessensten Instruktionen von Rom verreist, die katholische Religion durchaus in den Vortheil zu setzen. Bey seiner Abreise empfahl ihm der Pabst die Sache noch mündlich, wie er selbst sagt, und er hatte sich wirklich die ganze Friedensunterhandlung hindurch alle Mühe dafür gegeben. Bey

1609. diesem Anlaß nun erneuerte er seine Aufträge wieder, und war sehr glücklich in Befolgung derselben; nach seinem eigenen Geständniß in seinem Traktat über den Waffenfrieden. Die Sache wurde nämlich folgender Maassen in Ordnung gebracht. Die Gesandten des französischen Hofes stellten ein Certifikat aus, worinn sie versichern, die General-Staaten der Vereinigten Provinzen und der Prinz Moritz hätten ihnen gelobt und verheissen, es sollte in Absicht auf die Religion in den Brabantischen Ortschaften ganz keine Neuerung vorgehen, und die bisher in denselben allein gebräuchliche katholische, Apostolisch-Römische Religionsübung fernerhin ohne einige Hinterniß, Veränderung, oder Neuerung die zu einem Aergerniß Anlaß geben könnte, dort fortgesetzt werden. Sodann versprachen die Ambassadoren im Namen des Königes, daß wenn diesem nicht nachgelebt würde, Seine Majestät sich verpflichte, dafür Genugthuung zu fodern, und kurz darauf zu halten, daß jenem Versprechen redlicher Weise Genügen geschehe. Dieses Certifikat wurde den Katholischen Gesandten zu Handen gestellt. Ein Original desselben, auf denselben Tag mit dem Waffenfrieden, nämlich den 9. April 1609. von Jeannin und Elias de la Place-Rüssi unterzeichnet, befindet sich unter den zu Brüssel aufbewahrten Aktenstücken; und vermittelst dieser besondern Schrift konnte man es dann ausweichen, daß in dem Traktat selbst der Religion mit keinem Worte gedacht ist.

Der Indische Handel, der bisher ein unüberwindliches Hinterniß war, an welchem vorher die Friedensunterhandlung eigentlich scheiterte, gab den Mediatoren unendliche Mühe, um die Verkommniß

se darüber in solchen Ausdrücken abzufassen, bey 1609.
denen sich beyde Theile befriedigen konnten. Gerade um diese Zeit war es auch, daß die Herren Jeannin und Richardot in einen besondern Briefwechsel gegen einander geriethen, vermittelst dessen sie denn solche Entwürfe herausbrachten, die dem Geiste nach von viel weiterem Umfang waren, als sie nach dem Buchstaben zu seyn schienen.

Der Pater Brizuella war indessen mit den letzten geheimsten Entschlüssen des Königes von Spanien zurückgekommen. Der Monarch willigte zwar ein, daß den Holländern erlaubt seyn sollte, die Zeit des Waffenfriedens hindurch den Handel nach Indien zu treiben, wollte aber durchaus nicht, daß davon in dem Traktat ausdrückliche Meldung geschähe; sondern es sollte nur von allgemeinem Handel die Rede seyn, und nicht einmal das Wort Indien gebraucht werden. Dieß machte also mancherley Umschreibungen und gezwungene Phrasen nothwendig, in denen jene Länder begriffen seyn mußten, ohne sie zu nennen. Und da die Holländer immer fragten, warum man doch solche uneigentliche, dunkle, zweydeutige Ausdrücke für eine Sache suche, die man ohne alle Gefahr eines Mißverstands, weder für jetzt noch für die Zukunft, mit den einfachsten Worten bestimmen könnte, und in welche der König dem Wesen nach einwillige, so gab man zur Antwort: Der Monarch hätte Ursachen dafür, die sie nicht beträfen, und die ihnen nie zum Nachtheil gereichen würden. Daher sagt Bentivoglio: Man wünschte, che si s'intendesse piu tosto con giro tacito di parole, che con venir all' espressa nominaziore. Endlich machte man folgenden Entwurf

1609. in Rücksicht auf diesen Artikel: Die Landesbewohner und Unterthanen des Königes, der Erzherzog und die Staaten sollten über die ganze Zeit des Waffenfriedens gute Freundschaft und Vertragsamkeit gegen einander halten, und aller vorgefallenen Beleidigungen und Beschädigungen vergessen; und daher die einen in des andern Besitzungen zu Wasser und zu Lande handeln, wohnen, und Geschäfte treiben können. Indessen wolle der König das allein von seinen Reichen, Staaten und Ländern die er in Europa besitzt, und von solchen Meeren und Plätzen verstanden wißen, in welchen auch die Unterthanen andrer mit ihm verbündeter Könige und Fürsten nach gegenseitigen Verträgen Handelschaft treiben; in denjenigen Städten und Meerhafen hingegen, welche Philipp auffer diesen Gränzen besäße, sollten die Staaten ohne Erlaubniß des Königes keinen Handel treiben mögen; jedoch soll es ihnen frey stehen, es (auch auffer jenen Gränzen) unter und bey solchen Fürsten, Mächten und Völkern zu thun, die dessen zufrieden sind, und würde der König keine Hinternis dagegen in den Weg legen, weder gegen die Staaten selbst, noch gegen denen, die es denselben bewilligen würden.

Man muß in der That gestehen, so sehr dieser Artikel von Wiederholungen und überflüssigen Worten wimmelt, so war er doch mehr als einer Auslegung fähig. Er sollte den vierten Artikel des Waffenfriedens ausmachen. Der fünfte enthielt sodann: Dieser Waffenfrieden sollte auffer diesen Gränzen — abermal die gezwungenste Verhütung, weder Indien noch irgend einen Ort jenes Welttheils zu benennen — erst nach einem Jahre seinen Anfang

nehmen, damit man Zeit hätte, die jenseits derselben 1609.
liegenden Truppen und Schiffe davon zu benachrichtigen.

Die Holländer verwarfen also die Ausdrücke, in welchen diese Artikel abgefaßt waren, und verlangten eine klare, bestimmte Aeusserung. Man stritt sich lange deßwegen, und schrieb und sprach über deutlichen und über dunkeln Sinn die Menge. Schon hatte der Kongreß, das was er zu Antwerpen bereits zugestanden hatte, zurückgenommen; und es war nahe daran, daß dieser Artikel zum zweyten Mal alle bisherigen Unterhandlungen zerstören sollte. Endlich half man sich auch hier mit einem besondern, für sich bestehenden, geheimen Vertrag. Die Mediatoren von Frankreich und England, gaben nämlich den letzten März 1609. (acht Tage vor der Unterzeichnung des Waffenfriedens) eine Akte, in welcher erst ziemlich weitläufig erzählt wird, was dieselben alles unternommen hätten, um die Partheyen in Rücksicht auf den vierten und fünften Artikel gegen einander in Verständniß zu bringen; was aber so wohl auf Seite des Königes von Spanien und der Erzherzoge, als auf Seite der General-Staaten für Ursachen im Wege gestanden hätten; indessen erklären die letztern aus Liebe zum Frieden, daß der vierte und fünfte Artikel, so wie dieselben in dem Entwurf lauteten, in den Traktat möchten aufgenommen werden, in so fern nämlich die Könige von Frankreich und England ihnen verbürgen wollten, daß diese Artikel für ihre Handelschaft dieselbe Vollgültigkeit haben müßten, wie wenn Indien wörtlich darinne benennet wäre. Diese Garantie geloben alsdann die vier vermittelnden Minister im

1609. Namen ihrer Souveräns. Die Akte iſt datiert vom 31. März, unterſchrieben zu Antwerpen von den vier Mediatoren und neun Deputierten der Vereinigten Provinzen.

Auf dieſe Weiſe wurden jene Artikel dennoch in dem Haupt-Traktat eingerückt, mit allen den Zweydeutigkeiten und Ausdehnungen, welche man allenfalls hineinlegen wollte. Selbſt die Verfaſſer derſelben waren überzeugt, wie vieldeutig dieſelben wären; die Präſidenten Jeannin und Richardot äuſſerten ſich, der eine in ſeinen Briefen nach Paris, der andre öfters in ſeinen Geſprächen, welche Gewalt ſie ſich hätten anthun müſſen, um eine klare, einfache Sache in ein ſolches Dunkel einzuhüllen, und jene Punkte ſo verwirrt abzufaſſen, daß ſie dieſelben ſelbſt nicht mehr verſtühnden.

Auch den ſiebenden Artikel mußte man vermittelſt einer ſolchen Schiefheit überſchleyern. Da man nämlich mit derſelben Befliſſenheit das Wort Religion ausweichen mußte, wie das Wort Indien, ſo ſetzte man dieſen Punkt in Beziehung mit einem fremden Traktat, und deſſelben geheimen Artikeln. Der Text ſagt blos: Die Unterthanen und Einwohner der Vereinigten Provinzen, ſollten in den Ländern des Königes und der Erzherzoge dieſelbe Freyheit und Sicherheit zu genieſſen haben, wie ſie den Unterthanen des Königes von Großbrittanien in dem letzten Friedenstraktat, und in den geheimen, eigens mit dem Connetable von Caſtilien ſtipulierten Artikeln zugeſagt wäre. Dieſer Artikel waren drey. Sie betrafen die Schiffkapitäne und Schiffbeſitzer, welche für alles, was auf dem Meere und auſſer Spanien ſich zutrüge, gegen Spanien nicht verantwortlich

ſeyn ſollten. Die Inquiſition ſollte ſich keiner Schiffs- 1609.
ladungen, ſondern allein des Vermögens eines Verbrechers bemächtigen können. Wer einer andern Religion wäre, ſollte nicht gezwungen ſeyn in die Kirchen zu gehn; gienge aber einer freywillig hin, ſo ſollte er dem heiligen Sakrament und den Geheimniſſen alle Ehrerbietung erweiſen; daſſelbe ſollte er auf den Straſſen beobachten, oder ſich zu rechter Zeit und ohne Aergerniß entfernen. Dieß war der Inhalt jener drey Artikel des Friedens von London, auf welche man ſich bezog, und die man itzt, um Räthſel auf Räthſel zu häufen, auch zur Grundlage des gegenwärtigen machte.

Ehe die Unterzeichnung des Waffenfriedens geſchehen konnte, fiel noch eine geheime Negoziazion vor, von welcher in dem Traktat ſelbſt nicht die geringſte Meldung geſchiehet, auch nur kein Schatten von einer Spur davon vorhanden iſt. Die Provinzen Brabant und Flandern nämlich waren dem verſtorbenen Prinzen von Oranien beträchtliche Summen ſchuldig geworden, zur Zeit als die ſämtlichen XVII. Provinzen, Luxemburg und Namür allein ausgenommen, ſich für das allgemeine Beſte verbündeten. Beyde dieſe Provinzen hatten groſſe Summen an die Kriegskoſten beygetragen, nichtsdeſtoweniger aber bey ihrer Trennung noch beträchtliche Schulden auf ſich, die das Haus Oranien nun an ſie foderte. Davon war ſchon vormals die Rede, als man ſo oft, und immer vergeblich, an einem Frieden arbeitete. In der ganzen Sache aber kam auch nur der Name des Prinzen Moritz nie zum Vorſchein.

1609. Nun faßten Spinola, Richardot, Mancicidor der Pater Neyen und Verreycken, als Abgesandte der Erzherzoge, im Namen dieser so wohl als im Namen des Königes von Spanien, eine Akte ab, in welcher sie versprechen: Den Herren Generalstaaten, in Erwägung des mit ihnen auf den heutigen Tag geschlossenen Traktats, und zur Tilgung derjenigen Ansprachen, welche die Erben des Prinzen von Oranien an die Provinzen Brabant und Flandern zu machen hätten, eine Summe von 300,000. Gulden in zwey Terminen zu bezahlen; also daß die erste Zahlung von hundertfünfzigtausend Gulden am Ende des gegenwärtigen, die zweyte aber am Ende des künftigen Jahres geschehen soll. Nach vollkommen geschehener Zahlung aber sollten sodann alle, diese Schuld betreffenden Papiere zurückgegeben werden. Die Akte wurde auf denselben Tag mit dem Traktat, nämlich den 9. Aprill 1609. unterschrieben, und darauf den 14. Aprill von Albert und Isabelle ratifiziert. Alsdann wurden jene Schriften den Deputierten der Staaten wirklich zurückgegeben, welche dagegen die förmlichen Empfangscheine ausstellten. Ich finde nämlich, daß, nachdem alles entrichtet war, die Auswechslung und Zurückgabe der Papiere von Robert von Falkenborgh, Agent der Staaten, und durch den Audienzier Verreycken, den 12. Dezember 1612. geschehen sey. Die Originalschriften selbst werden in einem Hefte in dem obenangeführten Archiv aufbewahrt.

Diejenigen von den Vereinigten Provinzen, welche in Betrachtung zogen, mit welchem Ernst und Eifer die Mediatoren zu Werk giengen, und wie leicht es denselben noch geworden wäre, die

allerschwierigsten Punkte vermittelst abgesonderter Verträge ins Reine zu bringen, fiengen nun auch an mit mehrerm Ernste Hand zum Frieden zu bieten. Selbst die Provinz Seeland, die sich sonst durch Abschlag jeden Vergleiches auszeichnete, und sogar drohte, sich von der Union zu trennen, ließ sich noch besänftigen. 1609.

Während dem man nun daran arbeitete, so begaben sich die vier Mediatoren nach Antwerpen, wo einige Deputierte von beyden Seiten diejenigen Artikel in Ordnung brachten, bey denen es keiner besondern Verkommnisse bedurfte, und welche keinem Widerspruch ausgesetzt waren.

Nun war alle Hofnung zu einem nahen Schlusse des Waffenfriedens vorhanden. Man beschloß also, sich zu einem vollkommenen Kongreß in Antwerpen zu versammeln, bey welchem auch die Deputierten anwesend seyn sollten, die dem Haager-Kongreß beygewohnt hatten. Ferner fand man für gut, weil die Erzherzoglichen Hoheiten zu Brüssel, also in der Nähe von Antwerpen residierten, daß die General-Versammlung der Staaten von den Vereinigten Provinzen sich sämtlich in Berg-op-Zoom versammeln sollte, um ebenfalls in der Nähe des Kongresses zu seyn.

Im Februar 1609. begaben sich nunmehr alle Deputierte, welche den Konferenzen im Haag beygewohnt hatten, mit grossem Gefolge nach Antwerpen, und langten daselbst der Reihe nach an. Die Grafen von Nassau und Brederode waren die ersten hier; sie wurden vor den Thoren der Stadt von dem Marquis Spinola, Mancicidor und Verreycken bewillkommt, und in der Stadt selbst mit gros-

1609. sem Pracht empfangen und einquartirt. Und weil der Marquis während seines Aufenthalts im Haag seine Kaplanen bey sich hatte, und auf seinen Zimmern Meße lesen ließ, so hatten nun die Deputierten auch ihre Prediger bey sich, und liessen sich in ihren Wohnungen predigen.

Um dieselbe Zeit versammelten sich die General-Staaten in Berg-op-Zoom, und zwar ausserordentlich zahlreich. Denn man hielt in den Vereinigten Provinzen die Akte, welche jezt durchgehen sollte, für die wichtigste seit der Regierungsabsage Kayſers Karl V. da solche zu einer Ratifikation der Utrechter-Union, und zu einer gesezmäſſigen Anerkennung der Republik vor den Augen der ganzen Welt dienen sollte. Daher gab man ihr so viele Feyerlichkeit, und berufte eine so große Menge von Deputierten zusammen, daß sich auf diese Zeit eine Anzahl von 800. Menschen zu Berg soll befunden haben.

Unterdessen hatte der Kongreß in Antwerpen immer seinen Fortgang; man versammelte sich zu gesetzten Tagen in voller Zeremonie auf dem Rathhause; ob es geschah, um dem Kunstwerk noch die lezte Feile zu geben, denn alles war sonst beschlossen und in Ordnung, oder ob man sich blos so stellte, kann ich nicht wissen; immer aber flogen Kouriere von Antwerpen nach Brüssel und Berg.

Der Pater Neyen, welcher die erste Hand an das Werk gelegt hatte, wollte wahrscheinlich dafür angesehen seyn, daß er auch die lezte daran gelegt hätte, und machte deswegen noch ein paar eilende Reisen nach Brüssel.

Endlich wurde der 9. April 1609. zur Vollendung

des mühsamen und verdrüßlichen Werkes angesetzt. 1609.
Die Ablesung des Traktats gieng feyerlich bey offenen Thüren vor sich. Die vermittelnden Minister von Frankreich und England unterschrieben alle vier in Einer Linie zuerst; alsdann die fünf Abgesandten von Spanien und der Erzherzogen in einer Kolumne zur Rechten, die neun Deputierten aber von den Vereinigten Provinzen in einer solchen zur Linken. Sogleich darauf wurden die Depeschen durch Kouriere nach Brüssel und Berg-op-Zoom abgeschickt; und als denn die Ratifikationen von da förmlich den 14. April zurückgekommen, so ward denselben Tag noch der zwölfjährige Waffenfriede in Antwerpen, unter dem Schall der Trompeten, Glockengeläute, Kanonen-Donner, und allen möglichen Zeichen der Fröhlichkeit, die bey solchen Gelegenheiten gebräuchlich sind, angekündigt. Die ausgesendeten Kreisschreiben erfüllten alle Provinzen mit Freude. In allen Städten sang man das Te Deum, und stellte Feste von mehrern Tagen an.

Die Holländer thaten auf ihrer Seite nicht weniger; sie schrieben öffentliche Danksagungen in den Kirchen durch die ganze Republik aus, und liessen in allen Städten und Dörfern Feste feyern, und Freuden-Feuer anzünden. Die Kronen Frankreich und England bezeugten ihre besondre Zufriedenheit, und alle benachbarte Fürsten ihre frohe Theilnahme. Die neue Republik schickte Gesandte an mehrere Staaten ab, und bekam solche von allen Seiten her. Selbst die, welche, aus Achtung für Spanien, gezögert hatten, sie anzuerkennen, säumten jezt nicht länger, sie als einen souveränen Staat zu behandeln, nachdem sie einmal sich so legitimiert hatte. Jezt

1609. reisten auch die vermittelnden Bothschafter, nachdem die Festine und Gastereyen vorüber waren, mit den Deputierten der Vereinigten Provinzen nach dem Haag zurück. Einige Zeit hernach schickten die Erzherzoge an jeden derselben prächtige Geschenke, in göldener und silberner Vaißelle, Scharlach und Edelgestein, oder auch Meubeln, jedem nach seinem Rang bis auf die Sekretärs und Subalternen. Die Holländer zwar nahmen diese Geschenke nicht an, bis die Ratifikation von Spanien eintraf, welche sie dann den 25. Julius in Brüssel wirklich anlangte. Herr Verreycken überbrachte dieselbe gleich nach Holland, und somit genehmigten sie dann nicht allein die Geschenke, sondern erwiederten dieselben auch von Seite ihres Staats. Diese bestuhnden ebenfalls in Silbergeschirr und allerhand Seltenheiten, und wurden jedem, von den Mediatoren an, bis auf die geringsten Bedienten, besonders zugestellt; alles mit königlicher Pracht, und ungefehr von ähnlichem Werthe mit den Geschenken der Erzherzoge. — In der Histoire metallique des XVII. Provinces von Gerard van Loon, kann man die Schaumünzen sehen, welche bey dieser Gelegenheit geschlagen wurden. Jede Provinz prägte die ihrige aus; man sieht keine unbescheidene darunter. Die größte, welche im Namen der General-Staaten geschlagen wurde, findet sich ebenfalls dort. Man hatte sie mit demselben Gepräg in verschiedenen Grössen; sie wurde in beträchtlicher Anzahl mit und ohne Ketten ausgetheilt. Seit der Zeit ist die Gewohnheit geblieben, daß man fremde Minister bey ihrer Abreise damit beschenkt. Diese Medaillen sind von Gold, gröffer oder kleiner nach Maßgabe des Charakters und der Umstände.

Auf der einen Seite findet sich das Wappen des Frey- 1609.
staats, ein Löwe nämlich mit sieben Pfeilen in der Pfote, und einer königlichen Krone oben über. Der Revers zeigt die Wappenschilde der sieben Vereinigten Provinzen mit fliegenden Bändern untereinander verbunden. Sie tragen gewöhnlich die Aufschrift, auf dem Averse nämlich: Concordia res parvæ crescunt, auf dem Reverse aber: Discordia maximæ dilabuntur.

Nach dieser summarischen Beschreibung von dem Schlusse dieses allberühmten Waffenfriedens, der über ganz Belgien so grosse Freude verbreitete, an welchem ganz Europa Theil nahm, sind einige Betrachtungen und Zergliederungen desselben wohl nicht unschicklich angebracht. Es wäre überflüssig alle Artikel hier einzurücken, da er selbst in jedermanns Händen ist, und jeder Schriftsteller, der über diese Zeitepoche schrieb, denselben entweder ganz oder doch in einem vollständigen Auszuge in sein Werk aufgenommen hat.

Ueberhaupt ist dieser Friede ein so unvollständiges Werk, daß nicht ein Zug desselben vollendet heissen kann. Zween ermüdete, an Kräften erschöpfte Kämpfer werfen sich da dem Schlummer in die Arme um auszuruhen, und überlassen es der Zeit, ob sie den Zweykampf ersticken oder von neuem anfachen will. Ich weiß wohl, ein Waffenfrieden beendigt die Dinge nur vorläufig, und kann daher auch leichter geschlossen werden, wie wirklich der gegenwärtige Fall bewies. Allein hier läßt es sich auch kaum errathen, was damit hätte vorgearbeitet seyn sollen.

Die Ursachen dieses langen, grausamen, beynahe wilden Kriegs, lagen die ganze Zeit über in der Res

1609. ligion und Freyheit, hernach in der Schiffarth und in der Handelschaft mit Indien. Von alle diesem kömmt nicht ein Wort in dem Traktate vor; und wenn man sich in zween oder drey Artikeln doch nähern mußte, etwas davon zu sagen, so geschiehet es auf eine so gestiffen unverständliche Weise, daß man zur nähern Erläuterung darüber zu besondern, geheimen Verträgen seine Zuflucht nehmen mußte, die man dem Publikum nicht mittheilen durfte.

Dennoch besteht der Traktat, so wie er öffentlich bekannt gemacht und unterschrieben wurde, aus 38. Artickeln.

Der erste derselben besagt: Die Erzherzoge wären es sowohl für sich, als im Namen des Königes von Spanien zufrieden, mit den General-Staaten in einen Traktat einzutretten, als mit einem freyen Lande, Provinzen und Städten, an welche sie keine Ansprüche machten. Dieß ist alles, was die Freyheit betrift, und kein Wort weiter davon. Unmittelbar aber nachher heißt es: Man traktire auf zwölf Jahre hin, und die Feindseligkeit sollte aufhören.

Der dritte enthält das Uti possidetis in kurzen, sehr allgemeinen, ganz unbedingten Ausdrücken.

Der vierte und fünfte Artikel sind eben die, von welchen schon oben die Rede war; sie enthalten in weitaushohlenden Worten und seltsamer Verhüllung, die Verwilligung der freyen Schiffarth und Handelschaft nach Indien.

Der siebente ist einer der kürzesten, und bezieht sich nur ganz lakonisch auf einen in England geschlossenen Frieden, und desselben geheime Artikel, ohne daß nur das Datum desselben angeführt, oder weiter irgend etwas davon gesagt wird. Und doch

soll gerade dieser Artikel das enthalten, was in Rücksicht auf die Schranken der freyen Religionsübung beyder Theile festgesetzt seyn sollte. 1609

Dieses waren denn die wesentlichsten Artikel mit welchen man gleichsam sich selbst täuschen, und dem Publikum Staub in die Augen werfen wollte, damit dasselbe nichts davon verstühnde.

Die übrigen 32. Artikel betreffen die Art, wie die Handelschaft in dem Innern der Länder von beyden Seiten möge getrieben werden, und die Einfuhrzölle, welche für Fremde nicht höher angesetzt werden sollen, als für Einheimische. Mehrere gehen denn blos Anfoderungen von Partikularen, und Privats Interessen an. In Absicht auf die Wiedereinfoderung konfiscierter und usurpierter Güter, die Aufhebung mehrerer während den Unruhen ausgefällter Sentenzen, und die Vergütung so vielen angerichteten Schadens, gieng man bis auf das J. 1567. zurück, in welchem der Herzog von Alba ins Land gekommen war. Mehrere Ansprachen wies man an besondere Richter zurück; wie z. B. die Ansprüche des Hauses Oranien an seine Besitzungen in Burgund. Man versprach sich wechselweise gute und schnelle Justiz. Weil aber die meisten Artikel in schwankenden und allgemeinen Ausdrücken abgefaßt waren, so wurde gleich im Jahr hernach 1610. eine Versammlung von Kommissarien nothwendig, um die nöthigen Erläuterungen darüber zu machen.

Wer die Geschichte der Niederländischen Unruhen aufmerksam studiert, und das namenlose Unheil und die schrecklichen Wirkungen sieht, welche Tirannei, Aufruhr, Verzweiflung, Rachsucht darinne hervorbrachten, und den Gang dieses fünfzigjährigen

S. 309. Z. 5. anſtatt: Vorſorgung l. Verſorgung
— — — 2. von unten, anſtatt: Tochtermänner l. Töchtern
— 309 ſ 316. wird die Jahrzahl 1595. anſtatt 1594. in Margine geſetzt.
— 310. Z. 3. von unten, anſtatt: Oſſot l. Oſſat
— 311. — 1. anſtatt: die l. der
— — — 12. von unten, wird das den durchgeſtrichen
— 313. — 3. anſtatt: hatte l. hätte
— 317. — 1. anſtatt: beſorgt l beſetzt
— 323. — 9. von unten, anſtatt: einen heftigen Stich in den Hals gab l. heftig nach dem Halſe zielte
— 326. — 7. von unten, nach: Haus l. zu ſprechen
— 332. — 3. von unten, anſtatt: ſtürtzen l. ſtützen
— 335. — 13. nach: Platzes fällt das (;) weg.
— 336. — 12. anſtatt: der l. des
— 339. — 4. von unten, anſtatt: Plane l. Plan
— 346. — 7. anſtatt: alles l. alle
— 349. — 13. anſtatt: Cultur l. Anbau
— 370. — 2. anſtatt: die Prinzen l. dieſe fürſtlichen Perſonen
— 374. — 2. anſtatt: vierzehn l. zwanzig
— 377. — 1. von unten, anſtatt: Admiral l. Amiranten
— 380. — 7. anſtatt: Admiral l. Amirante
— 383. — 15. anſtatt: Meerenge l. Meerengen
— 389. — 10. von unten, anſtatt: Epochen l. Epoche
— 395. — 2. anſtatt: Bündniſſen l. Verträgen
— 406. — 15. anſtatt: Deputierten l. deputirten
— 409. — 8. anſtatt: erreichte l. errichtete
— 411. — 7. anſtatt: nehmen l. nahmen
— 412. — 6. nach: dergleichen l. von
— 413. — 4. nach: durften l. (,)
— 415. — 15. von unten, anſtatt: 8. l. 5.
— 416. — 1. anſtatt: der Lahn l. Laerna
— 418. — 12. von unten, anſtatt: Dämmen l. Dünen
— 423. — 5. von unten, nach: Belagerung l. von Nieuport
— 424. — 1. anſtatt: denen l. deren
— 425. — 3. von unten, anſtatt: wendern l. wandern
— 426. — 10. anſtatt: verſchiedenen l. verſchiedene
— 430. — 10. anſtatt: iter l. *Iber*
— 431 ſ 33. in Margine, anſtatt: 1600. l. 1601.
— 434 ſ 39. in Margine, anſtatt: 1600. l. 1602.
— 435. Z. 4. nach: die l. dritte
— 440. in Margine, anſtatt: 1600. l. 1605 ſ 6.
— 441 ſ 44. in Margine, anſtatt: 1600. l. 1607.
— 449 ſ 56. in Margine, anſtatt: 1600. l. 1607.
— 450. Z. 3. fällt das den weg.